SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 4 2023

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
69. Jahrgang
Heft 4/2023
15,00 €

Sachsen und Ungarn



Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath
Editorial **327**

Thomas Bauer und Jörg Lauterbach
Die Modernisierung der Schlossarchitektur in Buda und Meißen ab 1476 im Kontext mit spätgotischen Gewölbefigurationen **328**

Thomas Bauer und Jörg Lauterbach
Das Matthias-Corvinus-Denkmal in Bautzen im Kontext sächsisch-ungarischer Repräsentationsarchitektur 1486-1516
Zum Motiv an Gurtriemen aufgehängter Wappen **334**

Zoltán Csepregi
Ungarn, Sachsen und die Reformation: der ständige Grenzverkehr **347**

Alexander Querengässer
Auf Kreuzzug in Ungarn
Die militärische Beteiligung Sachsens an den Türkenfeldzügen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit **356**

Jochen Vötsch
Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz (1666–1725), Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn **363**

Romy Donath
Franz Liszt in Dresden **369**

Matthias Donath
Deutsche in Ungarn – ein Überblick **374**

Matthias Donath und Lars-Arne Dannenberg
Ungarndeutsche in Sachsen **386**

Peter Bien
Die vertriebenen Ungarndeutschen und die katholische Kirche in Sachsen **397**

Gergely Prőhle
Der Umbruch 1989/90 in Ungarn und in der ehemaligen DDR im Vergleich **403**

Dr. Matthias Donath
Neue Quellenfunde zum Schlosspark Seerhausen **408**

Harald Marx
Traugott Lebrecht Pochmann und Coburg
Ein Nachtrag – als Anstoß **412**

Michael Kunze
Im Spannungsfeld zwischen Kunst und Politik –
Der sächsische Architekturmaler Fritz Beckert (1877–1962) **417**

Frank Schmidt
Die Barockkirche in Großröhrsdorf: durch Feuer vernichtet **423**

Martin Munke
#Geschichtsvereine23 mit „Hacking Regional History": Ausflüge ins Wikiversum **427**

Neuerscheinungen **429**

Mitteilungen **432**

Liebe Leser,

in Sachsen befindet sich ein bedeutendes Denkmal der ungarischen Nationalgeschichte: das Matthias-Corvinus-Denkmal am Matthiasturm der Bautzener Ortenburg. Unter Matthias Corvinus (1443–1490) erreichte das Reich der ungarischen Könige seine größte Ausdehnung. Als König von Böhmen herrschte er über Mähren, Schlesien, die Nieder- und die Oberlausitz. So kam es, dass ein Ungarnkönig einen Teil des heutigen Freistaats Sachsen regierte. In Ungarn selbst ist kein mittelalterliches Denkmal dieser Größe erhalten geblieben. Daher wurde das Bautzener Denkmal zu einer Ikone der ungarischen Nationalbewegung. Anlässlich des Millenniums der ungarischen Landnahme fertigte der Bildhauer Alajos Strobl (1856–1926) eine Gipskopie an, die 1896 in Budapest gezeigt wurde. Um diese dauerhaft zu erhalten, ließ der Architekt Kálmán Lux (1880–1961) eine steinerne Fassung herstellen. Diese wurde 1930 am Turm der ehemaligen Dominikanerkirche im Budaer Burgviertel unweit der Matthiaskirche angebracht und ist auf dem Titel dieser Ausgabe abgebildet. Eine weitere Kopie aus dem Jahr 1931 befindet sich an der Außenfront der Franziskanerkirche in Szeged.

Die Geschichte des Matthias-Corvinus-Denkmals zeigt beispielhaft, dass es zwischen Sachsen und Ungarn jahrhundertelange und durchaus wechselvolle Verbindungen gab, auch wenn beide Länder nicht aneinandergrenzen. Es war Aufgabe des Forschungsprojekts „Sachsen und Ungarn“, diese Beziehungen zu dokumentieren und ihre Hintergründe bekannt zu machen. Zur wohl bedeutendsten Wechselwirkung kam es nach Ende des Zweiten Weltkriegs, als mit Genehmigung der Sowjetunion 50.000 Ungarndeutsche in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands umgesiedelt wurden. Diese fanden überwiegend in Sachsen eine neue Heimat – und brachten damit auch ungarische Einflüsse nach Sachsen.

Das vorliegende Heft vereint Beiträge, die sich mit Wechselwirkungen zwischen Sachsen und Ungarn vor allem auf dem Gebiet von Politik, Kultur und Gesellschaft befassen und auf aktuellen Forschungen beruhen. Diese Beiträge sind chronologisch geordnet. Sie beginnen mit zwei Aufsätzen der Architekten und Bauhistoriker Thomas Bauer und Jörg Lauterbach zur Ausprägung neuzeitlicher Architekturformen zwischen Spätgotik und Renaissance. An dieser Stelle ein Wort zur geografischen Abgrenzung: Unter „Ungarn“ verstehen wir das historische Königreich Ungarn, wie es bis 1918 bestanden hat. Dieses frühere ungarische Staatsgebiet verteilt sich heute auf acht europäische Staaten. Die Verkleinerung Ungarns vor mehr als einhundert Jahre ist im „Trianon-Ungarn“ noch heute als Verlusterfahrung präsent und hat erheblichen Einfluss auf die aktuelle Politik Ungarns.

Weitere Aufsätze befassen sich mit der Frühen Neuzeit. Die Reformation Martin Luthers hatte starken Einfluss auf Ungarn, denn Teile der Bevölkerung wandten sich dem lutherischen Glauben zu. Bis heute wird dankbar an die Einflüsse aus Wittenberg erinnert, wie der Budapester Kirchenhistoriker Prof. Dr. Zoltán Csepregi berichtet. Dr. Joachim Vötsch verweist auf die Gegenreformation in Ungarn, an der auch ein Wettiner beteiligt war. Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz war der erste Fürstprimas von Ungarn. August der Starke trat vor ihm zur römisch-katholischen Kirche über. Ungeachtet der Konfessionsfrage beteiligten sich sächsische Truppen am Kampf gegen die Türken, die Zentralungarn besetzt hatten. Sie kämpften vor Wien und Ofen (Buda) und hatten selbst einen Anteil an der Befreiung Ungarns aus osmanischer Fremdherrschaft, wie Dr. Alexander Querengässer schildert.

Die Beziehungen Sachsens und Ungarns im 19. Jahrhundert bedürfen noch vertiefter Forschungen. Einen punktuellen Einblick gibt die Musikwissenschaftlerin Dr. Romy Donath mit ihrem Beitrag über Franz Liszt in Dresden.

Ein weiterer Beitrag stellt die Geschichte der Deutschen in Ungarn vor. Dieser Überblick ist notwendig, um zu verstehen, welche geschichtlichen und biografischen Erfahrung die Ungarndeutschen mitbrachten, die 1947/48 zwangsweise nach Sachsen umgesiedelt wurden. Die Darstellung der Aussiedlung und Ankunft in Sachsen beruht auf einer umfassenden Quellenauswertung. Peter Bien ergänzt, welchen Anteil die katholische Kirche in Sachsen an der Integration der Ungarndeutschen hatte. Leider fehlt es an Unterlagen, um die Geschichte der ungarischen Vertragsarbeiter in der DDR zu erforschen.

Gergely Pröhle, ehemals Botschafter Ungarns in der Bundesrepublik Deutschland, schildert seine Kindheits- und Jugenderlebnisse in Dresden und Jena und leitet von den Unterschieden Ungarns zur DDR ab, warum sich der Umbruch in Ungarn 1989 von der Friedlichen Revolution hierzulande unterschied.

Diesem Ungarn-Teil sind weitere aktuelle Forschungen angeschlossen. Mit unserem Reiseangebot „Mit sächsischem Blick durch Ungarn“ und der Besprechung des Buches „Ungarn verstehen“ nehmen wir das Thema des Heftes wieder auf.

Eine spannende Lektüre wünschen

Dr. Lars-Arne Dannenberg und
Dr. Matthias Donath

Gefördert durch
STAATSMINISTERIUM DES INNERN | Freistaat SACHSEN

Die Herstellung des Hefts „Sachsen und Ungarn“ wurde gefördert vom Sächsischen Staatsministerium des Innern. Diese Maßnahme wird mitfinanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtages beschlossenen Haushaltes.



Die Modernisierung der Schlossarchitektur in Buda und Meißen ab 1476 im Kontext mit spätgotischen Gewölbefigurationen

Thomas Bauer und Jörg Lauterbach

Ansicht von Ofen (Buda) aus der Weltchronik Hartmann Schedels, Nürnberg 1493. Der im Bau befindliche Burgpalast befindet sich unter dem Schriftzug BUDA und ist an den drei noch unfertigen Zeltdächern zu erkennen.
John Carter Brown Library

Für zwei der bedeutendsten Fürstensitze nördlich der Alpen aus der frühen Neuzeit – der Meißner Albrechtsburg und der Burg in Ofen (ungarisch: Buda) – brachte das Jahr 1476 einschneidende Wendungen für die Architektur auf dem Weg ihrer Metamorphose von einer wehrhaften mittelalterlichen Burg hin zum repräsentativen fürstlichen Schlossbau.

In Ofen fand 1476 die Hochzeit des Ungarnkönigs Matthias Corvinus (1443–1490) mit der neapolitanischen Königstochter aus dem Hause Aragon statt, in dessen Folge Beatrix von Aragon (1457–1508)[1] die sowieso schon bei Matthias Corvinus festzustellende Neigung zum Humanismus und der all`antica-Architektur sicher noch beflügelte. So sind unverkennbar über die Bauten von Beatrix´ Vater, König Ferdinand I. von Neapel (1424–1494), vor allem mit dem Castel Nuovo in Neapel (Erweiterung 1453 bis 1464), in dem Beatrix erzogen wurde und bis 1476 lebte, Einflüsse auf die nachfolgenden Erweiterungsbauten der Burg Ofen mit der Implementierung erster Formen der Renaissance nördlich der Alpen erkennbar.

In Meißen begann – nachdem nach der Grundsteinlegung 1471 bis in die Jahre 1474/75 noch die Altanlagen quellenkundig abgerissen wurden[2] – um 1476 der Neuaufbau unter dem Hofwerkmeister Arnold von Westfalen mit Einflüssen vor allem burgundischer Schlossbaukunst vom Hofe Karls des Kühnen (1433–1477)[3], die sehr wahrscheinlich durch den stetig zwischen den europäischen Höfen reisenden Bauherrenbruder Herzog Albrecht von Sachsen (1443–1500) angeregt wurde.

Aber obwohl sich beide Bauherren kannten[4] und sicher den Fortschritt der Architekturentwicklung der Bauten des jeweils anderen Hofes verfolgten – sowie auch der sächsische Hof der Wettiner auf der Hochzeit des Königs Matthias Corvinus mit Beatrix von Aragon 1476 durch Ihren Verweser des Herzogtums Sagan[5], Heinrich von Miltitz[6], vertreten waren[7] – ist festzustellen, dass König Matthias und Herzog Albrecht scheinbar differente Wege in der Ausrichtung ihrer Architektur gingen. Scheinbar deshalb, da sich die Funktionen und Raumkonzeptionen von rauchfrei beheizbaren Appartementsystemen, Bibliothek/Studiolo, modernen Treppenhäusern bis hin zu großformatig durchfensterten Repräsentationssälen von Meißen und Buda gar nicht so sehr unterschieden,

sondern nur bei Wand- und Aufrissgestaltungen differente Ansätze gewählt wurden, die aber jeder für sich von dem identischen Motiv geprägt waren, sich von der spätgotischen Formen- und Konstruktionssprache zu verabschieden und neue Wege zu gehen. Dabei rezipierten die Bauten von Matthias und Albrecht (und Ernst) offenkundig frühe Renaissancebauten von differenten Höfen, aber beiden blieb gleich, dass unverändert auf spätgotische Wölbungen gesetzt wurde, was wir hier an ausgewählten Beispielen der Erweiterungen und Umbauten nach 1476 erörtern möchten.

Burg Ofen und seine Erweiterung ab 1476

Die Umbau- und Erweiterungsbauten der Palastgebäude auf Burg Ofen unter dem ungarischen König Matthias Corvinus in den 1480er Jahren zählen zweifellos zu den Initialzündungen der Renaissancebaukunst nördlich der Alpen mit seinen Ausstrahlungen vor allem an die Höfe nach Böhmen, Bayern, Polen, Schlesien und Sachsen. Die ungarische Forschung (von Jolán Balogh[8] über Rozsa Feuer-Toth[9] bis Szilárd Papp[10] und Péter Farbaky[11]) verortet die architektonischen Vorbilder der Burg Ofen, basierend auf den Ausgrabungen auf dem Budaer Burgberg (von Laszlo Gerevich[12] über Nagy Emese[13] bis Károly Magyar[14]) mit ihren fragmentarisch aus dem Schutt geborgenen, teils bildplastischen Steinartefakten des ehemaligen Budapester Palastes, bei den Frührenaissancebauten der Medici in Florenz sowie bei Bauten der Höfe zu Ferrara, Urbino und Mantua im Kontext der humanistisch geprägten Antikenrezeption. Hinsichtlich der Vorbilder zum Budaer Palast nach 1476 ist unseres Erachtens die Renaissanceentwicklung des aragonesischen Hofes mit seinen Bauten in Neapel stärker in den Diskurs mit einzubringen, da die unter Beatrix´ Vater Ferdinand I. bzw. Großvater Alfons I. (1396–1458) von 1442 bis 1476 in Neapel ausgeführten Renaissanceformen prägnanter für die Frage nach einer Rezeption am Budaer Burgpalast als die Florentiner Renaissancebauten sind.

Insbesondere da am Neapler Castel Nuovo im direkten zeitlichen und räumlich-baufunktionalen Kontext mit der all`antica rezipierten Fassadenarchitektur auch spätgotisch figurierte Gewölbe gebaut wurden, lässt die vergleichbaren hybriden Raumgestaltungen an den Schlossbauten in Ofen und Plintenburg (ungarisch: Visegrád) als Verbindung sehen. Darüber hinaus findet sich an den Budaer Palastbauten ebenso der Fingerabdruck in Form der aragonesischen Emblematik (in Buda an z. B. den Majolikafliesen), wie dies auch vergleichbar an den Schlusssteinen der Gewölbe über dem Portal als auch der großen Portaltür im Neapler Castel Nuovo in nahezu identischer künstlerischer Gestaltung zu finden ist.[15]



Castel Nuovo in Neapel, Portal Alfons I., ausgeführt von 1453 bis 1464
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Stärker noch sind die Übereinstimmungen an dem in Neapel am griechischen Ursprung der Parthenopensage[16] zur Legitimation von den Aragonesen benutzte und im Kontext in die Renaissancearchitektur eingebettete Formenrepertoire am Castel Nuovo mit den ausgebildeten Delphinkapitellen, kassettierter Bogendecke mit geflügelten Köpfen (Cherubsköpfe), dem großen Voluten-Bogentympanon bis hin zum Neapler Nymphäum, welche in Buda nahezu identisch ausgeführt wurden. In Buda wurde z. B. das Nymphäum als hängender Garten in der Burg nachempfunden. Jedes Formdetail für sich hat sicher auch Vorbilder an anderen Höfen Italiens, aber durch die Häufung dieser Übereinstimmungen der Bauformen sowie der Tatsache, dass Corvinus – der selber nie in Italien war – sich



Castel Nuovo in Neapel, Portal, Gewölbe in der Durchfahrt. Rippengewölbe mit bildplastisch ausgearbeiteter Ikonografie des Hofes von Aragon
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

die gesamte Zeit ab 1476 für seine Budaer Bauten von Francesco Bandini dei Baroncelli[17] architektonisch beraten ließ, drängt sich eine Rezeption von Neapel nach Buda geradezu auf. Bandini war vor seiner Budaer Zeit am Hofe in Neapel architektonisch tätig, so wie es auch Bandini war, der Filaretes architektonische Abhandlung nach Buda in die Bibliothek brachte.[18] Der von Giorgio Vasari (1511–1574)[19] für den Burgpalast Buda benannte Florentiner Holzbauarchitekt Chimenti Camicia (1431–1505?)[20] hat sicher eine führende Rolle bei der Ausführung gespielt, zudem Zahlungen an ihn nachzuweisen sind, aber worauf sich der Bauherr Corvinus in seiner Aufgabenstellung an die Architekten bezog, wissen wir nicht, und eine nachahmende Vorbildfunktion der Neapler Bauten ist da keineswegs auszuschließen, wo doch die Übereinstimmungen so auffällig sind: Das nahezu gesamte Repertoire der Budaer Renaissanceformen findet sich mit dem stark ausgeprägten imperialen Charakter der Fassadenarchitektur am Portal des Castel Nuovo in Neapel wieder. Und da würde sich auch der Kreis schließen, dass eben auch genau an diesem Portalbauwerk in Neapel die hybride Bauweise mit eingebundenen figurierten Netzrippengewölben im Haupteingang (Untersicht) und dem Sala dei Baroni für eine Bauweise am Palastbau in Buda sprechen, dort ebenso neben den imperialen Innenraumwandgestaltungen spätgotisch ausgeformte Rippengewölbe mit einzubinden, was in den Florentiner Palastbauten als Vorbilder eher nicht zu finden ist und ein Holzbauarchitekt wie Chimenti wohl auch nicht als Experte für Rippengewölbe aus Haustein anzunehmen ist. Der zeitgleich gebaute Sommerpalast des Königs Matthias Corvinus in Visegrád am Donauknie zeigt nach 1476 (der Erkerbau am Haupteingang ab 1476 wurde noch rein spätgotisch gebaut) ebenso diese hybride Bauweise von Renaissancewandgestaltungen im Kontext mit spätgotischen Gewölben.

Neben den Wand- und Bogengestaltungen all´antica wurde auf Burg Ofen nach 1476 beim oberen Raumabschluss offenbar – soweit dies die Befunde aus den zahlreich ausgegrabenen Rippenfragmenten noch feststellen lassen – auch in hybrider Bauweise der Raumperzeption nach wie vor auf spätgotische Rippengewölbe gesetzt.[21] Zwar sind die zahlreichen Rippenbefunde nicht mehr räumlich zuordenbar – die Ausgrabungsfunde waren an einem Ort im Bereich der späteren Auffüllung im früheren Burggraben lokalisiert, was für eine Verkippung von Schutt nach den Zerstörungen durch die Osmanen[22] über eine zentralisierte Kippmulde spricht – aber die Auswertungen sowohl der Forschung von Szilárd Papp[23] und Károly Magyar[24], als auch unsere gemeinsame Forschungsarbeit mit den ungarischen Kollegen vom Történeti Múzeum Budapest[25] seit 2014 an den ausgegrabenen Rippenfragmenten[26] zeigen bereits jetzt, dass es sich allein bei diesen Befunden um mindestens drei spätgotische Gewölbe, teils großjochig mit Schlingrippen, handelte. Das Ziel unseres gemeinsamen Forschungsprojektes mit den ungarischen Kollegen ist eine 3D-Nachkonstruktion von Gewölbefigurationen an Hand gescannter Rippenfragmente mit ihren Radien und Rissbefunden. Da die Bauepoche in Buda zwischen Corvinus und seinem Nachfolger Wladislaw II. (1456–1516) aber kaum unterschieden werden kann, war es zunächst erforderlich, die Forschungen zu den böhmischen Schlingrippengewölben Wladislaws II. vom nahezu zeitgleichen Bau auf der Prager Burg (Hradschin) abzuschließen,[27] um daraus ableitend eine substantiellere Grundlage für die Figurationsansätze in Buda zu erlangen, was inzwischen auch zu ersten sehr erfolgversprechenden Ergebnissen zu den Budaer Figurationen auf Burg Ofen führt.[28]

Aber die Tatsache, dass Matthias Corvinus wie auch sein Nachfolger Wladislaw II. neben den neu gestalteten Raumperzeptionen in Wand- und Bogengestaltungen all`antica im Hybrid mit spätgotischen – wenngleich auch nunmehr teils dekonstruierten – Gewölbefigurationen ausführen ließ, zeigt einerseits eine Verbindung zum mutmaßlichen Vorbild für Buda, des Castel Nuovo in Neapel mit seiner hybriden Gestaltung aus Renaissanceformen am Portal und der Gewölbe in der Portaluntersicht als auch dem Gewölbe des Sala dei Baroni, und anderseits, dass Buda genau wie Meißen und Prag bei den neuen Palastbauten unverändert auf spätgotische Gewölbe zurückgriff, wenngleich in gesteigerter dekonstruierter Form. Gerade der Befund – heute im Eingangsbereich der Ausstellung zur Budaer Burgausstellung des Történeti Múzeum Budapest positioniert – zeigt exemplarisch an einem Schlingrippenwölbanfänger-Werkstein aus Astwerkrippen[29], dass es Ziel war, die spätgotische Rippengestaltung mit einer künstlerischen Steigerung weiter zu entwickeln. Und genau dies ist auch ein Motiv, welches sich an der Meißner Albrechtsburg feststellen lässt.



Budapest, Történeti Múzeum, Astwerkanfänger mit angerissener Schlingrippenfigur auf dem Oberlager
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach/Norbert Nußbaum

Albrechtsburg Meißen ab 1476

Mit dem Neubau der Fürstenflügel auf der Meißner Albrechtsburg ab 1471 (Beginn der Baumaßnahme) bzw. 1476 (Hochziehen der Palastanlage nach vorherigem Rückbau der mittelalterlichen Vorgängerbebauungen bis Erdgeschoss sowie Verstärkung der Substruktionen in den Untergeschossen) durch den Hofwerkmeister Arnold von Westfalen bekam dieser erste Schlossbau im mitteldeutschen Raum eine so hierzulande noch nicht gekannte Ausformung von Fassaden, Treppenhäusern als auch der räumlichen Anlage mit rauchfrei beheizten Appartments.[30] Anstatt wie in Buda (und Prag) bei den dortigen Palastumbauten setzten die Bauherrenbrüder Kurfürst Ernst (1441–1486) und Herzog Albrecht auf eine Architektur, die ihre Vorbilder in den burgundischen Fürstenschlössern unter Karl dem Kühnen vorexerzierte. Exemplarisch stehen dazu das Palais des Ducs et des Etats de Bourgogne in Dijon wie auch das Palais Rihour in Lille, der Prinsenhof in Brügge, das Palais Coudenberg in Brüssel und der Prinsenhof in Gent. Die Fassaden wurden exemplarisch beim Palais in Dijon gleich den all`antica-Fassaden mit großformatigen Fenstern durchlichtet, fern jeder noch anzunehmenden Wehrfunktion, allerdings hier mit formgebenden Kielbögen überfangen und mit abstrahierten Maßwerk gegliedert, wie es bis dato nur an sakralen Fenstern zu finden war. Das heißt, die Formen der Fenstereinfassungen weichen von Renaissance-Gestaltungen mit lateralen Pilastern mit Kapitellen und Architraven ab, aber als Prinzip identisch wird nach neuen Formen für die Rahmung eines nunmehr großen Palastfensters gesucht und dies in Meißen im Vorhangbogen gefunden, wie es die burgundischen Fensterformen Karl des Kühnen und Philipps III. des Guten (1396–1467) mit ihren überfangenen Kielbogenformen bereits ab den 1450er Jahren zeigten. Wenngleich der Kielbogen als oberer Fensterabschluss auch bereits in der römischen Architektur zu finden ist – siehe hier die wunderbaren Wandfresken aus Pompeij der Casa di Meleagro (VI.9.2.), heute im Archäologischen Nationalmuseum Neapel[31] – so ist doch fraglich, inwieweit diese Befunde (Pompeij wurde erst ab dem 18. Jahrhundert ausgegraben) bereits den Baumeistern und Architekten um 1476 nördlich der Alpen bekannt waren und so hypothetisch als „Renaissance"-Form verstanden werden könnten. Auch haben Donatello (um 1396–1466) und Michelozzo (um 1396–1472) 1423 bei ihrem berühmten Grabmal für Kardinal Rinaldo Brancaccio in Sant´Angelo a Nilo in Neapel bereits hybride Formen von Vorhangbogen mit Renaissanceformen aus kannelierten Säulen mit Kapitellen und Rundbogen sowie bekrönenden spätgotischen Kielbogen ausgeführt. Aber es scheint zu weit hergeholt, der Vorhangbogenform Arnolds von Westfalen in Meißen sowie den burgundischen Kielbögen über den Fenstern eine derartige Rezeption zuzuweisen. In jedem Fall aber zeigen Arnolds Vorhangbögen im Kontext mit den großen Maßwerkfenstergliederungen, dass er hinsichtlich der öffnenden Raumfunktion auf der Suche nach einer neueren Gestaltung war und diese umsetzte.



Meißen, Albrechtsburg, Hoffassade mit mittig vor der Fassade positionierten Großen Wendelstein
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Mit dem Großen Wendelstein greift Arnold von Westfalen ebenfalls auf die burgundischen Vorbilder zurück, wenngleich hier die von der Forschung bisher vorgeschlagenen Stiegenhäuser der französischen Schlossarchitektur vor 1476 sicher auch nicht auszuschließen sind. Die Öffnung eines großen Wendelsteines im Schlosshof als Akt der Inszenierung des Hofes während des Aufstieges als auch des Sehens und Gesehenwerdens im zeremoniellen Akt mit über Etagen hinweg auch innerhalb des Wen-

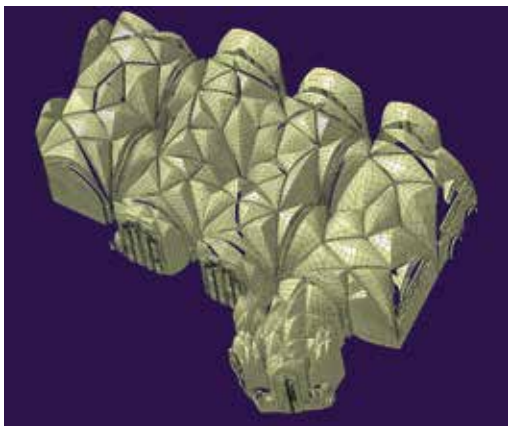


Dijon, Palais des Ducs et des Etats de Bourgogne, Auf der gegenüberliegenden Fassadenfläche war der 1453 gebaute Wendelstein ebenso mittig vor der Fassade positioniert wie in Meißen
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

delsteines möglichen Interaktionen stellt gegenüber mittelalterlichen Treppentürmen eine architektonische Neuerung und Meisterleistung dar, welche der darstellenden Inszenierung renaissancezeitlicher Treppenbauten in der Funktion in nichts nachsteht.
Wie auf Burg Ofen griff auch Arnold von Westfalen beim oberen Raumabschluss auf gotische Ziegelwölbungen zurück, wenngleich nunmehr ohne Rippen und neuartig konstruiert als rein gemauerte Zellen. Die Metamorphose zur Entwicklung der Zellenform zeigt sich einzigartig auf der Albrechtsburg. Im zuerst errichteten Südflügel begann Arnold von Westfalen im Erdgeschoss hofseitig (Silberkammer) mit einfachen Kreuzgratgewölben. In den elbseitigen Erdgeschossräumen fügte Meister Arnold dem Kreuzgrat eine weitere Kreuzfigur hinzu, aber beließ es bei den



Meißen, Albrechtsburg, Großer Wendelstein, Scan-Schnitt mit Hybrid aus Rippen- und Zellenwölbung sowie offener Spindel zur Interaktionen über Etagen hinweg
Grafik: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach/Norbert Nußbaum



Meißen, Albrechtsburg, Mittelbau, erstes Obergeschoss, Scan-Modell vermascht mit Gewölbe im Kontext mit den großen raumdurchlichtenden Vorhangbogenfenstern
Grafik: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach/Norbert Nußbaum



Südflügel, Erdgeschoss-Elbseite. In diesem Raum ist dem Kreuzgratgewölbe nur eine Figur im Scheitelbereich hinzugefügt, die Wölbsegel sind noch flach und leicht gebust. Dieser Raum ist exemplarisch für die Metamorphose der Entwicklung der Wölbformen hin zu pyramidal geformten Zellen ab den Obergeschossen.
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Wölbflächen noch bei gebusten (leicht sphärisch gekrümmten) Wölbsegeln. Im Obergeschoss über exakt dem gleichen Grundriss und exakt der identischen Figuration ging Arnold von Westfalen in den Kurfürstenstuben einen Schritt weiter, und statt einer Busung zwischen den Graten sind die Wölbsegel nunmehr stark pyramidal ausgeformte Zellen.[32] Bei den Wölbungen ist der Gestaltungs- und Konstruktionsprozess Arnold von Westfalens über die Etagen hinweg sehr genau nachvollziehbar, hingegen bei den Vorhangbogenfenstern zeigte sich von Beginn an eine einheitliche Konzeption der zwei-, drei- und vierzügigen Fenstergliederungen, welche auch sein Nachfolger Konrad Pflüger beim Nordflügel bzw. ab dem zweiten Obergeschoss im Mittelbau beibehielt.
Die Verbindung zwischen den geometrischen Herleitungen der Vorhangbögen einerseits und den Bogenradien der Zellengrate andererseits – welche 2019 durch ein Scanning beider Bauformen nachgewiesen werden konnte[33] – zeigt, dass sich Arnold von Westfalen beim Entwurf ganzheitlich mit der Raumperzeption und Konstruktion beschäftigt hat, wie es auch in den nach Proportionen strebenden Traktaten von Vitruv bis Alberti zu lesen ist, wenngleich sich genau die Traktatliteratur der Renaissance kaum mit Gewölben beschäftigt und an keiner Stelle Rippengewölbe oder Rippenfigurationen thematisiert sind.

Zusammenfassung

Die Entwicklung der beiden auf mittelalterlichen Vorgängerbauten erweiterten Burganlagen – Albrechtsburg in Meißen und Burg Ofen (Buda) – hin zu modernen Schlossbauten ihrer Zeit zeigen, dass eine Architekturentwicklung mit identischen neuen Raumfunktionen auch unabhängig ihrer differenten Gestaltung – von Wandaufriss- bis hin zu Fensterformen – gleichsam den Anspruch auf Modernisierung vertreten kann. Diese Entwicklung in Ungarn und Sachsen der 1470/80er Jahre steht für die führende Architektur des modernen Schlossbaues seiner Zeit nördlich der Alpen und hatte eine große Ausstrahlung mit all ihren jeweils individuellen – sicher auch territorial begründbaren – lokalen Stilformen in die Nachbarregionen und Fürstentümer.
Interessant dabei ist, dass bei identischer Suche nach neuen Formen und Raumfunktionen als auch differenten Gestaltungen der Wandaufrisse es an den Höfen des Ungarnkönigs als auch der sächsischen Fürsten offenkundig außer Frage stand, beim oberen Raumabschluss weiterhin auf brandsichere spätgotische Ziegelwölbungen zu setzen, gleichwohl auch hier mit differenten Form- und Konstruktionsentwicklungen.
So stehen Ungarn und Sachsen am Beginn der frühen Neuzeit mit an führender Stelle der Weiterentwicklung moderner Schlossarchitektur, wenngleich mit lokal differenten Lösungen, insbesondere der Wölbfigurationen.

1 Albert Berzeviczy: Beatrix Királyné (1457-1508): Történelmi Élet- És Korrajz, Budapest 1908.
2 Sybille Harksen: Zum Bauverlauf auf der Albrechtsburg, in: Hans-Joachim Mrusek (Hrsg.): Die Albrechtsburg zu Meißen, Leipzig 1972, S.31-34.
3 Die Herkunft Arnold von Westfalen ist nach wie vor unsicher, aber so man seinen Namenszusatz als Herkunft interpretiert, so wäre dies ein weiteres Indiz für die Einführung burgundischer Architektur, da Westfalen bis 1477 zum Herrschaftsgebiet des Hauses Valois-Burgund unter Karl dem Kühnen mit seinen zahlreichen Bauten, die Vorbildcharakter zur Meißner Albrechtsburg zeigen, direkt benachbart war.
4 Vgl. Beitrag von Thomas Bauer und Jörg Lauterbach in diesem Heft.
5 1472 kaufte Herzog Albrecht das Herzogtum Sagan von Herzog Johann II. von Sagan. 1549 musste es Kurfürst Moritz an Ferdinand I. bzw. an die böhmische Krone abtreten.
6 Zu Heinrich von Miltitz als Verweser von Sagan mindestens im Zeitraum 1474-1478 vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10005 Hof- und Zentralverwaltung, Loc. 4371/2, fol. 104, Loc. 4377/1, fol. 114, Loc. 4377/4, fol. 348.
7 Bericht von Hans Seybolt von Hochstetten zur Hochzeit von Matthias Corvinus und Beatrix von Aragon im Dezember 1476 in Buda, Original in der Bayerischen Staatsbibliothek, Cgm 331, fol. 73r-84r, Transkription bei Béla Borsa: Reneszánskori ünnepségek Budán, in: Tanulmányok Budapest Múltjából 10 (1943), S.44-53.
8 Jolán Balogh: Die Anfänge der Renaissance in Ungarn. Matthias Corvinus und die Kunst, Graz 1975
9 Rozsa Feuer-Toth: Renaissance-Baukunst in Ungarn, Budapest 1981.
10 Szilárd Papp: A királyi udvar építkezései Magyarországon 1480–1515, Budapest 2005; hier S. 111-125 (ungarisch) und 278–281 (deutsch); Szilárd Papp: Heraldic Relics of the Reign of Matthias Corvinus in Upper Lusatia and Silesia, in: Matthias Corvinus, the King, Budapest 2008, S. 222-224.
11 Péter Farbaky: Florence and/or Rome? The Origins of Early Renaissance Architecture in Hungary, in: Péter Farbaky/Louis AlexanderWaldman (Hrsg.): Italy & Hungary. Humanism and Art in the Early Renaissance, Florenz 2011, S. 345-368; Péter Farbaky: Chimenti Camicia, the Florentine Woodworker-architect of Matthias and his Role in the Royal Building Works in Buda, in: Budapest History Museum (Hrsg.): Matthias Corvinus, the King. Tradition and Renewal in the Hungarian Royal Court 1458 – 1490, Budapest 2008, S. 313-316.
12 László Gerevich: A budai vár feltárása, Budapest 1966.
13 Nagy Emese: Zsigmond király budavári Friss-palotája, in: Budapest Régiségei 16 (1955), S. 105-134.
14 Károly Magyar: Towards a Reconstruction of Matthias-Era Residences, in: Budapest History Museum (Hrsg.): Matthias Corvinus, the King. Tradition and Renewal in the Hungarian Royal Court 1458 – 1490, Budapest 2008, S. 89-100; Károly Magyar: Royal Residences in Buda in Hungarian and European Context, in: Balázs Nagy/Martyn C. Rady/Katalin Szende/András Vadas (Hrsg.): Medieval Buda in Context, Leiden/Boston 2016, S. 133-168.
15 Zur Emblematik der Beatrix von Aragon grundlegend: Péter Farbaky: Patrons and Patterns: The Connection between the Aragon Dynastiy of Napels and the Hungarian Court of Matthias Corvinus, in: Radovi Instituta za povijest umjetnosti 41 (2017), S. 23-31.
16 Stadtursprung Neapels ist Parthenope, bevor daneben später mit Neapolis das eigentlich neue Neapel gegründet wurde. Vgl. Andreas Beyer: Parthenope. Neapel und der Süden der Renaissance, München 2000.
17 Breve lettera ad un amico di Francesco dei Baroncelli in lode della citta di Napoli e del re Ferrante. MCDLXXVI. Nachdruck von Franco di Mauro, Neapel 1990.
18 In der Corvinius-Bibliothek sind ab 1484/5 auch Vitruv und Alberti nachweisbar.
19 Ludwig Schorn/Ernst Förster (Hrsg.): Georgio Vasari. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, Bd. 2, Stuttgart/Tübingen 1839, S. 25 f.
20 Péter Farbaky: Chimenti Camicia, a Florentine woodworker-architect, and the early Renaissance reconstruction of the royal palace in Buda during the reign of Matthias Corvinus (ca.1470-1490) in: Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz 50 (2006), Heft 3, S. 215-256.
21 Matthias Corvinus konnte den Palast nicht mehr fertigstellen. Sein Nachfolger Wladislaw II. (1456–1516) führte die Arbeiten fort.
22 Die Burg Ofen wurde 1541 durch die Osmanen eingenommen, und 1578 explodiere deren Pulverkammer nach einem Blitzeinschlag, wodurch die Palastanlage größtenteils zerstört wurde.
23 Papp (wie Anm. 10).
24 Magyar (wie Anm. 14).
25 Historisches Musuem Budapest, András Vegh und Károly Magyar, sowie zum Projektteam auf ungarischer Seite ferner Balász Szöke und auf deutscher Seite Norbert Nußbaum, Thomas Bauer und Jörg Lauterbach.
26 Das Forschungsprojekt hat zum Ziel, aus dem Scan der ausgegrabenen Rippenartefakte an Hand einer Rekonstruktion über Rissbefunde und Krümmungsradien der Rippen die Gewölbefigurationen zu modellieren.
27 Thomas Bauer/Jörg Lauterbach/Norbert Nußbaum: Arnold von Westfalen und Benedikt Ried. Innovativer Gewölbebau im Dienst frühneuzeitlicher Fürstenhöfe. Mit Seitenblicken auf Parallelentwicklungen im oberdeutschen Sakralbau, Worms 2021.
28 Wir müssen um Verständnis bitten, dass wir an dieser Stelle nicht weiter zu diesem Gemeinschaftsprojekt berichten können.
29 Anhand der Risslinien am Oberlager des Astwerk-Rippenanfängers stellten die Autoren 2014 fest, dass es sich genau wie beim Gewölbe über dem Prager Oratorium in St. Veit in Prag um Astwerk-Schlingrippen handelt.
30 Vgl. Stephan Hoppe: Die funktionale und räumliche Struktur des frühen Schloßbaus in Mitteldeutschland. Untersucht an Beispielen landesherrlicher Bauten der Zeit zwischen 1470 und 1570, Köln 1996.
31 Thomas Bauer/Jörg Lauterbach: Die Metamorphose der Zellengewölbe im Südbau der Albrechtsburg und die hypothetische Frage einer Rezeption antiker Bauformen, in: Monumenta Misnensia. Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen 15 (2021/2022), S. 14-31, hier S.18-20.
32 Vgl. ebenda, S. 21-28 mit einer umfassenden Beschreibung des Prozesses.
33 Bauer/Lauterbach/Nußbaum (wie Anm. 27), S. 16-19 mit Abb. 10.

Autoren
Thomas Bauer und
Jörg Lauterbach
bauer lauterbach GmbH
Tiergartenstraße 72
01219 Dresden
www.schlingrippe.de



Das Matthias-Corvinus-Denkmal in Bautzen im Kontext sächsisch-ungarischer Repräsentationsarchitektur 1486–1516

Zum Motiv an Gurtriemen aufgehängter Wappen

Thomas Bauer und Jörg Lauterbach

Originalwerksteine des Giebels des Bautzener Corvinus-Denkmals mit an Astwerk über Gurtriemen aufgehängte wappenbesetzte Tartschenschilde
Stadtmuseum Bautzen, L 2057 und L2058, Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Beim Bau der Ortenburg in Bautzen 1483[1] bis 1486 (1490) trafen zwei zu dieser Zeit als modern aufzufassende – aber diametral in ihrer Ausrichtung avisierte – Architekturkreationen aufeinander: Einerseits das spätgotische Zellengewölbe des wettinischen Sachsen an der Herrschaftsempore der Georgskapelle und anderseits die antikisch interpretierte Monumentarchitektur des Matthias-Corvinus-Denkmals an der der Georgskapelle vorgesetzten Fassade des Torturmes. Das Zellengewölbe dürfte neben der Sachsenburg als eine der frühesten Rezeptionen der eben erst im Süd- und Mittelbau fertiggestellten Meißner Albrechtsburg gelten und die imperial altrömisch gestaltete Fassadenplastik als eine der ersten Rezeptionen der Renaissancearchitektur im Reich nördlich der Alpen außerhalb Ungarns.

Die Rezeptionen der Bautzener Schlossarchitektur in den 1480er Jahren gehen erkennbar auf die Bauten der verschwägerten[2] früheren Thronprätendenten um die böhmische Krone (1471) – Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen[3] und Matthias Corvinus, König von Ungarn[4] - zurück, jeder für sich in den 1480er Jahren eine andere Architekturrichtung anstrebend. Der Sachse Albrecht war Bauherr zusammen mit seinem Bruder Kurfürst Ernst für die Albrechtsburg in Meißen als einen der frühesten Schlossbauten im Reich mit dem Ansinnen die spätgotischen Wölbungen mit dekonstruierten Vereinfachungen exklusiv weiter zu entwickeln, und Matthias Corvinus seinerseits gab den im großteils Renaissance-Stil gehaltenen Schlossbauten in Ofen (Buda) und Plintenburg (Visegrád) den Auftrag mit dem Ziel einer dem altrömischen Imperium vergleichenden Herrscherrepräsentation, wie sie die Renaissance südlich der Alpen seit dem frühen 15. Jahrhundert vorexerzierte.

Die Biografien des Ungarnkönigs Matthias und des sächsischen Herzogs Albrecht begegneten sich aber vor allem ein Leben lang auf der politischen Bühne Europas nördlich der Alpen. Beginnend mit den Hochzeiten beider mit den böhmischen Königstöchtern 1461 und 1464, dem rivalisierenden Werben um die böhmische Krone 1471, dem Vergleich zwischen Sachsen und Ungarn von 1471[5], der Teilnahme Herzog Albrechts auf Einladung von König Matthias zum Olmützer Frieden 1479[6] , dem jahrzehntelangen intensiven Schriftwechsel[7] bis hin zum zwischen beiden persönlich ausgehandelten Waffenstillstand 1486 beim Kampf um Niederösterreich, wo Herzog Albrecht das Heer des Habsburgers Kaiser Friedrich III. (1415–1493) befehligte und Matthias Corvinus die ungarischen Besatzer im Felde anführte.

Für unser Interesse zum Kontext der Repräsentationsarchitektur bezüglich der Wappenarrangements ist ein Blick auf den 1478 begonnenen Aufnahmeprozess der beiden Herrscher in den burgundischen Ritterorden des Goldenen Vlies – nach dem Tode Karls des Kühnen 1477 nunmehr unter neuer Ordensmeisterschaft des Habsburgers Maximilian I. – sehr aufschlussreich, da dieser die Bezugnahmen zur Ritterschaft in der ostentativen Darstellungsabsicht beider sehr vergleichbar zeigt.[8]

Gleichzeitig und in einem Zuge für die Aufnahme in den Orden vorgeschlagen wurden Matthias und Albrecht auf dem 21. Ordensfest in Brügge am 1. Mai 1478 ausgerechnet vom Habsburger Herzog Maximilian I.[9] Über die Aufnahme der beiden wurde abgestimmt sowie vorgeschlagen, zunächst Albrecht und Matthias zu informieren, um zu sehen, ob die Wahl auch angenommen werden würde. Auf dem nachfolgenden Ordensfest 1481 in 's-Hertogenbosch erfolgte noch keine Aufnahme, sondern erst auf dem dann nächstfolgenden Ordensfest 1491 in Mechelen wurde Albrecht von Sachsen Ordensmitglied (Nr. 96) und zeigte sich zugleich auf dem einzig von ihm erhaltenen Bild ritterlich mit der Ordenskette.[10] Hingegen für Matthias Corvinus kam sein früher Tod am 6. April 1490 in Wien zuvor, so dass er nicht mehr aufgenommen werden konnte. Inwieweit Corvinus überhaupt die Wahl eines Ordens, welcher von seinem Gegenspieler geführt war, angenommen hätte, ist aus den Quellen her nicht überliefert. Aber unabhängig davon, ob er in den nobelsten Ritterorden seiner Zeit gegangen wäre, bleibt festzuhalten, dass Matthias Corvinus bereits 1472 – also sechs Jahre vor dem Wahlvorschlag Maximilians I. – einen Aufruf zur Gründung eines eigenen Ritterordens zur Bekämpfung der Türken erließ[11], womit Matthias an alle christlichen Ritter gerichtet die Souveränität eines Ordensgründers und dessen Stellung als christlicher Herrscher unterstreichen wollte.[12] Dies stand peripher wohl auch im Kontext mit dem bereits 1468 von seinem Gegenspieler Friedrich III. für Österreich gegründeten St. Georgs-Ritterorden[13] mit dem Zweitsitz des Ordens in Wiener Neustadt, ebenso zur abwehrenden Außenpolitik, vor allem gegen die Türken.

Der enormen Bedeutung einer Bezugnahme zum Rittertum[14] und seiner Orden entspricht wohl auch die ostentative Darstellung König Matthias´ im Bautzener Denkmal in Ritterrüstung. Diese Darstellung ist weniger lokal-, sondern explizit reichspolitisch zu bewerten. Ausschlaggebend neben den territorial-strategischen Motivationen war wohl auch König Matthias´ Legitimationsproblem als nur aus walachischem Lokaladel entstammender und seitens der Fürsten und Könige als nicht gleichwertig anerkannter Monarch. Karl Nehring fasst dies beispielgebend sehr treffend zusammen: „Für Friedrich III. war Matthias nur ein ‚gewählter' König, für Albrecht Achilles ‚uffgeruckt' und die Jagiellonen sahen in Matthias den ‚rex Hungarie modernus', dem das göttliche Königsheil fehle und dessen Adel ‚samb spotlich, samb unedlich, samb nichts zu rechnen'" sei.[15] Sowohl die Bezugnahme auf die antikische Darstellungsform wie auch das ordensgebundene Rittertum sollte sehr offensichtlich symbolisch als Ausgleich seines Legitimationsproblemes in Hinblick auf seinen Herrschaftsanspruch dienen. Aber auch Corvinus´ Absichten bezüglich den erblichen Nachfolgeregelungen in den Haupt- und Nebenländern seiner Kronländer für seinen unehelichen Sohn Johan Corvin[16] sollten im Kontext der Denkmalgestaltung am Bautzener Schlosszugang nicht unbedacht bleiben.

Neben der königlich-ungarisch-böhmisch motivierten Repräsentationsabsicht des Trägers der Stephanskrone (und anteilig der Wenzelskrone) taucht am Bautzener Denkmal aber auch ein weiteres – ritterlich geprägtes – und äußerst selten bildplastisch ausgearbeitetes Detail auf: Das an Gurtriemen aufgehängte Tartschenwappenschild als ikonographische Darstellung des aus dem Rittertum entliehenen wappenbesetzten Tartschenschildes[17], welches an der Rückseite für den Ritter einen Gurtriemen mit größenverstellbarer Schnalle aufweist. Wappenhängungen an sich sind sicher weit älter und sowohl in gotischen Bildplastiken[18], gotischen Wandmalereien[19] als auch in der Frührenaissance[20] bekannt, wo Wappen an Seilen oder im Ring hängen. Aber die Formerweiterungen im Detail mit Gurtriemen am Tartschenschild tauchen unseres Erachtens erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf. Dieses im nachfolgenden zu besprechende Bautzener Bildplastikdetail wird dann nach 1486 nicht nur im schlesischen Breslau unter Corvinus als auch im böhmischen Prag des Corvinusnachfolgers Wladislaw II. rezipiert, sondern taucht nach

1500 auch im wettinischen Sachsen mehrfach an prominenten Bauten auf.

Das Matthias-Corvinus-Denkmal Bautzen

Der Budapester Kunsthistoriker Szilárd Papp hat 2005 zum Matthias-Corvinus-Denkmal die derzeit unverändert grundlegendste Arbeit vorgelegt[21] und seitdem vielfach in Details untersetzt.[22] Kai Wenzel stellte 2006 weitergehende Überlegungen vom Denkmal zum Kontext des Baues der Ortenburg an, und Manfred Thiemann, der ehemalige Direktor des Bautzener Stadtmuseums, fasste 2009 seine jahrelangen Forschungen zum Denkmal zusammen.[23] Der von Szilárd Papp herausgearbeiteten politischen Motivation wie auch der Ikonographie zum Denkmal können auch wir – bis auf den unseres Erachtens unzureichend berücksichtigten Kontext zum Rittertum und der beabsichtigten Erbfolgeregelung – weitgehend folgen. Allerdings sehen wir in der ausgewiesenen Datierung neben der argumentierten Fertigstellung durchaus auch die Möglichkeit, dass es sich um eine auf die habsburgische Königswahl Maximilian I. von 1486 avisierte Machtdemonstration handeln dürfte[24], da der „zweite“ böhmische König Wladislaw auf dem Frankfurter Reichstag nicht nur nicht erschien[25], sondern gar nicht erst eingeladen wurde. Gleichwohl die Habsburger Sorge verständlich wäre, dass nicht hinreichend klar sei, wer von den beiden böhmischen Königen denn über die Kurstimme verfüge, sowie befürchtet wurde, dass Wladislaw opponieren würde[26], so war dies ein Affront gegen die böhmische Krone an sich, den böhmischen König mit seiner Kurstimme nicht auf den Reichstag einzuladen. Dies führte bekanntermaßen zu einer Verbrüderung der ehemals zerstrittenen Thronprätendenten auf die böhmische Krone mit ihrem nunmehrigen Treffen im gemeinsamen Hoflager in Iglau im Juli 1486, wo beide weitreichende Zusammenarbeit bis hin zur gemeinsamen Münzprägung und Lehnsangelegenheiten vereinbarten.[27] Diesem Kontext folgend wäre ebenso eine Grundlage zur ostentativen Datierung 1486 im Denkmal zuzugestehen, also unabhängig seiner Fertigstellung eine Botschaft zu datieren. Genauso wie es dann auch Matthias´ Nachfolger im Architrav an der Prager Königsburg als „Wladislaus rex Ungarie Boheme 1493“ an die Fassade in Stein meißeln ließ, obwohl der Wladislawsaal erst 1502 fertig gebaut war. In beiden Fällen dürfte auch die erwartete Ankunft des Herrschers eine Rolle gespielt haben. Aber auch die heftige Pestepidemie in Bautzen 1483-1485[28] sollte nicht außer Acht gelassen werden, sowohl den Bauverlauf betreffend als auch dem Umstand, dass Matthias Corvinus nie in der Oberlausitz war[29] und so das Denkmal als Repräsentation in Abwesenheit des Herrschers verstanden werden könnte. Allerdings auch der Kontext zur Erbfolge für seinen Sohn Johan Corvin ist bedenkenswert.[30] Ohne weitere Quellenfunde wird dies im Gesamtkontext nicht weiter zu erhellen sein. Zur Fertigstellung des Corvinus-Denkmals ist jedenfalls 1490 als terminus ante quem anzunehmen, jenes Jahr, in dem der Jagiellone Wladislaw II. zur Übernahme der Ortenburg ein Inventar in Auftrag gab, welches ausweislich der Beschreibungen zu den u. a. „Herrn Stobichen“ (Herrenstube des Landvogts), „Herrn Cammer“, „obir Stobichen“, „Canzeley“, „Hauptmannscammer“, „obirste Fleischkammer“ usw. den fertigen Bau erfasste[31], dem das Denkmal in der Gesamtkomposition als wesentlicher Repräsentationsbestandteil angehören dürfte.



Ortenburg Bautzen, Matthias-Corvinus-Denkmal, Bildhauerkopie
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Vom Matthias-Corvinus-Denkmal von 1486 sind im Original noch Fragmente des Giebels im Bautzener Stadtmuseum erhalten, welche 1925/26 abgenommen und durch Bildhauerkopien ersetzt wurden. Auch wurden Gipsabgüsse durch die Dresdner Zwingerbauhütte (Alexander Höfer und Hanns Petschke) vom Kopf des Königs Matthias sowie vom Kopf des rechten Engels abgenommen, wobei ob des guten Zustandes des Kopfes nach 450 Jahren in freier Bewitterung unserseits Zweifel bestehen, inwieweit es sich dabei noch um die Ursprungsfassung handelte. Zumindest berichtet der Corvinus-Biograf Wilhelm Fraknoi 1891, dass die „königlich sächsische Regierung auf Ansuchen der ungarischen historischen Gesellschaft die Statue von dem seit vier Jahrhunderten angehäuften Schmutze reinigen lassen und dadurch eine treue photographische Aufnahme ermöglichte“[32], was wohl im Kontext der in Ungarn am 8. April 1890 begangenen Feierlichkeiten zum 400. Todestags König Matthias stand. Und sowohl die Fotografien als auch die Zeichnungen von Wilhelm Fraknoi von (vor) 1891 zeigen das Denkmal mit bereits verlustigen Seitenfeldern und den dort – ausweislich der Zeichnung Georg Mentzel (Zuschreibung, abgedruckt in Samuel Grosser) von 1714 – ursprünglich vorhandenen Wappenarrangements. Inwieweit diese auch an Gurtriemen gehangen waren, lässt der Detailgrad der Darstellung der Zeichnung von 1714 nicht zu, aber reiches Astwerk gab es in den Feldern genauso wie im Giebel.

Auch trotz der an den heute im Stadtmuseum Bautzen befindlichen Originalfragmenten festzustellenden starken Restaurierung mit zahlreichen bildplastisch angearbeiteten Stein- und Zementergänzungen, Klebungen sowie Retuschen ist noch sehr gut die Hängung der Wappenschilde (Tartschenschild) an Gurtriemen an Aststümpfen in der ursprünglichen Fassung und Handschrift des Bildhauers von 1486 sichtbar und lässt Vergleiche mit Breslauer und Prager Bildhauerarbeiten, welche in Innenräumen nicht der freien Bewitterung ausgesetzt waren, weit besser nachvollziehen.

In der historischen Literatur ist das Denkmal mit seiner Gestaltung und der Kontext zum Burgbau ausführlich beschrieben: Die früheste überlieferte Beschreibung verfasste 1568 Christoph Manlius in der Chronik „Commentarii rerum Lusaticarum“, welche 1719 durch Christian Gottfried Hoffmann herausgegeben wurde.[33] Die zur Ortenburg und dem Denkmal sehr ähnliche Beschreibung veröffentlichte 1714 Samuel Großer: „Es hat sich dieser Land-Voigt den Bau des Schlosses Ortenburg, besage der Annal. Budissin. A[nno] 1483 angefangen, und in den Jahren aufgeführet. Denn das zeigt die Beyschrifft des an dem förderen Thurme aufgerichteten kostbaren steinernen Monuments, in dem König Matthias auf einen Throne sitzt, und zwey Engel eine Crone über seinem Haupte halten: um und um sind die Wappen der Königreiche, Ungarn, Croatien, Dalmatien, Böhmen, wie auch der Herzogthümer Oesterreich, Schlesien, Steyer, Mähren, Lausitz: ingleichen auch die Jahr-Zahl 1486. Daß nun zu diesem Bau





links: Ortenburg Bautzen, Corvinus-Denkmal, Stich nach Christoph Manlius 1568, gedruckt 1719. Inwieweit die Tafel auf Manlius 1568 zurückgeht, muss offenbleiben

rechts: Ortenburg Bautzen, Corvinus-Denkmal, Stich von Johann Georg Mentzel (Zuschreibung) aus „Lausitzische Merckwürdigkeiten“ von Samuel Grosser, 1714

gar grosse Kosten erfordert wurden, ist zum wenigsten daraus zuschlüssen: Weil der Land-Voigt das Königliche Bildnüß dreymahl herab nehmen, und endlich dem König nach Ofen senden müssen: Dieweil er es nicht setzen lassen wollte, es sey denn, daß es seiner Bildung völlig ähnlich wäre."[34] Fritz Rauda publizierte 1905[35] seine Untersuchungsergebnisse, neben denen zum Corvinus-Denkmal auch insbesondere zum Zellengewölbe der Herrscherempore. Cornelius Gurlitt veröffentlichte 1909[36] Beschreibungen zur Ortenburg und dem Denkmal, allerdings mit starker Bezugnahme zu Rauda und einer bezüglich der Wappenfolge am Corvinus-Denkmal abweichenden Deutung: Statt Böhmen hielt er es für das Reichswappen (Reichsadler). Zur Ikonografie der Darstellungen des Ungarnkönigs publizierte Jolán Balogh[37] im Schallaburger Ausstellungskatalog 1982 den unseres Erachtens diesbezüglich maßgebendsten Aufsatz.[38]

Basierend auf den Arbeiten von Jolán Balogh und Szilárd Papp wird in der bisherigen Forschung die Bautzener Monumentarchitektur eng in Verbindung mit der Matthias-Corvinus-Ikonografie, seinen Siegeln und Münzdarstellungen gesehen, teils gar als direkte Vorlagen interpretiert für das territorial weit entfernt entstandene Artefakt. Auch für die Wappenarrangements in ihrer bildplastisch ausgearbeiteten Form sehen Balogh und Papp vorwiegend Vorbilder aus dem Donauraum, hier insbesondere den Wappenturm Kaiser Friedrichs III. in Wiener Neustadt. Dem könnte man sich eigentlich grundsätzlich anschließen, gerade auch unter der von Jolán Balogh hervorragend herausgearbeiteten Systematik, in der sich der Ungarnkönig nach 1476 (Heirat mit der neapolitanischen Königstochter aus dem Hause Aragon) fast durchgängig im antikischen Stil darstellen ließ. Allerdings gab es dieselben antikischen Darstellungsformen nördlich der Alpen schon vorher, z. B. beim Burgunder Herzog Karl dem Kühnen – hier wie etwa das vom italienischen Medallieur Giovanni Candida um 1474 gefertigte Medaillon, auf dem Herzog Karl ebenso nach antiken Vorbild im Profil und mit Lorbeer bekränzt dargestellt ist,[39] oder die Buchillustrationen der Heeresordnung 1473 von Karl dem Kühnen mit an Gurtriemen aufgehängten Wappen[40] oder vor allem der für das Bautzener Monument bezüglich Wappenhängung, Bogenformen und Schriftfeld so nahe stehenden Wappentafel Karl des Kühnen als Kupferstich vom Meister WA (nach 1472)[41], welche zudem neben dem Wappenarrangement vor allem auch die oberen Bogenformen in burgundisch typischen Formen zeigt[42].

Auch in der heutigen Schweiz sind frühere derartige Wappenhängungen überliefert, wofür der Basler Münster exemplarisch steht. Die in der Innenansicht des Basler Münsters 1650 von Johann Sixt Ringle wiedergegebenen Wappenhängungen an der damals noch existenten Arkade[43] folgen sicher einer Tradition, zu der berichtet wird, dass unter anderem die in den burgundisch-eidgenössischen Kriegen (1474-1477) erbeuteten Fahnen im Münster aufgehängt wurden[44], also ganz den Darstellungen der burgundischen Heeresordnung Karl des Kühnen folgend.

Um sich alternativen Vorschlägen zu Vorbildern des Bautzener Denkmals gegenüber den von Balogh und Papp favorisierten Vorbildern Wiener Neustadt und Siegel Kaiser Friedrich III. und Matthias Corvinus zu widmen, ist es zunächst methodisch lohnenswert, die Rezeptionen, welche scheinbar vom Bautzener Corvinus-Denkmal ausgingen, näher anzuschauen.

Rezeptionen zwischen der Oberlausitz, Breslau und Prag

In der niederschlesischen Hauptstadt Breslau, die Matthias Corvinus im Gegensatz zu Bautzen auch tatsächlich besucht hatte, befinden sich im Rathaus mehrere Beispiele. Am Übergang vom großen Rathaussaal, in dem nicht nur repräsentative Versammlungen der Patrizier und Stände stattfanden, sondern auch Ritterspiele ausgetragen wurden, sind am Übergang zum Mittelerker zwei Ritter mit über dem Unterarm getragenen – an Gurtriemen aufgehangenen - Wappenschilden positioniert. Davor sitzen zwei hundeähnliche Fabelwesen mit Hufen, welche jeweils um den Hals mit Gurtriemen gehangene Wappenschilde tragen. Inwiefern diese Arbeiten – ausweislich der Ausstellung im Breslauer Rathaus von Briccius Gauske[45] und Paul Preusse von 1486 – von Bautzen rezipiert wurden oder Vorbild waren, lässt sich nicht zweifelfrei feststellen, zudem Gauske und Preusse bereits 1485 am Ostportal des Breslauer Großen Ratssaales stilistisch vergleichbare Arbeiten ausführten. Diese ostentative Darstellung des Rittertums mit eben diesem bildplastisch ausgearbeiteten Detail der an Gurtriemen hängenden Wappenschilder steht in enger Verbindung mit der Darstellungsform des Corvinus-Denkmals an der Bautzener Ortenburg, und es drängt sich auch aus diesem Grunde auf, dass hier mit Gauske und Preusse Bildkünstler am Werk waren, die in Bautzen mitwirkten oder diese Arbeiten kannten, wie die Forschung zu Recht feststellt. Dies ist auch dahingehend nachvollziehbar, da Georg von Stein von König Matthias sowohl als Landvogt der Oberlausitz als auch Niederschlesiens eingesetzt war.

Der Nachfolger von Matthias Corvinus als Träger der Stephanskrone und seit 1490 alleiniger Herrscher Böhmens, der Jagiellone Wladislaw II., rezipierte als auf Repräsentation bedachter Herrscher zunächst die Arbeiten seines Vorgängers im Breslauer Rathaus. Die zwei reich gestalteten





links: Rathaus Breslau (Wrocław), Erker am Großen Rathaussaal, Ritter mit Gurtriemen+Wappen am Arm, 1485/86
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

rechts: Rathaus Breslau (Wrocław), Erker am Großen Rathaussaal, Fabelwesen mit Gurtriemen-Wappenhängung, 1485/86
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

sogenannten „ungarischen" Gewölbe von Corvinus im Westschiff des Obergeschosses des Breslauer Rathauses mit vielen steinplastisch ausgearbeiteten Wappen ließ er stehen und ergänzte sie mit einem ähnlich gestalteten zusätzlichen Gewölbe im Raum vor dem Südosterker (heutzutage nicht zugänglich und wenig bekannt) mit ebenso reicher Figuration und steinernen Wappenarrangement, wenngleich hier ohne die Gurtriemen.

Hingegen in einen seiner ersten beauftragten Arbeiten als nunmehr ungarisch-böhmischer König in Prag ließ Wladislaw II. ab 1492 am Oratorium im Prager Veitsdom[46] an der dortigen Machtdemonstration der Oratoriumsbrüstung mit ebenso ostentativer ritterlicher Darstellung seiner Herrschaftsgebiete mit an Gurten aufgehängten Wappen im Tartschenschild darstellen, wie es in Bautzen und Breslau zuvor ausgeführt wurde, und lässt den Schluss zu, woher diese Darstellungen rezipiert wurden. Einen Hinweis scheint zudem an der Prager Oratoriumsbrüstung im einzig in situ erhaltenen rechten Teil[47] der ausführende Bildhauer zu geben: Der einzige Ast, welcher sich nach oben auf die Brüstung legt und am Aststumpf oberhalb des Wappens das in Stein gemeißelte Meisterzeichen ausweist, ist der Astträger des Wappens der Niederlausitz, was ein Indiz ist, woher der Künstler stammen dürfte. Auch ist auffällig im Kontext des Diskurses zur Meisterfrage zur Bautzener/Breslauer/Prager Bildhauerarbeit der an Gurtriemen gehängten Wappen im Tartschenschild (in Prag und Bautzen an Astwerk aufgehangen), dass Briccius Gauske jeweils zeitlich und örtlich im Umfeld quellenkundig greifbar ist[48]. 1477 ist



Prag, St. Veit, Oratoriumsbrüstung mit Wappen der Niederlausitz sowie dem Meisterzeichen auf Aststumpf zwischen Gurt und Wappen, um 1492
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach



Pürglitz (Křivoklát), Wappen am Burgtor mit Gurtriemen-Wappenschildhängung an Astwerk, vor 1490
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach



Annaberg, St. Annen, Sakristeischrankbekrönung, 1507
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach

Gauske in Bezug zur Steinmetzausbildung beim Stadtbaumeister Stefan Aldenberger in Görlitz (sowie 1476 bis 1479) in den Quellen belegt. 1490 bis 1494 taucht Briccius Gauske in Kuttenberg (Kutná Hora) als Ältester der Zunft der Steinmetze auf – also genau im Zeitraum der Erstellung des Wladislaw-Oratoriums im Prager St. Veitsdom. 1485/86 sowie 1494/95 erscheint Gauske in Breslau in den Quellen. Eine Reihe weiterer Zuschreibungen von bildplastischen Arbeiten an Briccius Gauske nahm die kunsthistorische Forschung auf Grund stilistischer Nähe vor.

Bei der Ausmalung 1509 der Wenzelskapelle im Prager Veitsdom als dem wohl wichtigsten Ort der Repräsentation der böhmischen Krone in der Metropolitankirche des Erzbistums sind dann die an Gurtriemen aufgehängten Wappen – unter anderem das sächsisch-wettinische Wappen – gemalt wurden. Und an der Burg Pürglitz (Křivoklát) – die einzige in Böhmen im königlichen Eigentum Wladislaws II. befindliche – zeigt die Wappentafel am Eingangstor ebenso diese Darstellungsform. Allerdings ist die Datierung unsicher, wenngleich sie wohl vor 1490 entstanden sein muss, da noch kein ungarisches Königswappen enthalten ist.

Hingegen andere böhmischen Wappenarrangements – wie die auf der berühmten Wappenkarte des Mikuláš Klaudyán von 1518 als früheste Wappenlandkarte Böhmens – zeigen keine diesbezüglichen Gestaltungsformen.

Magdeburg, Dom, Grabthumba Edithagrab, 1510
Foto: Thomas Bauer/Jörg Lauterbach



Sächsische Rezeptionen mit an Gurtriemen aufgehängten Wappen nach 1500

Im Gebiet der sächsischen Wettiner tauchen ebenso Wappenarrangements mit an Gurtriemen aufgehängten Wappen auf. Beginnend 1507 in der Sakristei der vom wettinisch-albertinischen Herzog Georg (Sohn Herzog Albrechts) initiierten St. Annenkirche in Annaberg, über die vom Kurfürstenbruder Ernst von Wettin in Auftrag gegebenen neuen Grabtumba des Edithagrabes im Magdeburger Dom 1510[49], dem vom Merseburger Bischof Thilo von Trotha 1514/1516 initiierten Langhausportal am Merseburger Dom bis hin zur Geißelsäule des Meister HW (Hans Witten) in der Chemnitzer Schlosskirche 1515.

Zur Frage, inwieweit diese sächsischen Darstellungen von der ungarischen Monumentarchitektur in Bautzen oder anderen Vorbildern rezipiert sind, da diese sächsischen Arbeiten mehr im sakralen Umfeld zu finden sind, scheint zunächst ein Blick auf die Druckgrafiken der Zeit zu beantworten. Genau 1506, als der Hofkünstler des sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise, Lucas Cranach der Ältere (1472–1553), auf die Veste Coburg kam, um ca. ½ Jahr am Hoflager teilzunehmen bzw. künstlerisch zu arbeiten[50], entstanden Cranachs Kupferstiche, bei denen er ebenso an Gurtriemen aufgehängte Wappen verwendete. Dies ist bei fast allen seinen wappenarrangierten Stichen dieser Zeit zu sehen, später dann – ab den 1520er Jahren – kaum mehr.

Und dies lässt die Annahme aufkommen, dass Cranach während seines Aufenthaltes im damals sächsischen Coburg einerseits beeinflusst wurde durch die um 1500 auf der Veste als Holzschnitzkunst ausgeführten Türportale mit Bogengestellen aus zusammengebundenen Ästen[51] an denen Wappen hängen (Tür im Rosenzimmer, Tür in der Hohen Kemenate)[52] sowie Kontakt bekam zu den Stichen von Erhard Reuwich, denen die Coburger Türportale sehr offensichtlich folgen. Reuwich, in Utrecht – einer vom burgundischen Reich in dieser Zeit territorial umschlossenen Bischofsstadt – geboren und um 1500 an den Fürstbischofshof nach Mainz gekommen[53], war sicher von der burgundischen Kunst, gerade auch der Buchgrafiken, beeinflusst. Zumindest zeigen dies seine Illustrationen im Reisebericht der Pilgerfahrt 1483/84 nach Jerusalem zusammen mit dem Mainzer Domherren Bernhard von Breiden-

bach „Peregrinato in terram sanctam“ (1486) und im medizinischenen Handbuch „Gart der Gesundheit“ (1485), in denen er jeweils auf der Titelseite reiches Astwerk im Stile der niederländischen und vor allem burgundischen Buchmalerei und -grafik präsentiert. In der ihm zugeschriebenen Illustration in „Gart der Gesundheit“ taucht ein an Gurtriemen aufgehangenes Wappen auf, welches auch Reuwich wohl aus den ritterlich motivierten Burgunder Stichen vom Hof Karls des Kühnen nur noch als Bildzitat übernahm. Inwieweit Albrecht Dürer (1471–1528) da ein Verbindungsglied zwischen Reuwich und Cranach[54] wäre, da genau ab seinem Kupferstich 1504 Adam und Eva[55] auch bei Dürer zumindest Signaturhängungen mit Schildern an Ästen auftauchen, wäre nicht mehr als eine reizvolle Spekulation.[56] Aber eben genau ab 1506 mit den Gurtriemenhängungen in den Cranach-Stichen tauchen auch in der Bildplastik der sächsischen Wettiner diese Ausführungsdetails auf und scheinen die Frage zur Rezeption dahingehend scheinbar zu beantworten, dass diese ikonografisch weniger in ritterlichem Kontext gestaltet wurden und so eher den Vorbildern aus den Reuwich-Buchgrafiken und den Türportalen der Veste Coburg folgten, statt der bebilderten Heeresordnung und der Wappentafel Karl des Kühnen. Hingegen beim weit früher entstandenen Bautzener Denkmal ist eher der ritterliche Kontext zu unterstellen, und da tritt zu den Rezeptionen vom Hofe Karl des Kühnen eine Person in den Fokus: Georg von Stein, der Landvogt der Oberlausitz.



Erhard Reuwich,
Gart der Gesundheit, 1485

Georg von Stein

Georg von Stein war einer der versiertesten Außenpolitiker seiner Zeit. Nach einer Begleitung Kaiser Friedrich III. auf dessen Zug nach Rom 1451/52 – wo er von Papst Nikolaus V. (1397–1455) zum Protonotar ernannt wurde – wandte er sich dann dem Rittertum zu und diente zunächst beim Habsburger Erzherzog Albrecht VI. von Österreich, danach beim Tiroler Herzog Sigismund dem Münzreichen, später beim böhmischen König Georg von Podiebrad und letztlich beim Ungarnkönig Matthias Corvinus. Rudolf Kneschke zeichnete 1913 seine Biographie nach umfangreichen Quellenforschungen sehr detailliert nach.[57] Georg von Stein war für seine Fürsten in diplomatischer Mission so viel und häufig an den Orten der nordeuropäischen Höfe, dass er wohl mehr auf dem Pferd gesessen haben muss als bodenständig zu sein – sozusagen ein Hans Dietrich Genscher des 15. Jahrhunderts mit intensiver Reisediplomatie. Und insbesondere in Diensten des Böhmenkönigs Georg von Podiebrad sowie dem Ungarnkönig Matthias Corvinus war Georg von Stein vielfach am burgundischen Hof und traf dort Karl den Kühnen[58] als auch am Dresdner Hof die Wettiner[59]. Bei der Hochzeit von Matthias Corvinus mit der neapolitanischen Königstochter aus dem Hause Aragon, Beatrix, zeigte sich der hohe Stand, den Georg von Stein bei König Matthias innehatte: Georg von Stein dankte bei den folgenden Hochzeitsfeierlichkeiten auf Burg Ofen allen Rednern geladener Höfe und deren Glückwünschen im Namen des Hochzeitpaares.[60] Dies war auch der Grund, dass Matthias Corvinus den Adligen als Landvogt der Lausitzen und Schlesiens anstellte, um einen Kenner und gut vernetzten Diplomaten als lokalen Vertreter platzieren zu können. Das Georg von Stein bei seinen häufigen Treffen und Besuchen am burgundischen Hof natürlich auch Kenntnis von Karls des Kühnen neuer Heeresordnung und der exklusiven Kunstentwicklung ebendort erfahren haben dürfte, wo er doch in diplomatischer Mission mit Verhandlungen auch zu Heeresfragen unterwegs war, ist anzunehmen. Als Bauherr der Bautzener Ortenburg – als Machtdemonstration aber vor allem auch repräsentativer Herrschersitz der Stephans- und Wenzelskrone



Lucas Cranach d. Ä.: Das Martyrium des hl. Erasmus, Holzschnitt auf Papier, Ausschnitt mit der Veste Coburg im Hintergrund, 1506

im Kronland Oberlausitz – traten der Monarch als auch sein Landvogt gleichsam in Erscheinung. Corvinus, der mit seinen Steuererlassen für den Bau des neuen Schlosses seine Repräsentation befördert und Georg von Stein, der sehr wahrscheinlich als örtlicher Bauherr agierte. Auf Letzteres weisen die Vermerke in historischen Texten (Manlius 1586, Haberkorn 1589 und Großer 1714) genauso hin, wie der Stich Mentzels zum Corvinus-Denkmal, auf dem steht: „des Schlosses zu Budißin befindlichen von Herrn George von Stein angegebenen Monument“.



Heeresordnung Karl des Kühnen, Titelseite, um 1473, British Library London, Sign. Add. 36619, f5

Dies verleitet zu den reizvollen Überlegungen, dass eben genau dieser Georg von Stein aus seinen jahrelangen diplomatischen Reiseerlebnissen im Burgundischen Vorbilder – in welcher Form auch immer – in die Gestaltung des Bautzener Corvinus-Denkmal einbrachte, d. h. den örtlichen Künstlern diese Formsprache abverlangte. So man diesem Gedanken folgt, erklärt sich auch die Gestaltung zur Wappenverleihung 1487[61] von Matthias Corvinus an die Stadt St. Pölten – einem der Sitze der Corvinischen Verwaltung im besetzten Österreich – in dessen Wappen ebenso ein an Gurtriemen aufgehängtes Tartschenschild erscheint – ein Motiv, welches sonst in Österreich unserer Kenntnis nach nicht zu finden ist: Georg von Stein beriet seinen König zum in St. Pölten zwischen Herzog Albrecht und Matthias Corvinus verhandelten Waffenstillstand 1486/1487.

Was aber genau waren die anzunehmenden Vorbilder der Rezeption von an Gurtriemen aufgehängten Wappenschilder nach ritterlicher Art aus dem Burgundischen?

Burgund, Karl der Kühne und seine Heeresordnung

„Herzog Karl der Kühne organisierte gleich zu Beginn seiner Regierung den Hof neu, dieser wurde symmetrisch ausgebildet und vermehrt. Die entsprechenden Hofordnungen gehören zum ausführlichsten, was es in diesem Genre je gegeben hat.“[62] „Karl der Kühne nutzte in besonders bewusster Weise – das ist vielfältig zu beobachten und von den Zeitgenossen sensibel wahrgenommen worden – das ganze Spektrum von Kunstwerken, ausdifferenzierter Ästhetik und materieller Kultur für die ostentative, sinnlich erlebbare Demonstration seiner Herrschaft und seines politischen Anspruchs.“[63]

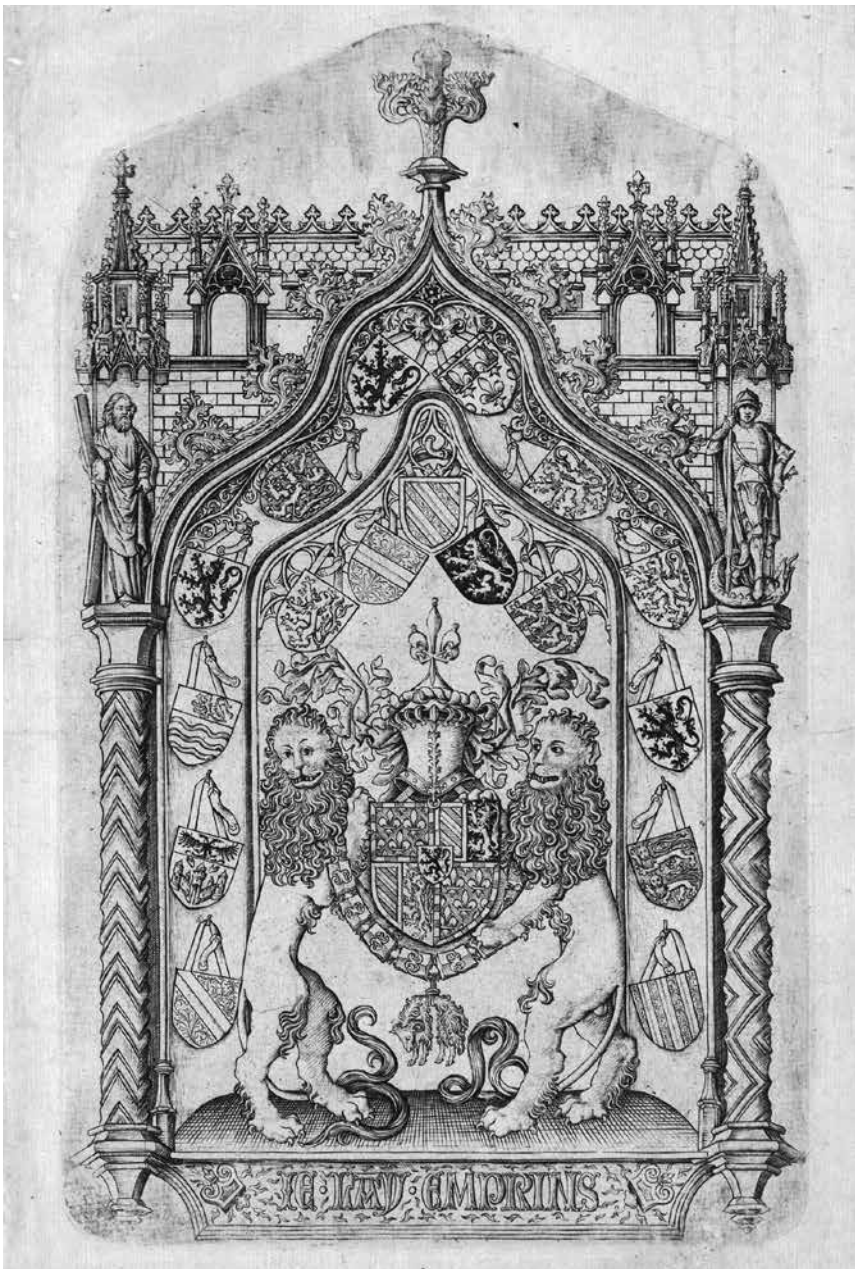
Und in genau diesem Kontext zwischen neuer Hofordnung und exclusiver künstlerischer Gestaltung sind die 1473 mit reich bebilderter Buchgrafik herausgegebene Heeresordnung wie auch der nach 1472 entstandene Kupferstich zur Wappentafel Karl des Kühnen zu sehen hinsichtlich der Ikonografie mit ritterlichen Attributen mit an Gurtriemen aufgehangenen Wappenschilden. Zwar tauchen in der Hofkunst Karl des Kühnen erste Wappenhängungen mit Gurtriemen (hier von Engeln gehalten und noch nicht an Astwerk) schon vorher auf, wie im Andachtsbuch „Le Dyalogue de la duchesse de Bourgogne a Jhesu Christ“ für die Herzogsgattin Margarete von York von kurz nach 1468,

aber die spezifischen Wappenhängungen an Astwerk im Kontext der fürstlichen Heeresordnung und Wappentafeln von Karl dem Kühnen nahmen ab 1472/1473 eine ganz eigene kraftvolle Dynamik in der Art der Darstellung mit Wappenschildern und Gurtriemenhängung auf. „Die Wappentafel Karls des Kühnen erinnert in ihrer Gestaltung an wappengeschmückte Triumphtore der blijde inkomsten, der Herrschaftseinzüge in die Städte des (burgundischen) Territoriums“[64] und stellt nicht zuletzt auch diesbezüglich eine große Überstimmung zur Platzierung des Bautzener Denkmals mit dem erwarteten Triumpheinzug des ungarischen und böhmischen Königs dar – wenngleich wegen des ausbleibenden Besuchs König Matthias nur als Repräsentation in Abwesenheit des Herrschers.

In den Buchgrafiken am Burgunder Hof sind Darstellungen mit Gurtriemenhängungen von Wappen vielfach zu finden. Die in Karls des Kühnen Heeresordnung und Wappentafel offensichtlich ikonografisch ritterlich-höfisch motivierte Darstellung wurde allerdings in Burgund auch in anderen Kontexten wohl als reines Gestaltungselement (Bildzitat) dargestellt. So wird diese Wappenhängung an Gurtriemen genauso an burgundisch-sakralen Kunstwerken wie im Weltgerichtsaltar „Das Jüngste Gericht“ Hans Memlings (hinter den Stiftern Angelo di Jacopo Tani und Caterina di Francesco Tanagli) vor 1473[65] dargestellt, wie auch an profanen fürstlichen Repräsentationsarchitekturen der Memoria wie der Grabthumba Maria von Burgund in der Brügger Liebfrauenkirche (1488-1502 gefertigt).

Hingegen in den ungarischen Buchgrafiken aus der Corvinen-Zeit[66] taucht das Detail der an Gurtriemen aufgehängten Wappenschilde nicht auf, so wie auch in den wenigen Fragmenten überlieferter Architektur der Matthias-Ära – außer am Herkulesbrunnen im Königspalast Visegrád mit Seilhängungen im Ring antikischer Vorbilder[67] – keine Gurtriemenhängung an Wappenschilden zu finden sind.

Es drängt sich daher für wesentliche Teile des Bautzener Denkmales auf, dass diese ihr Vorbild in der Wappentafel Karls des Kühnen – neben den Wappenhängungen an Gurtriemen vor allem auch die Ausbildung des oberen Bogenabschlusses am Giebel und dem Schriftfeld – gefunden haben. Die Binnenwappenkartusche der Wappentafel Karls des Kühnen wie auch die äußere Rahmung zeigen keinen gotischen Spitzbogen oder Eselsrücken, sondern sehr spezifisch ausgeformte Interpretationen, welche auch von der burgundischen Goldschmiedekunst her bekannt sind – hier beispielgebend die von Cornelis de Bont (Siegelschneider für Maria von Burgund) 1482 in Gent gefertigten Abzeichen der Stadtpfeiler von Gent. Bei diesen



Wappentafel Karls des Kühnen, Kupferstich, Meister WA., nach 1472
Bibliotèque Royal de Belgique Brüssel, Sign. S.II 1053

Goldschmiedearbeiten ist die Form aus einem Fünfpass heraus gestaltet worden, dessen oberer Bogen zur Spitze ausgezogen ist. Bei de Bont auch sehr schön zu sehen ist die Astwerkumrandung sowie zwei Ritter, die den Vorhang eines Baldachins für die Magd von Gent als Stadtwappenfigur zur Seite ziehen. Die in ihrer Gesamtheit schon sehr weitreichenden Detailübereinstimmungen bis hin zur Bildkomposition zwischen der Burgunder und der Bautzener Gestaltung der Wappentafeln lassen darauf schließen, dass hier eine Rezeptionsbeziehung vorliegt.

Die Darstellung König Matthias Corvinus selbst wird sicher – wie Jolán Balogh und Szilard Papp herausgearbeitet haben – von Münz- oder Siegelvorlagen entnommen worden sein, soweit nicht Bozzetti zwischen Bautzen und Buda hin- und her gesandt wurden, wie man es sinn-

gemäß aus der Beschreibung Christoph Manlius deuten kann („So lebendig, sagt man, und es scheint sehr wahr zu sein, weil es die Annalen der Stadt und [Caspar] Peucer, wie wir gefunden haben, belegen, dass das Bildnis dreimal nach Buda geschickt und verändert wurde, weil es anfangs weniger glüklich ausgearbeitet schien, bis es dem König so ähnlich wie möglich wurde.).[68] Aber ohne weitere diesbezügliche Quellenfunde, aus denen explizit eine Vorbildwirkung Burgunds für das Bautzener Denkmal hervorginge, kann natürlich eine Rezeption nicht als erwiesen behauptet werden. Allerdings auf Grund der vielen Übereinstimmungen sehr spezifisch ausgearbeiteter bildplastischer Details und der Gesamtkomposition möchten wir dies als Hypothese formulieren und in den Diskurs mit einbringen.

Zusammenfassung

Wenngleich über scheinbar differente Rezeptionswege gekommen, so ist doch sowohl für die sächsische als auch die ungarische Repräsentationsarchitektur mit Wappenarrangements scheinbar festzuhalten, dass Burgund und die dortige Hofkultur Karl des Kühnen Ausgangspunkt und Vorbild dieser Gestaltungsform war. Begonnen mit Grafiken und Buchmalerei in den 1470er Jahren in Burgund, über dann ersten Bildhauer-Rezeptionen in Bautzen, Breslau und Prag in den 1480/1490er Jahren, findet diese Formsprache seinen Weg ins Sächsische nach 1506 und ist dann ab den 1520er Jahren dort kaum mehr festzustellen. An Hand dieses sehr spezifischen bildplastisch und graphisch ausgearbeiteten Formdetails des an Gurtriemen aufgehängten Wappenschildes mit Tartschen als ritterlich-höfisches Repräsentationselement in zudem überschaubaren Zeitspannen seines Auftretens lassen sich die Rezeptionswege gut nachvollziehen und geben uns hypothetisch die Auskunft darüber, dass sowohl im wettinischen Sachsen als auch in den ungarisch beherrschten böhmischen Nebenländern der Oberlausitz und Niederschlesiens in den 1480er Jahren einerseits eine gegenseitige Befruchtung als auch anderseits eine gemeinsame Rezeption vom burgundischen Hof Karls des Kühnen aus stattgefunden haben muss.

1 Haberkornsche Chronik Kamenz von 1589, fol. 13 r: „Anno 1483. Hat Herr Görge von Stein Landtvoigtt in Oberlaußitz, das Schloß zu Budissen, welchs vor 83 Jahren, sampt dem größten theill der Stadt ausgebrandt, wieder Zubawen angefangen“, vgl. Lars-Arne Dannenberg (Hrsg.): Annalen der Stadt Kamenz, Görlitz/Zittau 2012, S. 22.

2 Genau genommen waren sie Schwippschwager. Matthias Corvinus heiratete Georg Podiebrads Tochter Katharina 1461 (gest. 1464), Albrecht von Sachsen heiratete 1464 Georg von Podiebrads Tochter Zdeňka (Sidonie).

3 André Thieme (Hrsg.): Herzog Albrecht der Beherzte (1443-1500). Ein sächsischer Fürst im Reich und in Europa, Köln/Weimar/Wien 2002; André Thieme: Albrecht der Beherzte. Stammvater der albertinischen Wettiner, Erfurt, 2008.

4 Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Abt. III/2 – Kulturabteilung (Hrsg.): Schallaburg `82. Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn (Ausstellungskatalog), Wien 1982; Budapest History Museum (Hrsg.): Matthias Corvinus, the King. Tradition and Renewal in the Hungarian Royal Court 1458 – 1490, Budapest 2008; Ministero die beni e delle attivita culturali e del turismo/Museale della citta di Firenze (Hrsg.): Mattia Corvino e Firenze. Arte e Umanesimo alla Corte del re di Ungheria, Florenz 2013; Wilhelm Fraknoi: Matthias Corvinus. König von Ungarn 1458-1490. Auf Grund archivalischer Forschungen bearbeitet, Freiburg im Breisgau 1891.

5 Schreiben von Matthias an Albrecht vom 19. Juni 1471 und von Albrecht an Matthias vom 20. Juni 1471, in: Ludwig Schlesinger: Die Chronik der Stadt Elbogen, Prag 1879, Sig. 20 und 21, S. 157-158

6 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10005 Hof- und Zentralverwaltung (Wittenberger Archiv) Loc.4377/01, fol. 174: Schreiben Herzog Albrechts an Kurfürst Ernst zu Sachsen mit weiteren Nachrichten über die Zusammenkunft zu Olmütz, voraus Antwort auf ein Schreiben des Kurfürsten über verschiedene Punkte, Kosten wegen des Eichsfelds, Mainz und Erfurt, die Schlick von Königsberg und die von Ende betreffend, Olmütz, Montag nach Alexii 1479 (fehlt durch Kriegsfolge), aus dem Inhalt des Schreibens berichtet Franz Palacky: Geschichte von Böhmen, Bd. 5, Prag 1865, S. 204.

7 HStA Dresden, 10005 Hof- und Zentralverwaltung (Wittenberger Archiv), Loc. 4377/01-4377/04 sowie beispielgebend das Schreiben des Königs Matthias an die Herzöge von Sachsen vom 25. März 1472, vgl. Fraknoi (wie Anm. 4), S. 166 f.

8 Sonja Dünnebeil (Hrsg.): Die Protokollbücher des Ordens vom Goldenen Vlies, Teil 4: Der Übergang an das Haus Habsburg (1477 bis 1480), Frankfurt am Main 2016, S. 10, 28-30, 133-135, 146, 149, 169, 175, 179, 181, 184, 201, 256, 258, 268 (Matthias Corvinus) sowie S. 9, 28, 30, 133-135, 146, 149, 169, 175, 179, 181, 184, 201, 258, 268 (Albrecht von Sachsen).

9 Ebenda, hier Eintrag (132) auf Seite 133; wobei für Matthias anzunehmen ist, dass er zur Befriedung der Streitigkeiten vorgeschlagen wurde.

10 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister Dresden, Gal.-Nr.806 B.

11 Auch der 1430 gegründete Orden vom Goldenen Vlies hatte als politisches Ziel u. a. einen Kreuzzug gegen die Türken.

12 Karl Nehring: Aufruf des Matthias Corvinus zur Gründung eines Ritterordens zur Bekämpfung der Türken, in: Schallaburg `82 (wie Anm. 4), S. 228, Titel 114; zur Provenienz: München, Bayrische Staatsbibliothek, Cgm. 6006, fol. 2r bis 3v.

13 Walter Franz Winkelbauer: Der St. Georgsritterorden Kaiser Friedrichs III., Diss. Wien 1949; Josef Rittsteuer: Eisenstadt und der St.Georgs-Ritterorden, in: Burgenländische Heimatblätter 19 (1957), S. 66-73 (https://www.zobodat.at/pdf/Burgenlaendische-Heimatblaetter_19_0066-0073.pdf).
14 Wir meinen hier das Rittertum im Sinne der ritual verliehenen Würde als ritterlich-höfische Kultur, welche als tugendhaftes Ideal zum Eintreten als Beschützer der „Schwachen" als auch der eigenen Besitztümer sowie gegen die „Ungläubigen" agierte.
15 Karl Nehring: Matthias Corvinus, Kaiser Friedrich III. und das Reich. Zum hunyadisch-habsburgischen Gegensatz im Donauraum, Diss. München 1975, S. 194 f.
16 Fraknoi (wie Anm. 4): „Anfangs 1485 kündigte Matthias in einer Botschaft an den mailändischen Hof an, daß er, falls Beatrix einen Sohn gebäre, den Prinzen Johann zur Würde eines Königs von Böhmen erheben werde. Um dies vorzubereiten und die Stellung seines Sohnes auch in den Augen der ungarischen Nation zu heben, beschloß er, die kleinen Herzogthümer, welche die Bestandtheile von Schlesien bildeten, nacheinander für seinen Sohn Johann zu erwerben."
17 Tartschen sind Einkerbungen für die Lanzen, auch als „Degenbrecher" bekannt
18 Epitaph des Ritters des Hohenzoller Schwanenordens Georg von Ehenheim 1464; abgedruckt in: Rudolph Maria Bernhard Freiherr von Stillfried-Rattonitz: Der Schwanenorden. Sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Alterthümer, Halle 1845, S. 22 und Anhang III.
19 Z. B. Wappenfries in der Dominikanerkriche Bad Wimpfen, vor 1472. Stefan Bürger sei für diesen Hinweis bestens gedankt
20 Z. B. Grabmonument für Francesco Tornabuoni Mino da Fiesole in S. Maria sopra Minerva in Rom, 1428.
21 Szilárd Papp: A királyi udvar építkezései Magyarországon 1480–1515, Budapest 2005, S. 111-125 (ungarisch) und 278–281 (deutsch);
22 Szilárd Papp: Heraldic Relics of the Reign of Matthias Corvinus in Upper Lusatia and Silesia, in: Matthias Corvinus, the King, Budapest 2008, S. 222-224; Szilárd Papp: Das Denkmal des Königs Matthias Corvinus und die St. Georgskapelle in der Bautzener Ortenburg, in: Tomasz Torbus (Hrsg.): Die Kunst im Markgrafentum Oberlausitz während der Jagiellonenherrschaft, Ostfildern 2006, S. 103-114. Eine während unseres Arbeitsbesuches 2019 im Rahmen unserer Gewölbeforschungen zu Burg Ofen in Budapest mit Szilárd Papp erörterte Vorstellung unserer Ansätze zum Corvinus Denkmal bekräftigte uns, diese weiter zu verfolgen und unabhängig inwieweit diese geteilt wird zu veröffentlichen. Für die Ermutigung dazu danken wir sehr unserem Kollegen Szilárd Papp.
23 Kai Wenzel: Der spätgotische Neubau der Ortenburg, in: Torbus (wie Anm. 22), S. 85-102; Manfred Thiemann: Mathias Rex anno 1486. Das Matthias-Corvinus-Denkmal in Bautzen, in: Ungarn Jahrbuch 29 (2008), S.1-32.
24 Unabhängig, ob da die Ortenburg schon fertig war, wie in Bezug zu späteren, 1488 nach wie vor angeforderten Maurern von der Forschung ohnehin in Zweifel gezogen wird.
25 Thiemann (wie Anm. 23).
26 Fraknoi (wie Anm. 4), S. 212 f.; Palacky (wie Anm. 6), S. 283 f.
27 Palacky (wie Anm. 6), S.284-290.
28 Christoph Manlius: Commentarii rerum Lusaticarum libri VII., in: Christian Gottfried Hoffmann (Hrsg.): Scriptores rerum Lusaticarum, Leipzig/Bautzen 1719, Caput CXVI, S. 395.
29 Richárd Horváth: The Warring King: the Itinerary of Matthias Corvinus, in Matthias Corvinus 2008 (wie Anm. 4), S. 51-63. Auch ist zu Matthias´ Hof in Ofen bekannt, das er wegen der Pest diesen zeitweise nach Pressburg verlegte, siehe Palacky (wie Anm. 6).
30 Boguslaw Czechowicz/Mateusz Kapustka: Hope and Pragmatism. The Rule and Visual Representation of Matthias Corvinus in Silesia and Lusatia, in Matthias Corvinus 2008 (wie Anm. 4), S. 77-87, hier S. 83.
31 Kurt Marx: Wie die Ortenburg im Jahre 1490 ausgestattet war, in: Bautzener Geschichtshefte 14 (1936), Nr. 4, 1936, S. 25-27 mit Wiedergabe des zweiseitigen Inventares der Schlossräume in vereinfachter Schreibweise und eigenen Kommentierungen. Derzeit erarbeiten die Autoren eine schematische Rekonstruktion des Raumarrangements der Ortenburg von 1490.
32 Fraknoi (wie Anm. 4), S. 310 und Anm. 1.
33 Manlius (wie Anm. 28), S. 99-468.
34 Samuel Grosser: Lausitzische Merckwürdigkeiten. Darinnen Von Beyden Markgraffthümern in fünff unterschiedenen Theilen Von den Wichtigsten Geschichten, Religions- und Kirchen-Begebenheiten [...] zulängliche Nachrichten gegeben, Leipzig 1714, S. 151, Anm. (n).
35 Fritz Rauda: Die mittelalterliche Baukunst Bautzens, Görlitz 1905, S.5-20.
36 Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Bd. 33. Bautzen (Stadt), Dresden 1909, S. 182-191.
37 Jolán Balogh: Die Anfänge der Renaissance in Ungarn. Matthias Corvinus und die Kunst, Graz 1975.
38 Jolán Balogh: Die Bildnisse des Königs Matthias, in: Schallaburg `82 (wie Anm. 4), S. 6-16.
39 Susan Marti/Till-Holger Borchert/Gabriele Keck (Hrsg.): Karl der Kühne. Kunst, Krieg und Hofkultur, Bern/Brügge 2008, Abb. 61 auf S. 78.
40 British Library London: Heeresordnung Karl des Kühnen, Titelseite, ca.1473, niederländisch, Sign.: Add. 36619, f5.
41 Bibliotèque Royale de Belgique Brüssel: Wappentafel Karl des Kühnen, Kupferstich nach 1472, Meister W A, Sign.: EST RES F° - VdS 331 - S. II 1053 (= S. I 23097).
42 Hier insbesondere die burgundischen Goldschmiedearbeiten mit ebendiesen oberen Bogenabschluss, siehe Marti/Borchert/Keck (wie Anm. 39), Kat. 151, 152 a, b.
43 Stefan Hess: Das Basler Münster im historischen Kontext, in: Stiftung Basler Münster (Hrsg.): Dombaumeistertagung Basel, 7.-11.Oktober 2019, Tagungsband, Basel 2019, S.23-29.
44 Stefan Hess: Die ersessene Bischofskirche. Die Eigentumsverhältnisse am Basler Münster nach der Reformation, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 118 (2018), S. 119-140.
45 Paweł Freus: Briccius Gauske. Malarz, kamieniarz i architekt, czynny w łużyckim Zgorzelcu (Görlitz), czeskiej Kutnej Horze oraz we Wrocławiu. Tworzył w latach ok. 1476-1495, 2010, in: https://culture.pl/pl/tworca/briccius-gauske.

46 Thomas Bauer/Jörg Lauterbach/Norbert Nußbaum: Arnold von Westfalen und Benedikt Ried. Innovativer Gewölbebau im Dienst frühneuzeitlicher Fürstenhöfe. Mit Seitenblicken auf Parallelentwicklungen im oberdeutschen Sakralbau, Worms 2021, S. 32-44.

47 Der linke Teil der Oratoriumsbrüstung ist eine Holzreplik des 19. Jahrhunderts, vgl.. Petr Chotěbor: Beispiele für Rekonstruktionen am Prager Veitsdom. In: Monumenta Misnensia. Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen 11, 2013/2014, S. 66-72.

48 Die nachfolgenden Angaben zu Briccius Gauske folgen Freus (wie Anm. 45), Blanka Altová/Helena Štroblová: Kutná Hora s okolím. Prag 2000, S. 373 sowie Thiemann (wie Anm. 23), S. 11-13.

49 Anke Neugebauer/Heiko Brandl: ubi sancta requiescit Aedith – Das Grabmal der Königin Editha im Magdeburger Dom, in: Harald Meller (Hrsg.): Königin Editha und ihre Grablegen in Magdeburg, Halle 2012, S. 33-54, insbesondere S. 49 f. bezüglich Wappenhängung und Bezug zu Burgund.

50 Thomas Lang/Anke Neugebauer: Kommentierter Quellenanhang, in Heiner Lück/Enno Bünz/Leonhard Helten/Armin Kohnle/Dorothee Sack/Hans-Georg Stephan (Hrsg.): Das Ernestinische Wittenberg: Spuren Cranachs in Schloss und Stadt, Petersberg 2015, S. 139-293, hier S. 160-161 (Quellen Nr. 29-31).

51 Zum Astwerk in der Architektur siehe Ethan Matt Kavaller: Renaissance Gothic. Architecture an this Arts in Nothern Europe, 1470-1540, New Haven/Connecticut 2012, S. 199-229; Hubertus Günther: Das Astwerk und die Theorie der Renaissance. Von der Entstehung der Architektur, in: Michele-Caroline Heck (Hrsg.): Théorie des art et création artistique dans l`Europe du Nord du XVIe au début du XVIIIe siècle, Lille 2002, S.13-32; Heiko Weiß: Die Baumsäule in Architekturtheorie und -praxis von Alberti bis Hans Hollein, Petersberg 2015, S.128-162.

52 Paul Lehfeldt/Georg Voss (Hrsg.): Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XXXIII, Herzogthum Sachsen-Coburg und Gotha. Landrathsamt Coburg. Die Veste Coburg, Jena 1907, Foto S. 482 und Stich S. 483.

53 Stephan Hoppe: Der Maler Ehrhard Reuwich siedelt von Utrecht nach Mainz über. Zur Migration von Person, Kunst und Wissen und ihrer sozialen Sphäre, in: Sarah Hübscher/Christopher Kreutchen (Hrsg.): ContactZone – ein Prinzip der „Guten Nachbarschaft". Festschrift für Barbara Welzel, Bönen 2021, S. 10-21.

54 Stephanie Knöll/Meike Leyde, Michael Overdick (Hg.): Cranach in Coburg. Graphik von Lukas d. Ä., Lucas Cranach d. J. und der Werkstatt im Kupferstichkabinett der Kunstsammlungen der Veste Coburg, Regensburg 2020.

55 Klaus Weschenfelder: Cranach in Coburg. Gemälde von Lucas Cranach d. Ä., Lucas Cranach d. J., der Werkstatt und des Umkreises in den Kunstsammlungen der Veste Coburg, Regensburg 2018, S.8 und Abb.2 bezüglich der in den Coburger Sammlungen befindlichen Adam und Eva Dürers 1504; Bernhard von Waldkirch: Albrecht Dürer. Meisterstiche. Sammlung Landammann Dietrich Schindler, Zürich 2006, hier bezüglich Adam und Eva 1504, Tafel 18 auf Seiten 90-91.

56 Martin Sonnabend (Hrsg.): Vor Dürer. Kupferstich wird Kunst. Deutsche und niederländische Kupferstiche des 15. Jahrhunderts aus der Graphischen Sammlung des Städel Museums, Frankfurt am Main 2022.

57 Rudolf Kneschke: Georg von Stein. Versuch einer Biographie, Weida 1913 (Diss. Leipzig).

58 Vgl. Ebenda, S. 33, 45, 47: Vertragsschluss Steins im Auftrag Georg von Podiebrads mit Karl dem Kühnen in Den Haag 2. Juli 1469, 4.-10. April 1474 Stein bei Karl dem Kühnen in Luxemburg, März 1475 Stein bei Karl dem Kühnen, Matthias Corvinus kündigt Karl dem Kühnen mit Schreiben vom 7. Mai 1476 den bevorstehenden Besuch Steins an.

59 Ebenda, S. 41, 43: Ende Februar 1473 beim Treffen Herzog Albrecht mit Stein in Dresden, März 1474 am Dresdner Hof, 28. März 1475 Verhandlungen mit Kurfürst Ernst in Dresden zu schlesischen Lehnsangelegenheiten, 6. März 1478 Stein in Dresden.

60 Bericht des Hans Seybolt von Hochstetten von der Hochzeit 1476, Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 331, fol.73r-84r; transkribiert von Bela Borsa: Reneszánskori ünnepségek Budán, in: Tanulmányok Budapest Múltjából 10 (1943), S.44-53.

61 Wappenbrief für die Stadt St. Pölten vom 25.12.1487, siehe Schallaburg 82 (wie Anm. 4), S. 264 f. und Abb. 22 im Bildteil; St. Pölten Stadtarchiv (Hrsg.): Faksimile des Wappenbriefs König Matthias`Corvinus für St. Pölten, 25. Dezember 1487, Schausammlung des Stadtmuseums Nr.IV/15, Foto: Leutner mit Begleittext Willibald Rosner.

62 Zitiert aus Werner Paravicini: Vernünftiger Wahnsinn. Karl der Kühne, Herzog von Burgund (1433-1477), in: Marti/Borchert/Teck (wie Anm. 39), S. 39-49, hier S. 42.

63 Zitiert aus Birgit Franke/Barbara Welzel: Paläste und Zelte voller Kunst. Zur Hofkultur Karls des Kühnen, in: Marti/Borchert/Teck (wie Anm. 39), S. 51-61, hier S. 54.

64 Zitiert aus Barbara Welzel: Wappen Karl des Kühnen, in: Marti/Borchert/Teck (wie Anm. 39), S. 222, Kat. 50, Tafel 38; mit Anmerkung der Autoren: „(burgundischen)".

65 1467 vom Medici-Banker in Burgund Angelo Tani für eine Kapelle im heimischen Italien in Auftrag gegeben, sollte nach Florenz verschifft werden, aber am 27. April 1473 wurde das Schiff gekapert, auf dem sich der Altar befand, und nach Danzig verbracht, wo er heute im Nationalmuseum aufbewahrt wird.

66 Csaba Csapodi/Klára Csapodi-Gárdonyi (Hrsg.): Bibliotheca Corviniana. Die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, München/Berlin 1969; Csaba Csapodi/Klára Csapodi-Gárdonyi (Hrsg.): Bibliotheca Corviniana. Die Geschichte der Bibliotheca Corviniana, Budapest 1978.

67 Gergely Buzás: History of the Visegrád Royal Palace, in: Gergely Buzás/József Laszlovszky (Hrsg.): The medieval Royal Palace at Visegrád, Budapest 2013, S. 17-140, hier S. 93-94 mit Abb. 167-171.

68 Übersetzung von Dr. Matthias Donath nach dem lateinischen Original von Christoph Manlius: „Quam vivam, ut loquuntur, & verissimam esse inde liquet, quod, ut testantur ejus urbis annales, & Peucerum confirmasse comperimus, cum initio minus feliciter videretur expressa, tertium Budam missa fuit & mutata, donec regi quam simillima efficeretur."

Autoren
Thomas Bauer und
Jörg Lauterbach
bauer lauterbach GmbH
Tiergartenstraße 72
01219 Dresden
www.schlingrippe.de



Ungarn, Sachsen und die Reformation: der ständige Grenzverkehr

Zoltán Csepregi

An Luthers Tisch

2017 wurden in der Lutherstadt Wittenberg drei Tafeln zur Erinnerung an die ungarischen Studenten Matthias Dévai Bíró (um 1500–1545), Johannes Sylvester (1504–1551) und Leonhard Stöckel (um 1510–1560) angebracht. Alle drei müssen an Martin Luthers Tisch gesessen haben, obwohl der Reformator nur einen von ihnen in seinen Tischreden namentlich erwähnt: „Doctor Luther sagete, er hätte einen Tischgänger zu Wittenberg gehabt mit Namen Matthias de Vai, einen Unger, welcher auch in Lutheri Haus zu Wittenberg gewohnet gehabt. Dieser, nach dem er heim in Ungern kömmet und allda ein Prediger wird, da war er mit einem Papisten-Prediger uneins worden…"

Studenten aus Ungarn sind in Wittenberg seit 1522 nachgewiesen. Die Sprachgrenzen stellten für die Verbreitung der reformatorischen Richtungen große Hindernisse dar und verhinderten oft eine gegenseitige Einflussnahme. Dévai und Sylvester aber waren die ersten Magyaren überhaupt, die Luthers Lehre in Wittenberg kennenlernten und nach Ungarn weitertrugen.

Der „ungarische Luther"

Schon im Frühjahr 1531 trat Matthias Dévai als Reformationsprediger in der Hauptstadt Ofen (ungarisch: Buda) auf. Er verbreitete seine 52 Thesen, betitelt „Rudimenta salutis". In einer anderen Schrift, „Sententiae de sanctorum dormitione", wandte er sich energisch gegen den Heiligen- und Reliquienkult. Noch im Jahre 1531 kam er als Prediger nach Kaschau (ungarisch: Kassa, slowakisch: Košice), wo er schon am 6. November 1531 verhaftet und nach Wien gebracht wurde. Im Wiener Kerker des Bischofs Johann Fabri (1478–1541) verteidigte er das Evangelium, bis er 1533 befreit wurde. Er begann wieder in der Hauptstadt reformatorisch zu predigen, was ihm nach kurzer Freiheit eine Gefängnishaft in Ofen einbrachte. Aus dem Kerker im Frühjahr 1535 freigelassen, widmete er sich eifrig der theologischen Schriftstellerei. Ende 1536 ging er nach Nürnberg, um hier seine reformatorischen Schriften und auch einen Bericht über seine Gefangenschaft drucken zu lassen. Drei Schriften Dévais, nämlich gegen die Anrufung der Heiligen, über die Hauptartikel der christlichen Lehre und über sein Verhör

Marktplatz in Bartfeld, einer Freistadt in Oberungarn (heute Slowakei). Hier wirkte Leonhard Stöckel, der „Schulmeister Ungarns" (Praeceptor Hungariae). Foto: Matthias Donath



Gedenktafel für Matthias Dévai Bíró in Budapest
Wikimedia

durch den Wiener Bischof, wurden hier 1537 in einem Band veröffentlicht. Während dieses Jahres tauchte Dévai mehrmals in Wittenberg auf.

Im Herbst 1537 zog Dévai zusammen mit Sylvester aus Leipzig über Krakau (polnisch: Kraków) nach Ungarn. Von Philipp Melanchthon (1497–1560) hatte er ein Empfehlungsschreiben erbeten an den ungarischen Magnaten Thomas Nádasdy (1496–1562), der kurz zuvor in Sárvár eine Schule gegründet hatte. Melanchthon lobt dieses Unternehmen. Dass Nádasdy angesichts der Türkengefahr eine Schule stiftete, beweist sein Vertrauen in die Zukunft des Landes. Melanchthon fordert ihn auf, nun auch dafür zu sorgen, dass in der Kirche richtig gepredigt werde, denn die Türkennot ist zweifellos Strafe Gottes für Sünden und Abgötterei. Dévai und Sylvester waren (einander abwechselnd) die Rektoren dieser Schule und entfalteten in den nächsten drei bis vier Jahren eine überaus reiche literarische Tätigkeit. Es erschienen ungarische Grammatiken und von Dévai ein ungarischer Katechismus.

1541 floh Dévai wieder nach Deutschland. Zuerst hielt er sich in Wittenberg auf. Erst 1543 kehrte er nach Ungarn zurück und wirkte hauptsächlich in der Theißgegend, vermutlich auch in Debrecen, kam aber angeblich auch nach Kronstadt (ungarisch: Brassó, rumänisch: Braşov). Gleichzeitig wurde er von den Geistlichen der oberungarischen Fünfstädte Eperies (ungarisch: Eperjes, slowakisch: Prešov), Kaschau, Leutschau (ungarisch: Lőcse, slowakisch: Levoča), Bartfeld (ungarisch: Bártfa, slowakisch: Bardejov) und Zeben (ungarisch: Kisszeben, slowakisch: Sabinov) bei Luther denunziert als Sakramentarier, als einer, der die Gegenwart Christi im Abendmahl anders als die Wittenberger lehre. Wie ihre Vorwürfe genau lauteten, weiß man nicht, da nur Luthers Antwort vorhanden ist. Luther bemerkt kurz, dass Dévai bei ihm den besten Eindruck hinterlassen habe, dann aber verteidigte er gegen jeden Verdacht nachdrücklich Melanchthon und die anderen Kollegen.

Unter den Wegbereitern der Wittenberger Ideen war der mutigste und erfolgreichste ohne Zweifel Dévai, der als erster die Lehre der Reformation in Ungarn in theologisch geordneter Form, mit durchschlagender Kraft, unter energischer Durchsetzung der praktischen Konsequenzen aus der Rechtfertigung durch den Glauben und des Prinzips von sola scriptura in zahlreichen Bereichen des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens vertrat. Nicht ohne Grund haben ihm seine Zeitgenossen den Beinamen eines „ungarischen Luthers“ verliehen. Um die gedankliche Unabhängigkeit und die mobilisierende Wirkung der Verkündigung Dévais zu veranschaulichen, werden hier zwei Themen aus seinem Gedankensystem ausgewählt und exemplarisch beschrieben: die Frage nach der evangelischen Freiheit und nach dem Heiligenkult.

Dévais Freiheitsauffassung wird besondere Bedeutung verliehen durch die Art, wie er über das Verhältnis und die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium lehrt, was bekanntermaßen einer der Grundpfeiler reformatorischen Denkens ist. Es fällt seinem Leser auf, dass sich Dévai nicht zum sogenannten dritten Gebrauch des Gesetzes („tertius usus legis“) bekennt, d. h. zu einer Rolle des Gesetzes im Leben der Neugeborenen und Erlösten. Es ist anzunehmen, dass Dévai diese u. a. für Melanchthon und Calvin charakteristische Ansicht nicht einfach aus Unkenntnis heraus, sondern bewusst ausklammert.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die vermutlich in Dévais Wortlaut erhaltenen Thesen von Großwardein (ungarisch: Nagyvárad, rumänisch: Oradea) später statt der zwei-, drei- oder vierfachen Aufteilung des Gebrauchs des Gesetzes bereits die Struktur der Schichten der christlichen Freiheit skizzieren (1544): Freiheit (in Christus) von Sünde und Tod, Freiheit (durch Christus) von den Härten des Lebens, Freiheit vom Gesetz Moses und schließlich Freiheit von den menschlichen Traditionen. Eine unmittelbare Quelle dieses Systems ist die erweiterte Ausgabe von Melanchthons „Loci communes“ aus 1543. Dévai lässt also mit der für ihn charakteristischen Selbständigkeit und mit Eklektizismus die in Melanchthons Loci ausgeführte Lehre von „tertius usus legis“ außer Acht und übernimmt gleichzeitig vollständig die Lehre von „quattuor gradus libertatis“. Der obige Ausgangspunkt sowie die nachdrücklich vertretene Auffassung vom gegenseitigen Verhältnis

von Bindung und Freiheit spiegeln sich bei ihm konsequent wider in der Lehre über die Priesterehe, das Fasten, die Beichte, die Messe, die zwei Gestalten und die Anbetung des Altarsakraments sowie die Feiertage.
Die Bezweiflung der Heiligenverehrung ist eine Reaktion mit theologischen Mitteln auf die politische und militärische Lage und die Identitätskrise des Landes nach der Niederlage bei Mohács 1526, denn die ungarischen Schutzheiligen, Reliquien, heilige Könige, ja selbst die „Patrona Hungariae", die Jungfrau Maria, hatten als Osmanen bekämpfende Patronen versagt und sich des Vertrauens unwürdig erwiesen. Die auf sie gebaute staatliche Ideologie und symbolische Repräsentation waren ins Schwanken geraten. Dévai gelangte von diesem Ausgangspunkt bis zum Leugnen von Hölle und Purgatorium, zur Theorie der schlafenden Heiligen, zu einem neuen Mariabild und einer neuen Form der Gemeinschaft mit den Heiligen. Der geistige Hintergrund und die Wirkung der berühmt-berüchtigten Schlafenstheorie im Kontext der gesellschaftlichen Stimmung und der Gedankenwelt in der Krise nach der Schlacht von Mohács kann nicht überschätzt werden. Dévai formuliert frei, welche politischen Postulate seine christologischen Ausführungen nach sich ziehen werden: „Die Mönche verkünden mit brüllender Stimme, dass Stephan, der erste König der Ungarn das Land der Heiligen Maria widmete. Daher wird sie selbst auf den Münzen als die Patrona des Landes abgebildet. Aber wenn dem so ist, behaupte ich, dass der König keine Ahnung von der Natur und Beschaffenheit des Glaubens hatte, nämlich dass jener sich allein an Gott wendet und seine Augen allein auf Christus richtet und dabei von den Heiligen und der Heiligen Jungfrau keinerlei Kenntnis nimmt."
Auf diesen Gedanken basiert ein neues Gemeinschaftsbewusstsein und das Vertrauen von „wir sind nicht allein", was sich als mobilisierungsfähige Ideologie gegenüber der in der Krise steckenden traditionellen Patrona-Hungariae-Lehre durchaus als wettbewerbsfähig erweist. Berichte aus dem späteren osmanischen Besatzungsgebiet, die europaweit mit Begeisterung gelesen wurden, atmen auch diesen Geist, und spiegeln ein für die Grenzfestungen charakteristisches Weltbild wider.

Der Bibelübersetzer und Dichter

Nach einer langen, bitteren Wanderschaft wurde Johannes Sylvester in die Obhut von Thomas Nádasdy genommen. 1534 begann er als Lehrer in Sárvár zu arbeiten. Das Ergebnis seiner Arbeit in Sárvár ist seine ungarisch-lateinische Grammatik, die 1539 veröffentlicht wurde, und seine Übersetzung des Neuen Testaments, die 1541 erschien. Nach einem Wiener Exil kehrte er in seine Heimat zurück, aber ab 1544 war er wieder dort, nun als Professor für Hebräisch und Griechisch.



Wasserschloss der Familie Nádasdy in Sárvár, dem „ungarischen Wittenberg"
Wikimedia (Wolfgang Glock)

In seiner Übersetzung des Neuen Testaments schreibt er über die Bedeutung des Römerbriefs: „Die Hauptbedeutung davon ist diese, dass alle Völker, ob vom jüdischen oder vom heidnischen Geschlecht, vor Gott dem Herrn allein durch den Glauben an Christus gerechtfertigt sind. Das heißt, sie werden durch die Barmherzigkeit des Herrn Gottes gerettet, nicht durch seine Verdienste; welche Barmherzigkeit sie weder empfangen noch erlangen können, sondern allein durch den Glauben." Sylvester war also einerseits ein hervorragender Humanist, andererseits machte er sich die Lehren der lutherischen Reformation voll zu eigen und war damit ein seltener Vertreter der Verflechtung von Humanismus und Reformation.
Seine Übersetzung des Neuen Testaments mag vom Humanismus inspiriert gewesen sein; seine Rückkehr zum griechischen Originaltext erklärt sich vollständig durch den Einfluss von Erasmus von Rotterdam (um 1466–1536). Die Übersetzung selbst diente jedoch einer Reformation der Glaubenspraxis. Die lutherische Reformation machte das Wort Gottes zum Maßstab für die Lehre vom christlichen Glauben und Leben. Sylvester war der erste, der nach fragmentarischen Versuchen das Neue Testament in seiner Gesamtheit in die Hände seines ungarischen Volkes legte. Diese Tat machte ihn zu einem wahren Jünger Luthers.
In Sylvesters Bibel lesen sich die ersten ungarischen quantitativen Verse in der Volkssprache. Sylvester begegnete der Wiederbelebung des klassischen Versmaßes im griechischen Neuen Testament von Erasmus, das er zu seiner Freude perfekt an die ungarische Sprache anpassen konnte. Die Bibelübersetzung enthält fünf Gedichte in Form von dem elegischen Distichon: eines nach der Widmung, die anderen sind nach

dem Vorbild von Erasmus eine einprägsame Zusammenfassung des Inhalts von drei Evangelien und der Apostelgeschichte. Sylvester legte die Regeln für die Länge und Kürze der Silben im Ungarischen fest, die Jahrhunderte überdauerten.

Der Schulmeister Ungarns

Leonhard Stöckel wurde 1510 in Bartfeld geboren und studierte ab Oktober 1530 Theologie in Breslau und Wittenberg. Zwischendurch wirkte er von 1533 bis 1536 als Lehrer in Luthers Geburtsstadt Eisleben. Schließlich wurde er ein guter Freund von Melanchthon und zum Erzieher der Kinder des Kurfürsten Johann Friedrich bestellt. Er stand mit den beiden Reformatoren, besonders aber mit Melanchthon, bis ans Lebensende im Briefwechsel.

Die Stadtverwaltung von Bartfeld wandte sich 1539 an Melanchthon, weil sie ihren Sohn Stöckel für ihre Schule gewinnen wollte. Dieser empfahl ihn den Bartfeldern: „Gott wolle ihn glücklich zu euch bringen, und wiewohl ich bey vielen wichtigen Ursachen gern gesehen, dass er in der Vniversität blieben, so habe ich doch seinen gehorsam auch nicht verhindern oder straffen wollen. Bitte also ihr wollet ihn euch freundlich lassen befohlen seyn. Denn er in Wahrheit ein vernünftiger, wohlgelahrter, frommer und geistlicher Mann ist, desgleichen nicht viel zu finden."

So kam im Jahre 1539 Stöckel auf Einladung seiner Heimatstadt Bartfeld nach neun Jahren zurück nach Ungarn und wurde Rektor des Gymnasiums. Hier organisierte er die Schule im Sinne Melanchthons um und schuf 1540 neue Schulgesetze (Leges scholae Bartphensis). Die Grundlage der Schule, wie sie nach Melanchthons Beispiel auch Leonhard Stöckel formte, bildete der christliche Humanismus: im Vordergrund standen Weisheit und Gottesfurcht. Dank Stöckels Bemühungen wurde die Alma Mater Bartfeld bis Ende des 16. Jahrhunderts die erfolgreichste Schule nicht nur im Königreich Ungarn, sondern auch in der ganzen Region. Sie zog Schüler aus Österreich, Böhmen, Schlesien, Siebenbürgen und sogar aus Sachsen an.

Stöckel schrieb neben einigen Lehrbüchern und theologischen Streitschriften auch das allererste deutsche Schuldrama „Historia von Susanna", welches in Wittenberg gedruckt (1559) ein Muster für weitere Schuldramen in Deutschland bildete.

Im Jahre 1555 kam es mit dem Stadtrat von Bartfeld zu Unstimmigkeiten, so dass Stöckel vorübergehend Rektor der Schule in Kesmark (ungarisch: Késmárk, slowakisch: Kežmarok) wurde. Hier hielt er sich nur etwa ein halbes Jahr auf, brachte aber das humanistische Programm von Melanchthon auf den Weg. Nach Erarbeitung einer neuen Schulordnung wurde zu deren Durchführung 1556 ein Schüler Stöckels als Schulleiter nach Kesmark berufen. Stöckel kehrte auf Bitten des Stadtrates nach Bartfeld zurück und wirkte dort bis zu seinem Tode 1560 segensreich weiter, so dass ihm von der Nachwelt der Ehrentitel „Praeceptor Hungariae" zuerkannt wurde, da seine Reformen auf das Schulwesen von ganz Ungarn einen starken Einfluss hatten. Stöckel starb am 7. Juni 1560, sieben Wochen nach seinem großen Lehrer und Freund Melanchthon.



Denkmal für Leonhard Stöckel in Bartfeld
Foto: Matthias Donath

Unter den Fittichen Melanchthons

Das Königreich Ungarn war, wie gesagt, multiethnisch, und nur etwa die Hälfte der Ungarn, die sich im 16. Jahrhundert in Wittenberg einschrieben, hatten Ungarisch als Muttersprache, die andere Hälfte war deutsch und slawisch (slowakisch, slowenisch, kroatisch). Für die Deutschen stellte Wittenberg keine Sprachbarriere dar, und diejenigen, die die slawischen Sprachen sprachen, besuchten zumeist Schulen in den mehrheitlich deutschsprachigen Städten Nordungarns, wo sie die Sprache erlernten. Anders die Ungarn: Die meisten von ihnen hatten kein Deutsch gelernt, was bei einer lateinischsprachigen Universitätsausbildung kein Nachteil war, aber sie verstanden die Gottesdienste nicht und wollten deshalb auch bei Luther nicht das Abendmahl empfangen. Der Reformator lehnte ihre Bitte ab, einen speziellen lateinischen Abendmahlsgottesdienst für sie zu halten, da dies einem der Grundsätze der Reformation widersprochen hätte.

Schließlich war es Philipp Melanchthon, der jeden Sonntagmorgen einen besonderen Gottesdienst in lateinischer Sprache für Ausländer ab-

hielt, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, darunter auch Ungarn. Der angesehene Lehrer entwickelte eine besondere Beziehung zu den Ungarn, was wahrscheinlich auf sein Interesse an der Geschichte und der türkischen Eroberung zurückzuführen war. Viele von ihnen blieben bei ihm und hielten auch nach ihrer Rückkehr in die Heimat Kontakt zu ihm. Die Protestanten in Ungarn entwickelten das neue Schulsystem auf der Grundlage seiner Anweisungen und Grundsätze.

Der ungarische Studentenorganisation, der sogenannte Coetus Ungarorum, wurde am 24. Juni 1555 gegründet, zu einer Zeit, als die Universität Wittenberg ihre Blütezeit erlebte. Nach der Niederlage bei Schmalkalden und dem anschließenden Regierungswechsel beschloss Melanchthon, in der Geburtsstadt der Reformation zu bleiben, und rettete so die Universität. In den letzten zwölf Jahren seiner Tätigkeit stieg die Zahl der Studenten auf ein wesentlich höheres Niveau als zu Luthers Lebzeiten, und dieser Trend setzte sich nach seinem Tod bis Anfang der 1570er Jahre fort.

Melanchthon muss eine entscheidende Rolle bei der Bildung des Coetus gespielt haben, und ohne seine Hilfe wäre es schwierig gewesen, das Hindernis des Wittenberger Verbots der Bildung von Universitäts-Nationen zu überwinden. Er war es auch, der für den Rest seines Lebens den Vorsitz bei den regelmäßigen vierzehntägigen Disputationen der Gesellschaft führte. Seine „Predigten“ in lateinischer Sprache, die sonntags gehalten wurden, hatten eher den Charakter von Lehrvorträgen, die neben der Theologie auch andere Disziplinen, insbesondere Grammatik und Geschichte, umfassten. Der „Praeceptor Germaniae“ nutzte diese Gelegenheit auch, um zu lehren und den Bildungsmangel, den die Mehrheit der Ungarn mitbrachte, zu verringern. Kein Wunder, dass bei der Veröffentlichung dieser Vorträge im Jahr 1594 die Texte für den zweiten Teil aus Ungarn bezogen werden mussten.

Was war diese Studentenorganisation? Das wichtigste Vorbild war ein mittelalterlicher Vorläufer, die ungarische Bursa an der Universität Krakau. Wenn man sie mit den heutigen Institutionen vergleicht, war sie eine studentische Selbstverwaltung (mit Interessenvertretungsfunktionen), aber auch ein Selbstbildungskreis. Eines der auffälligsten Merkmale des Coetus war sein „nationaler“ Charakter. Er betrachtete sich als ein Organ der *gens Hungarica,* also eine ethnisch-magyarische Organisation. Der Eintritt war zwar freiwillig, und nicht alle Studenten ungarischer Nationalität wurden Mitglieder, aber die Mitglieder waren alle (bis auf wenige Ausnahmen) ungarische Muttersprachler, und Studenten anderer Nationalitäten aus Ungarn waren praktisch ausgeschlossen. Schaut



„Geschichte des ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg 1555-1613“ von Géza Szabó, 1941

man sich die Namensliste an, so findet man fast ausschließlich ungarische Namen, obwohl die ungarische Sprache in der Gesellschaft nicht verwendet wurde, sondern die Mitglieder ihre Texte in Latein verfassten. Die Protokolle der Studentenorganisation weisen jedoch darauf hin, dass die Mitglieder ungarischer Muttersprache im Alltag vielfältig miteinander verbunden und aufeinander angewiesen waren.

Vielleicht kann man dem Wesen des Phänomens näherkommen, wenn man die theologischen Neigungen der Mitglieder der Gesellschaft untersucht. Ein unvoreingenommener Blick auf die Namensliste zeigt, dass Melanchthon in den ersten zehn Jahren der gemeinsame Nenner war, obwohl die Mehrheit der Mitglieder im Laufe der Jahre zunehmend Anhänger der Schweizer Reformation wurde. Der Wendepunkt war offenbar um 1566 (zu diesem Zeitpunkt war die Spaltung zwischen den beiden großen protestantischen Konfessionen in Siebenbürgen und Ostungarn abgeschlossen), und von diesem Zeitpunkt an konnte die Gesellschaft als eindeutig reformiert bezeichnet werden. Die sprachliche und theologische Trennung schien hier Hand in Hand zu gehen. In den ungarischen reformierten Bekenntnisschriften ist der Sachverhalt einer theologischen Sonderentwicklung mit Händen zu greifen. Als Motor der konfessionellen Absonderung fungierte, wie in der Forschung schon lange bekannt ist, der Wittenberger Coetus. Die muttersprachlich gefärbte Absonderung zuerst theologischer, dann konfessioneller Art führte am Ende des 16. Jahrhunderts zu offen ausgetragenen Auseinandersetzungen. Irgendwo hier kann man eine Antwort auf die alte Frage finden: Warum schloss sich die entscheidende Mehrheit der

Magyaren im Gegensatz zu anderen Volksgruppen im Land der helvetischen Richtung an?
Im Jahr 1586 bekannte sich Kurfürst Christian I. von Sachsen (1560–1591) offen zu den Kryptocalvinisten und Melanchthon-Anhängern, und es wurden vorsichtige vorbereitende Schritte zur Reform des Landes und der Universität unternommen. Der erste Schritt war die Aufhebung des Dekrets von 1580, das die Lehrer und Stipendiaten der Universität zur Unterzeichnung der Formula Concordiae verpflichtete. Doch Christian I. starb am 25. September 1591 im Alter von nur 30 Jahren, und damit endete die „zweite Reformation" in Sachsen. Die Philippisten verloren ihre Anstellung an der Universität. Unter diesen Umständen hatten die Mitglieder des ungarischen Coetus wenig Gutes zu erwarten. Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar (1562–1602), der Administrator Kursachsens, schickte im Juli 1592 eine Untersuchungskommission nach Wittenberg. Sie stieß sofort auf die reformierten Ungarn, die „ihre eigenen Lektionen, Predigten, Disputationen und dergleichen Übungen unter sich abhielten". Am 30. August 1592 befragte der Untersuchungsausschuss die Mitglieder der Studentenvereinigung, von denen siebzehn anwesend waren, in lateinischer Sprache. Schließlich verließen die Mitglieder des Coetus am 12. Dezember 1592 die Stadt. Die strenge Haltung ihnen gegenüber hielt nicht lange an, wofür es mehrere Gründe gab. Auch die Bürger der Stadt waren zur Vernunft gekommen und berechneten den finanziellen Verlust, der durch die Abwesenheit der Ungarn entstehen würde. Im Frühjahr 1593 durften sie zurückkehren, nur die Gesetze der Gesellschaft mussten geändert werden, doch das war nur der Anfang vom Ende. Die Universität hatte ihre eigenen internen Disputationen verboten, und die Tätigkeit der Gesellschaft war zum Erliegen gekommen. Die begabteren Studenten blieben meist nur wenige Monate in Wittenberg, bevor sie nach Heidelberg weiterzogen. Von Mai 1598 bis Juni 1601 bewarben sich keine neuen Mitglieder. Die Namen der letzten vier Ungarn finden sich nicht mehr im Originalregister des Coetus. Sie wurden 1613/1614 mit der Abschließung der Geschäfte betraut. Sie brachten auch die Matricula mit nach Ungarn, die dann zuerst in die Schulbibliothek in Groß-Neustadt (ungarisch: Nagybánya, rumänisch: Baia Mare) gelangte. Heute wird sie in der Bibliothek des Reformierten Collegiums in Debrecen aufbewahrt.

Ungarische Theologen in Mitteldeutschland: Wittenberg, Jena, Leipzig und Halle

Zwischen 1885 und 1903 veröffentlichte Johann Scheuffler 10 Fortsetzungen seiner monumentalen Datensammlung mit dem Titel „Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen." Mit Österreich war hier die damals bestehende Doppelmonarchie gemeint, und etwa die Hälfte der Daten bezieht sich auf die Länder der ungarischen Krone. Scheuffler sammelt insgesamt 799 Geistliche, die entweder aus Sachsen stammten und in 360 verschiedenen Pfarren des Habsburgerreiches in der Frühen Neuzeit wirkten, oder umgekehrt: Sie kamen aus Österreich-Ungarn auf Pfarrstellen in Sachsen.
Scheufflers Daten zum Theologenaustausch zwischen Sachsen und Ungarn werden durch die Ergebnisse der modernen Peregrinationsforschung gut ergänzt. In der Frühen Neuzeit bereiteten sich die protestantischen Studenten Ungarns vor allem an europäischen Universitäten auf ihren künftigen Beruf vor, die Lutheraner fast ausschließlich in Deutschland. Untersucht man die Matrikeln der vier renommiertesten mitteldeutschen Universitäten zwischen dem Beginn der Reformation und 1789 und sucht die Studenten aus Ungarn („Hungari") und Siebenbürgen („Transylvani") aus, so ergeben sich folgende Zahlen (Ärzte und Juristen werden hier nicht gesondert behandelt, da sich die überwiegende Mehrheit der Studenten auf das geistliche Amt vorbereitete).

Wittenberg (ab 1522):	3.235 Personen
Jena (ab 1550):	1.264 Personen
Leipzig (ab 1527):	681 Personen
Halle (ab 1694):	635 Personen

Die Universität Wittenberg behielt ihre Vormachtstellung fast während des gesamten Untersuchungszeitraums bei. Selbst im 18. Jahrhundert konnte sie sich gegen ihre jüngeren Konkurrenten, den Universitäten an der Saale, behaupten, die große Studienreformen durchgeführt hatten. Neben den Immatrikulationszahlen liefern Gelegenheitsdrucke der Universitätsverlage eine Fülle von Daten über die Anwesenheit der Ungarn in der Region: Begrüßungsgedichte, Abschiedsgedichte, Trauergedichte in verschiedenen Sprachen. Im 17. Jahrhundert waren diese Gedichte noch überwiegend in Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch und Aramäisch verfasst, doch im 18. Jahrhundert erscheinen auch Gedichte in der Volkssprache: Deutsch, Ungarisch und Tschechisch (letzteres wurde auch von den Slowaken schriftlich verwendet).

Das Doppelgesicht der Emigration

Kaiser Leopolds I. (1640–1705) absolutistische Politik, die mit der Aufhebung der ungarischen Verfassung im Jahre 1673 begonnen hatte und die totale Unterwerfung Ungarns anstrebte,

führte zu einer Emigrationswelle. Das gerichtliche Verfahren, das nach kleineren Vorspielen in Pressburg (ungarisch: Pozsony, slowakisch: Bratislava), Tyrnau (ungarisch: Nagyszombat, slowakisch: Trnava) und Kirchdrauf (ungarisch: Szepesváralja, slowakisch: Spišské Podhradie) im Frühjahr 1674 in Pressburg gegen evangelische Prediger und Lehrer angestrengt wurde, hatte zur Folge, dass hunderte von Geistlichen ihre Gemeinden verlassen mussten und manche sogar nach demütigenden Gefängnisstrafen als Galeerensklaven verkauft wurden. Gleichzeitig mit der Verfolgung der Prediger und Lehrer erfolgte ein Vernichtungsfeldzug gegen die evangelischen Schulen und Gemeinden. Die Bewohner der Städte ließen sich leichter zur Konversion bewegen, die Landbevölkerung hielt dagegen zäher an der einmal angenommenen Konfession fest. Die Methoden der Massenprozesse blieben den Protestanten in Ungarn als traumatisches Andenken im Bewusstsein. Die persönlichen Berichte einiger Überlebender sorgten im ganzen Europa für den großen Bekanntheitsgrad des Galeerensklavenprozesses. Im historischen Gedächtnis der Evangelischen in Ungarn ist der „Galeerensklavenprozess“ für Jahrhunderte zum Symbol der Religionsverfolgung geworden.

Hunderte haben das bittere Brot des Exils gegessen und sind erst Jahre oder Jahrzehnte später in ihr Heimatland zurückgekehrt, aber einige haben an ihren Zufluchtsorten Wurzeln geschlagen und es den Generationen von Studenten, die nach ihnen kamen, dauerhaft leichter gemacht, einen Platz zum Erfolg zu finden.

Georg Michaelis Cassai (1640–1725), ein ungarischer Exulant, Professor und Dekan der Universität Wittenberg, vermachte seine Privatbibliothek und sein gesamtes Vermögen den in Wittenberg studierenden ungarischen Studenten. Innerhalb des Coetus Ungarorum arbeiteten bereits die Studenten wissenschaftlich zusammen, und seine Mitglieder bauten ihre eigene Bibliothek auf. Wenn die Studenten ihr Studium beendeten, überließen sie oft ihre Bücher der gemeinsamen Bibliothek, was einen ständigen Zuwachs der Sammlung bedeutete, aber sie kauften auch Bücher mit Spenden an den Coetus. Aus dem 17. Jahrhundert sind keine Aufzeichnungen über die Bibliothek erhalten, aber es ist wahrscheinlich, dass Cassai selbst die gemeinsame ungarische Büchersammlung nutzte, als er von 1675 bis 1681 in Wittenberg studierte.

1725 nahm Cassai auch die frühere Sammlung der Studentengemeinschaft in Obhut, um eine Bibliothek für die an der Universität Wittenberg studierenden ungarischen Studenten einzurichten, als er in Ermangelung von Erben sein gesamtes Vermögen und seine Bibliothek den Studenten vermachte. Sein Testament wurde in deutscher und später in lateinischer Sprache verfasst. Die zweite und letzte lateinische Fassung seines Testaments wurde am 6. August 1725 erstellt, aber der dazugehörige Katalog ist verloren gegangen, so dass nicht genau bekannt ist, wie viele Bände die Sammlung umfasste. Seit Cassais Tod im Jahr 1725 wurde die Bibliothek, die reich an evangelischen Denkmälern und Schätzen war, zum Zentrum des intellektuellen Lebens der ungarischen Studenten. Da Cassai den Studenten auch sein Haus vermacht hatte, wurden die Bücher dort von den beiden Kustoden, die ebenfalls im Haus wohnten, aufbewahrt. Die Sammlung wurde dann in geordneter Weise weiter ausgebaut.



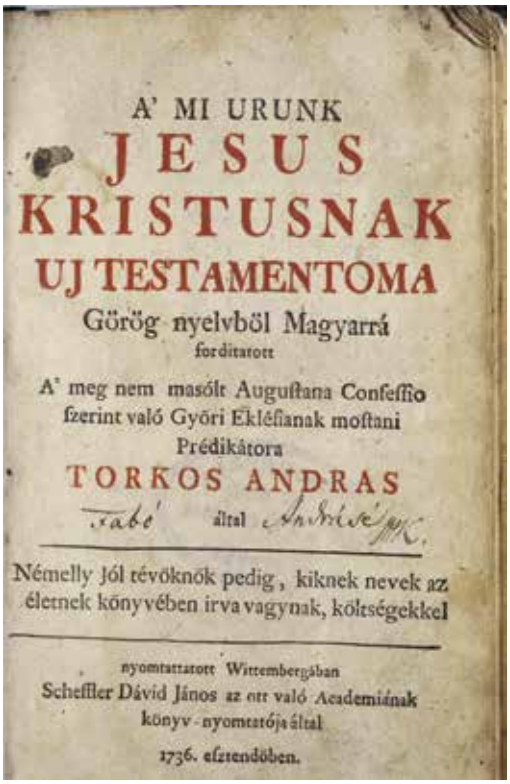
Evangelische Pfarrer und Lehrer in Festungshaft in Leopoldstadt (ungarisch: Lipótvár, slowakisch: Leopoldov) 1674/75, zeitgenössischer Kupferstich

Die wertvollste Erwerbung war die Handschriftensammlung des früh verstorbenen Literaturhistorikers Michael Rotarides (gest. 1746), die 1755 angekauft und in den Bestand der Bibliothek aufgenommen wurde. Zu dieser Zeit wurde auch der Bibliothekskatalog von dem damaligen Bibliothekar Adam Latsny erstellt. Der Katalog gliedert den Bestand der Bibliothek in drei Abteilungen. In der ersten Abteilung werden die Bücher gesammelt, in der zweiten Abteilung die von den Wittenberger Studenten in gedruckter Form veröffentlichten Dissertationen sowie Gelegenheitsschriften und in der dritten Abteilung die Manuskripte, welche die Studenten aus dem Nachlass von Rotarides erworben hatten. Der handgeschriebene Katalog enthält etwa 1.330 bibliografische Einträge, und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die Sammlung einschließlich der Handschriften auf fast 2.000 Bände angewachsen.

Die Bibliothek war fast hundert Jahre lang an ihrem Gründungsort tätig, bis sie infolge der Napoleonischen Kriege, als Wittenberg von Preußen annektiert wurde, ihre Tätigkeit einstellte und 1817 mit der Universitätsbibliothek Halle zusammengelegt wurde. Im Jahr 1823



Gedicht von Johann Georg Schröer zur Hochzeit Georg Michaelis Cassais, gedruckt 1687 in Wittenberg
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt


A' MI URUNK
JESUS
KRISTUSNAK
UJ TESTAMENTOMA
Görög nyelvből Magyarrá
forditatott
A' meg nem masólt Auguſtana Confeſſio
ſzerint való Györi Eklésianak moſtani
Prédikátora
TORKOS ANDRAS
Tabé által
Némelly Jól tévöknök pedig, kiknek nevek az
életnek könyvében irva vagynak, költségekkel
nyomtattatott Wittembergában
Scheffler Dávid János az ott való Academiának
könyv-nyomtatója által
1736. eſztendöben.

Titelseite des ungarischen Neuen Testaments in der Übersetzung von Andreas Torkos, gedruckt 1736 in Wittenberg
Evangélikus Országos Könyvtár

wurde die sogenannte Ungarische Bibliothek in die Bibliothek der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg in Halle überführt, wodurch sich deren Bestand um etwa ein Viertel vergrößerte. Neben der Bibliothek wurden auch die ungarischen Stipendien, das von Kubiny (1711), das von Cassai (1724) und das Temlin-Stipendium (1749), die von Landsleuten gestiftet wurden, die vor religiöser Verfolgung geflohen waren, nach Halle überführt. Der Cassai-Fonds stand unter der direkten Aufsicht eines Kollegiums der Professoren der Wittenberger Stiftungen. In einem Dekret von 1831 wurden die Stipendien unter dem Namen „Ungarische Stipendien" zusammengelegt. Das alte Wittenberger Bibliothekssiegel trägt die Umschrift „Bibliotheca Nationis Hungaricae".

Ungarische Neue Testamente in Wittenberg und in der Lausitz

1736 veröffentlichte Andreas Torkos (1669–1737) in Wittenberg ein Neues Testament in ungarischer Übersetzung. Im Vorwort formulierte Joseph Torkus, der Sohn des Übersetzers: „Aber mein ehrwürdiger und sehr würdiger Herr Matthias Bél, der treue Geistliche der heiligen Kirche A. B. in Pressburg, sah diesen großen geistlichen Niedergang unter den ungarischen Lutheranern, hatte die Übersetzung von Károlyi nach dem griechischen Text und der Regel des Glaubens emendiert und ließ sie in Leipzig nach der Geburt Christi unseres Herrn im Jahre 1717 drucken. In der Nachfolge dieses würdigen Mannes beschloss mein hochwürdiger Herr Vater, unter den vielen Geschäften seines kirchlichen Amts, im Vertrauen auf die zusammenwirkende Gnade Gottes, das Neues Testament aus dem griechischen Urtext ins Ungarische zu übersetzen, so dass von Stelle zu Stelle alle Verse mit dem Sinn des Heiligen Geistes übereinstimmen würden."

Andreas Torkos trat zwar in die Fußstapfen von Matthias Bél (1684–1749), nahm aber nicht dessen Leipziger ungarisches Neues Testament zum Vorbild, sondern das Hallische tschechische Neue Testament. Sowohl diese letztgenannte Ausgabe als auch Torkos´ Gebetbuch („Sühnopfer") wurden 1709 in der Druckerei von Stephan Orbán in Halle gedruckt. An dem tschechischen Neuen Testament arbeitete u. a. Matthias Bél, damals schon Schulmann in Neusohl (ungarisch: Besztercebánya, slowakisch: Banská Bystrica), mit. Die Studenten aus Ungarn, die den tschechischen Text korrigierten, und Martinus Vázsonyi, der für das Werk von Torkos verantwortlich war, standen in engem Kontakt zueinander. Torkos wollte seine Werke ursprünglich im Waisenhaus drucken lassen, es wurden jedoch das Gebetbuch der Raaber (ungarisch: Győr) Katechismus auf Kosten eines Raaber Bürgers und unter der Obhut von Vázsonyi, der auch ein Vorwort für das Gebetbuch schrieb, mit dem Druckvermerk von Orbán veröffentlicht.

Es ist nicht bekannt, wann Torkos mit der Übersetzung der Bibel begann, aber 1710 schreibt er, dass er sich, inspiriert durch das gute Beispiel von Halle, mit neuem Elan an die Arbeit machte: „Angeregt durch Ihre Frömmigkeit, arbeite ich mit aller Kraft an der ungarischen Bibelübersetzung, die ich mit Gottes Hilfe bereits begonnen habe, und ich kann sehr dankbar sein für den göttlichen Segen, dass ich, je länger ich daran arbeite, umso eifriger und erfolgreicher, unterstützt durch die Gnade des Heiligen Geistes, nun an den Paulusbriefen arbeiten kann."

Torkos könnte sich natürlich auf die Hallischen deutschen Bibeln bezogen haben, aber es ist wahrscheinlicher, dass es doch das Erscheinen des tschechischen Neuen Testaments war, das ihn mit Hoffnung erfüllte. Denn auch diese Ausgabe wurde von einem Landsmann (Bél) initiiert und war teilweise auch für Ungarn bestimmt. Auch der Kern der Aufgabe war derselbe: eine theologische Korrektur eines bereits bestehenden Textes mit calvinistischem Hintergrund. Torkos erwartete offensichtlich, dass auch seine Übersetzung in Halle das Licht der Welt erblicken würde. Obwohl August Hermann Francke (1663–1727) im Januar 1712 an Bél geschrieben hatte und ihm unmissverständlich mitteilte, dass er keine weitere Hilfe zu erwarten habe, ermutigte er Torkos dennoch, an der Übersetzung zu arbeiten, ohne jedoch eine konkrete Zusage zu machen.

Aus dem Brief von Georgius Bárány, dem Schüler und Mitarbeiter von Torkos, nach Halle

kann man schließen, dass Torkos das Neue Testament bereits fertiggestellt hatte und nun mit dem Alten begann: „[Herr Torkos] bittet um die annotierte hebräische Bibel des Waisenhauses, bevor er selbst mit der ungarischen Übersetzung beginnt. […] Herr Torkos möchte nämlich mit der Arbeit nicht einmal anfangen, bis er diese Bibel gebrauchen kann."

Von Torkos´ Übersetzung des Alten Testaments hörte man danach nichts mehr, und die Tatsache, dass sein Sohn Joseph sich 1743 anschickte, das Alte Testament zu übersetzen, deutet darauf hin, dass der Plan seines Vaters letztlich im Sande verlief. Auch das Neue Testament musste Jahrzehnte auf den Druck warten. Es wurde erst veröffentlicht, als es laut Vorwort bereits eine „Vermehrung von Bibeln und Neuen Testamenten in ungarischer Sprache" gab. Torkos´ Vorhaben als Übersetzer war jedoch so bekannt, dass niemand auf die Idee gekommen wäre, eine eigene Übertragung zu veröffentlichen, auch nicht angesichts des Bibelmangels. Selbst Josephus Szeli in Kronstadt wartete auf das Neue Testament von Torkos: „Wir suchen schon lange die Bibel oder nur das Neue Testament von dem ehrwürdigen Andreas Torkos, dem würdigen Pfarrer der Kirche von Raab, meinem über mein Verdienst wohlbekannten Patron; aber vielleicht wird uns die Zeit endlich täuschen."

Der Umfang des Buches machte es nicht einfach, es zu drucken. Der Konvent von Raab bewilligte 1733 für diesen Zweck 200 Gulden, und nachdem der erste Publikationsversuch gescheitert war, weil das Manuskript verlorenging, zwei Jahre später weitere 150 Gulden, aber das Werk wurde nur mit Hilfe einer Wiener Spendensammlung durch Gesandtschaftsprediger Christian Nicolaus Möllenhoff (1698–1748) und Freiherrn Hans Wilhelm von Diede veröffentlicht.

Torkos wählte eine Druckerei in Wittenberg vermutlich nicht aus kirchenpolitischer Taktik, sondern aus praktischen Gründen: Sein Sohn Joseph hatte seit 1733 in der Stadt studiert und konnte den Korrektor des Textes machen. Eine geheime Publikation dieses mehr als 40 Bogen umfassenden Werkes muss die Risikobereitschaft der katholischen Druckerei in Raab überstiegen haben. Und Torkos vergaß nicht, dass bei der Neuauflage des Raaber Katechismus im Jahre 1729 die Exemplare beschlagnahmt worden waren. Vielleicht war er auch eher geneigt, für das Neue Testament die teurere ausländische Lösung zu wählen.

Das Neue Testament richtete sich laut Vorwort vor allem an Laien: „Und dieses Werk, damit es den Einfältigen umso nützlicher sei, hat er, indem er bei einigen der wichtigeren Verse der Heiligen Schrift stehen geblieben ist, ihre Bedeutung schön dargelegt, entweder zur Stärkung unseres wahren Glaubens oder zur Erklärung des Textes oder zur Anregung unserer christlichen Pflicht." Aus diesem Satz geht hervor, dass die Veröffentlichung einen doppelten theologischen Zweck verfolgte: lutherische Revision und pietistische Erbauung. Diese Absichten hätten das Buch dazu prädestiniert, die Bibel der ungarischen Lutheraner zu werden und die Károlyi-Übersetzung zu ablösen, doch dazu kam es nicht.

Georgius Bárány äußerte sich unmittelbar nach dem Erscheinen sehr kritisch über das Buch: „Ich habe das Testament von dem ehrwürdigen Herrn Torkos bei dem Günser Buchbinder in Szekszárd gekauft und es nebenbei überlaufend habe ich Fehler registriert, die seine Gnade hätte vermeiden können, wenn er es ernstlich mit anderen kommuniziert hätte…"

Denken wir nicht, dass er nur aus Neid und Eifersucht nörgelte! Das Buch war in der Tat nicht ohne Makel. Die beiden Torkos ärgerten sich so sehr über die Fehler, dass sie versuchten, durch nachträgliches Ersetzen und Einkleben der Seiten Abhilfe zu schaffen. Nach dem Verlust des 1733 vorbereiteten Manuskripts wurde angeblich ein früherer unkorrigierter Entwurf in einem zweiten Anlauf an den Drucker geschickt. Leider weiß man nicht nur aus diesem einen Fall, dass druckfertige Manuskripte oft nie ihr Ziel erreichten.

Der Torkos-Text war Bárány zufolge auch sprachlich ungenießbar: „die Unsrigen bekamen einen Ekel davon, die Fremden aber lachten", schrieb er 1747 an Gotthilf August Francke (1696–1769). Die Arbeit musste wieder von vorne beginnen. Diesmal waren Georg Bárány, Johannes Bárány und Johannes Sartoris an der Bibelübersetzung beteiligt. Ihnen wurde von Gotthilf August Francke versprochen, dass nach der tschechischen Bibel (1745) ein ungarisches Neues Testament in Halle erscheinen würde. Aber daraus wurde nichts, trotzdem stellte man das Manuskript für den Druck fertig. Bárány scheint aus dem Fall Torkos gelernt zu haben, denn er ließ das Manuskript zwei Jahre lang unter seinen gelehrten Kollegen zur freien Einsichtnahme und Kommentierung zirkulieren, um nicht nachträglich kritisiert zu werden.

Dieses Neue Testament wurde schließlich mit dem Impressum „Laubánban Schill Miklos betüivel, az MDCCLIV" (Druckerei Nikolaus Schill in Lauban, 1754) veröffentlicht, war jedoch tatsächlich 1758 in der Druckerei von Heinrich Christoph Müller im schlesischen Jauer (polnisch: Jawor) fertiggestellt worden. Keiner der Übersetzer konnte das verspätete Erscheinen erleben. Die Geschichte des langen Leidensweges schildert im Detail ein zeitgenössischer Bericht des Korrektors von dem Druck. Das Werk wurde tatsächlich in Lauban (polnisch: Lubań) in der Druckerei von Nicolaus Schill begonnen und zu zwei Dritteln fertiggestellt, konnte aber durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nicht fertiggestellt werden. Der Rest wurde jenseits der Grenze, in Schlesien, unter Müllers Presse gedruckt.

Autor
Prof. Dr. Zoltán Csepregi
Evangelisch-Lutherische
Theologische Universität
Rózsavölgyi köz 3
H-1141 Budapest
zoltan.csepregi@lutheran.hu



Karte von Ungarn, erstellt von Johannes Sambucus, kolorierter Kupferstich, 1579
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Auf Kreuzzug in Ungarn

Die militärische Beteiligung Sachsens an den Türkenfeldzügen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit

Alexander Querengässer

Im 14. Jahrhundert begannen die Osmanen, die Krise des Byzantinischen Reiches ausnutzend, sich rasch in Anatolien auszubreiten. 1354 eroberten sie Gallipoli und sicherten sich damit einen Brückenkopf in Europa. In den kommenden mehr als dreihundert Jahren unterwarfen sie sich weite Teile des Balkans. Die Osmanen profitierten auf ihren Feldzügen von einer überlegenen militärischen Organisation, dem Einsatz moderner Waffen, einer effizienten Logistik, meist zahlenmäßiger Überlegenheit und der Fähigkeit, diese effizient zum Tragen zu bringen. Und so setzte sich ihre Siegesserie im 15. Jahrhundert fort.[1] 1453 eroberten sie Konstantinopel, womit sie nicht nur das Byzantinische Reich endgültig zu Fall brachten, sondern auch eine ungefährdete Verschiebung von Truppen und Material von Kleinasien nach Europa sicherstellten. In der Folge erhöhte sich ihr militärischer Druck auf Ungarn.

Doch statt gegen die Türken rüsteten die Kurfürsten und Herzöge von Sachsen im ausgehenden 15. Jahrhundert gegen den König von Ungarn. Matthias Corvinus (1443–1490) verfolgte seine Erbansprüche in Böhmen und geriet wiederholt in Konflikte mit Kaiser Friedrich III.

1 Cemal Kafadar: Between Two Worlds: The Construction of the Ottoman State, Berkeley 1995.

(1415–1493). Ernst (1441–1486) und Albrecht von Sachsen (1443–1500) ließen im Rahmen des Reichsheeres Söldner anwerben. Zwei Mal, 1480 und 1487, führte Albrecht der Beherzte als Reichsbannerträger die Reichsheere gegen Ungarn, konnte aber aufgrund der notorischen Finanzknappheit des Kaisers, welches Stärke und Logistik des Heeres unterminierten, keine entscheidenden Erfolge erzielen. Gleichzeitig drangen türkische Heere bis zur Steiermark vor. 1483 führte Albrecht ein sächsisches Kontingent nach Ungarn, wofür die Wettiner mit einer Anwartschaft auf die Herzogtümer Jülich und Berg entlohnt wurden.

Mit ihrem Sieg bei Mohács 1526 gelang es den Osmanen, das Königreich Ungarn weitgehend zu zerschlagen. Drei Jahre später rückten ihre Truppen erstmals auf Wien vor, konnten die Stadt aber nicht einnehmen. Aufgrund der konfessionellen Blockbildung im Zuge der Reformation hatten Kaiser Karl V. (1500–1558) und sein Bruder Ferdinand I. (1503–1564), der König von Ungarn, keine Hilfe von den mitteldeutschen Fürsten zu erwarten, auch wenn Martin Luther (1483–1546) selbst zumindest geistigen Beistand für den Kampf gegen die Türken leistete. 1529 veröffentlichte er die Schrift „Vom kriege widder die Türcken“, im Folgejahr „Heerpredigt wider den Turcken“ und 1541 das Traktat „Vermahnunge zum Gebet / Wider den Türcken“. Den traditionellen Kreuzzugsgedanken lehnte der Reformator jedoch ab. Dennoch zogen 1542 etwa eintausend sächsische Soldaten unter dem persönlichen Befehl von Herzog Moritz von Sachsen (1521–1553) nach Ungarn, und im Folgejahr entsandte Moritz erneut 300 Reiter und eintausend Fußknechte, verzichtete aber auf eine persönliche Teilnahme.

Zu einer ganz anderen Art Kreuzzug kam es in der Mitte des 16. Jahrhunderts, als sich 1546 die Spannungen zwischen dem protestantischen Schmalkaldischen Bund und Kaiser Karl V. in einem kurzen Krieg entluden, der auch das albertinische Herzogtum Sachsen heimsuchte. In diesem Krieg setzte der ungarische König Ferdinand I. ungarische Husaren auf dem sächsischen Kriegsschauplatz ein. Ein unbekannter Beobachter der Schlacht bei Mühlberg will sogar wissen, dass der ernestinische Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen (1503–1554) von solchen Husaren gefangen genommen wurde und dabei den Säbelhieb ins Gesicht erhielt, von dem die später so markante Narbe zurückblieb.[2] Mehrere Augenzeugen berichten zudem, dass die Husaren nicht nur die ersten Angriffe auf die sich in die Lochauer Heide zurückziehenden kursächsischen Truppen ausgeführt hatten, sondern diese nach der Niederlage auch hartnäckig verfolgten.[3] Auch im Dreißigjährigen Krieg sollten ungarische Reiter in kaiserlichen Diensten wiederholt das Kurfürstentum heimsuchen.[4] Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden „Kroaten“ auf vielfältige Weise von westeuropäischem Militär vereinnahmt. Die Errichtung einer Kroatenkompanie für die Leibgarde des sächsischen Kurfürsten Johann Georg II. (1613–1680) entsprang wohl vor allem einem Faible für ihr exotisches Erscheinungsbild.[5]

Moritz von Sachsen stellte sich bekanntermaßen nach der Schlacht bei Mühlberg und der Übertragung der Kurwürde an die Albertiner an die Spitze der protestantischen Bewegung und führte im Sommer 1552 den Fürstenaufstand gegen Karl V. an. Dem Abschluss des Vertrages von Passau am 2. August, dem Vorläufer des Augsburger Religionsfriedens, schloss sich Moritz mit seinen Truppen jedoch sogleich den Habsburgern in einem neuen Türkenfeldzug an. Wie so viele Türkenfeldzüge litt auch dieser an zu geringer Zahl der Truppen, ausbleibenden Soldzahlungen, schlechter Logistik, großer Vorsicht aufgrund teils übertriebener Berichte der türkischen Stärke und Seuchen. Moritz Korrespondenz dieser Zeit wird zudem dominiert von den Angelegenheiten der Protestanten und der Unsicherheit, ob die im Passauer Vertrag festgehaltenen Vereinbarungen auch umgesetzt werden würden. Doch auch die Türken stellten die Kampfhandlungen größtenteils ein, nachdem Moritz' im Oktober bei Raab (Győr) ein befestigtes Lager bezogen hatte. Zufrieden berichtete Moritz seinem Bruder August (1526–1586) am 27. Oktober, wie er mit einem Trupp ungarischer Reiter bei Gran (Esztergom) einen Hinterhalt gelegt habe. Ein Teil der Türken wurde in die Donau getrieben, hundert Mann gefangengenommen, und anschließend kehrte der Trupp mit einem Wagen voll abgeschlagener Köpfe ins Lager zurück.[6] Anfang November zogen der Kurfürst und das sächsische Kontingent wieder aus Ungarn ab.

Der Balkan blieb ein unruhiger Raum. 1593 brach der lange Türkenkrieg aus. Die sächsischen Kurfürsten beteiligten sich zwar nicht selbst an diesem Konflikt – der seit 1591 regierende Christian II. (1583–1611) war hierfür schlicht zu jung –, erlaubten aber die Werbung von Truppen auf ihrem Gebiet, so ein 2.500 Mann starkes Landsknechtregiment unter Oberst Jobst von Witzleben sowie etlicher Schwadronen „Schützenpferde“.[7] Bei diesen handelte es sich mehrheitlich um sogenannte deutsche Pistolenreiter, die sich im Einsatz gegen die Osmanen in dieser Zeit besonders bewährten. Aufgrund politischer Spannungen zwischen Sachsen und Böhmen, die ebenfalls gewaltsam zu eskalieren drohten, wurden diese Truppen jedoch nicht nach Ungarn verlegt. Erst 1595 kam es zur Entsendung von 1.200 Reitern.[8]

1606 endete der lange Türkenkrieg schließlich im Frieden von Zsitvatorok, ohne einer der beiden Hauptparteien wesentliche Gebietsgewinne zu bescheren. Der zunächst auf zwanzig Jahre

2 Vgl. Wieland Held: 1547. Die Schlacht bei Mühlberg/Elbe. Entscheidung auf dem Wege zum albertinischen Kurfürstentum Sachsen, Beucha 1997, S. 149 f.; Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath: 24. April 1547. Die Schlacht bei Mühlberg, in: Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath (Hrsg.): Museum Mühlberg 1547. Essays und Katalog, Berlin 2016, S. 76-85.

3 Ebenda, S. 131-158. Helds Studie beinhaltet einen Anhang aller zeitgenössischen Berichte zur Schlacht.

4 Holger Schuckelt: Kroatische Reiter. Schrecken und Faszination in Sachsen, in: Uwe Fiedler (Hrsg.): Der Kelch der bittersten Leiden. Chemnitz im Zeitalter von Wallenstein und Gryphius, Chemnitz 2008, S. 100-107.

5 Holger Schuckelt: Die Kroatenleibgarde zu Ross des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, in: Dresdner Kunstblätter 5 (2005), S. 320-329; Hans-Jürgen Schröter: Kroatische Gardereiter in Sachsen 1660-1680, in: Sächsische Heimatblätter 69 (2023), S. 43-51.

6 Johannes Herrmann/Günther Wartenberg/Christian Winter (Bearb.): Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen, Bd. 6: 2. Mai 1552 – 11. Juli 1553 mit ergänzenden Dokumenten zum Tod des Kurfürsten, Berlin 2006, Nr. 350, S. 535.

7 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (folgend HStA Dresden), 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 09325/7.

8 HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 09326/4.

9 Holger Schuckelt: Die Rolle Sachsens in den Türkenkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Hrsg.): Im Lichte des Halbmonds. Das Abendland und der türkische Orient, Dresden 1995, S.170-177.
10 Vgl. Oskar Schuster/Friedrich August Francke: Geschichte der Sächsischen Armee von der Errichtung bis in die neueste Zeit, Bd. 1, Leipzig 1885, S. 100 f.
11 Militärische Explosivwaffe zum gewaltsamen Aufbrechen von Türen oder Toren.
12 Schuster/Francke (wie Anm. 10), S. 102 f.
13 Zitiert nach Jan Zeller (Hrsg.): Jan Sobieski. Briefe an die Königin. Feldzug und Entsatz von Wien 1683, Berlin 1981, S. 32.

beschränkte Vertrag wurde anschließend mehrfach verlängert, da beide Reiche in der Folge in neue Konflikte verwickelt wurden: die Habsburger in den Dreißigjährigen Krieg, die Osmanen in einen Krieg mit dem persischen Safawidenreich. Letzterer konnte 1639 nach der Eroberung von Bagdad erfolgreich beendet werden. Anschließend durchlebte das Reich jedoch eine innere Krise. Nach dem Tod Sultan Murads IV. (1612–1640) folgte ihm sein psychisch kranker Bruder Ibrahim (1615–1648) nach, der 1648 von den Janitscharen ermordet wurde. Sein Nachfolger Mehmed IV. (1642–1693) interessierte sich kaum für die Staatsgeschäfte und überließ die Politik und das Militär seinen Großwesiren. Dabei war das Reich seit 1645 in einen neuen, kräftezehrenden Konflikt mit der Republik Venedig um den Besitz der Insel Kreta eingetreten, der bis 1669 andauern sollte.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges kam es im Balkanraum zu neuen Spannungen. 1661 erlangte mit Köprülü Ahmed Pascha (1635–1676) ein neuer fähiger Mann das Amt des Großwesirs. Im Vorjahr war in Siebenbürgen ein Thronfolgekrieg entbrannt. Wie so oft unterstützten die Osmanen und die Habsburger zwei unterschiedliche Prätendenten, um ihren Einfluss in der Region zu stärken, von denen sich der osmanische Kandidat Michael Apafi (1632–1690) letztlich durchsetzen konnte. Köprülü Ahmed drang 1663 mit einem schätzungsweise 100.000 Mann starken Heer im habsburgischen Teil Ungarns ein, vertrieb die schwachen kaiserlichen Truppen unter dem erfahrenen Feldmarschall Raimondo Montecuccoli (1609–1680) und besetzte die Festung Neuhäusel (ungarisch: Érsekújvár, slowakisch: Nové Zámky). Anschließend drangen leichte türkische Reiterverbände nach Österreich und Mähren vor und riefen in Mitteleuropa große Furcht vor einem bevorstehenden Türkensturm hervor. Kaiser Leopold I. (1640–1705) bat daher den Reichstag um Unterstützung, die ihm schließlich gewährt wurde. Auch Johann Georg II. von Sachsen beteiligte sich mit einem Truppenkontingent an dem neuen Feldzug. Bereits 1662 hatte er ein 1.174 Mann zählendes Leibregiment zu Fuß unter Oberstleutnant Christoph Brand von Lindau anwerben lassen. Es wurde in Torgau zusammengestellt und marschierte 1663 mit vier Geschützen nach Ungarn.[9] Die sächsischen Truppen nahmen an der Schlacht am St. Gotthard teil, in der die türkische Armee eine schwere Niederlage hinnehmen musste. Bereits am 10. August 1664 wurde der Krieg durch den Frieden von Eisenburg (ungarisch: Vasvár) beendet, der zunächst für eine Dauer von zwanzig Jahren geschlossen wurde. Das sächsische Kontingent kehrte mit einer kleinen Zahl Beutestücke, die sich heute noch in der Dresdner Rüstkammer finden, in die Heimat zurück.

1681 begann der neue Kurfürst Johann Georg III. (1647–1691), die sächsische Armee als dauerhaftes Heer einzurichten. Eine Gelegenheit zur Bewährung für das neu geschaffene Heer sollte sich bald ergeben. 1682 begannen Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Sultan, um den Eisenburger Frieden zu verlängern. Es gelang den österreichischen Diplomaten allerdings nicht, sich mit den Türken zu einigen. Krieg lag in der Luft. Im Frühjahr marschierte das osmanische Heer die Donau hinauf. Die habsburgischen Truppen unter Karl von Lothringen waren zu schwach, um ihnen ernsthaft Widerstand leisten zu können und zogen sich sukzessive zurück. Am 11. Juli stand Kara Mustafa (1634/35–1683) vor Wien.

Kaiser Leopold I. hatte in der Zwischenzeit nicht nur ein Defensivbündnis mit Bayern abgeschlossen, sondern dank der Vermittlung des Papstes eine neue Heilige Allianz begründet, der auch das Königreich Polen angehörte. Parallel dazu hatten mehrere süd- und westdeutsche Reichsfürsten die Laxenburger Allianz abgeschlossen, die eigentlich als Schutzbündnis gegen das aggressive Auftreten Frankreichs gedacht war, nun aber für den neuen Türkenkrieg mobilisiert wurde. Dieses Bündnis war gerade erst besiegelt worden, als am 21. Juni 1683 der kaiserliche Gesandte Graf von Lamboy in Dresden eintraf und um die Unterstützung Kursachsens für das bedrängte Wien bat.[10]

Johann Georg III. sagte die Unterstützung der gesamten sächsischen Armee zu. Die kursächsische Armee sammelte sich vom 25. bis 27. Juli 1683

Entsatz von Wien, Gemälde von Martino Altomonte, zwischen 1693 und 1695
Wikimedia



bei Dresden zwischen der alten Ziegelscheune und dem Blasewitzer Tannenhain. Sie umfasste sechs Kavallerie- und sechs Infanterieregimenter sowie eine neugeworbene Grenadierkompanie, insgesamt 3.194 Mann Reiterei, 7.073 Mann Infanterie, dazu 16 Geschütze und zwei Petarden[11], zu deren Tross noch 16 Protz-, 4 Kugel-, 4 Stück-, 28 Munitions- und etliche Requisitenwagen gehörten. Die Infanterie trug bis auf das Leibregiment graue Röcke. Johann Georg ordnete an, dass die Piken im Zeughaus abgegeben werden und dafür an alle Mann Musketen und Schweinsfedern ausgegeben werden sollten.[12] Am 1. August wurde früh morgens zum Wecken geblasen. Die gesamte Armee versammelte sich zu einer gemeinsamen Betstunde. Um vier Uhr erfolgte der Aufbruch. Am 28. Juli vereinten sich die Kontingente der christlichen Armee an der Donau östlich von Krems und stießen auf Wien vor. Die kaiserliche Hauptstadt befand sich in arger Bedrängnis, da die türkischen Ingenieure mehrere Teile der mächtigen Stadtwälle durch Minensprengungen zum Einsturz gebracht hatten. Doch am 2. September stieg das christliche Heer vom Kahlenberg herab und schlug die Belagerer in einer mehrstündigen Schlacht. Die sächsischen Truppen fochten auf dem linken, der Donau zugewandten Flügel und bewährten sich. Johann Georg wurde am Harnisch getroffen, aber nicht verwundet. Der polnische König Jan III. Sobieski (1629–1696), der die vereinigten Truppen kommandierte, äußerte sich über den Wettiner: „Der Sachse ist ein rechtschaffender Mensch, in dessen Herz es keinen Verrat gibt.“[13] Nach dem Sieg über die Türken in der Schlacht am Kahlenberg kam es jedoch zum Bruch unter den Alliierten. Johann Georg sah für sich keine weiteren Vorteile in der von Jan Sobieski geforderten Verfolgung der Türken und zog seine Truppen überhastet ab. Vermutlich hatte der Kurfürst erkannt, dass er nun, wo Wien gerettet war, kaum noch politischen Profit aus seiner Waffenhilfe ziehen konnte. Bereits am 5. September brach die kursächsische Armee auf und marschierte nach Wiener Neuburg. Von hier aus informierte Johann Georg den Kaiser in einem Brief über seine Entscheidung. Angeblich hatte zuvor ein kaiserlicher Parteigänger dem Kurfürsten ins Gesicht gesagt, er habe in der Schlacht „nichts anders gethan, als was seine Schuldigkeit gewesen.“[14]

Zumindest die sächsischen Dichter priesen den „Sächsischen Mars“ in panegyrischen Gedichten. Friedrich Caleno verfasste eine Flugschrift zur Rückkehr des Kurfürsten, in welcher er die überschwängliche Reaktion der Leipziger Bewohner auf die Rückkehr des siegreichen Feldherrn schilderte. Seine Hybris steigert sich darin, dass aus dem Kurfürsten, einem Juniorpartner im christlichen Bündnis, ein „Retter der



Panorama von Pest (links) und Ofen (Buda, rechts) zur Belagerung 1684
Wikimedia

sämbtlich=bedrängten Christenheit“[15] wurde, der auch „Manus dextra Imperii Germ[anorum] oder die rechte Hand des Teutschen Reiches genennet worden.“[16]

Obwohl sein Einsatz vor Wien dem Wettiner außer persönlicher Reputation kaum vorzeigbare Gewinne eingebracht hatte, blieb er auch in den Folgejahren ein treuer Gefolgsmann des Kaisers und stellte immer wieder große Truppenkontingente für den anhaltenden Krieg gegen die Türken zur Verfügung. Dabei mögen politische Überlegungen ebenso eine Rolle gespielt haben wie ökonomischer Pragmatismus, reduzierte ein Einsatz des Heeres außerhalb der Landesgrenzen erheblich dessen Unterhaltskosten, was wiederum die Stände erfreute. 1686 stellte er gegen die Zahlung von 300.000 Talern drei Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter, 4.700 Mann, die sich unter Führung des bayerischen Kurfürsten Maximilian II. Emmanuel (1662–1726) an



Hans Wolf von Carlowitz, gefallen 1684 bei der Belagerung von Ofen, Gemälde, 18. Jahrhundert
Foto: Matthias Donath

14 Zitiert nach Detlef Döring: Johann Georg III. (1680-1691) / Johann Georg IV. (1691-1694), in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die Herrscher Sachsens: Markgrafen, Kurfürsten, Könige (1089-1918), München 2004, S. 165; Karl Gustav Helbig: Kurfürst Johann Georg der Dritte in seinen Beziehungen zum Kaiser und zum Reich 1682 und 1683, in: Archiv für Sächsische Geschichte 9 (1871), S. 79-110, hier S. 106 f.

15 Zitiert nach Friederich Caleno: Als Der Durchlauchtigste/ Großmächtigste Fürst [...] Johann Georg der Dritte/ Hertzog zu Sachsen [...] und Chur-Fürst [...] Nach Glücklich-erfreulichster Rückkunfft/ von der bey Wien wider den Erbfeind ... erhaltenen glorieusen Victorie [...] im J. C. 1683. In dero Stadt Leipzig/ Von denen [...] allda Studierenden/ in einiger Nacht-Music [...] bewillkommet [...] wurde/ War Bey demüthigster Uberreichung Des Schrifftlich-gefertigten Glückwunsches das [...] Compliment, Im Nahmen der sämbtlichen Gesellschafft/ folgends in Eyl abgefasset, Leipzig 1683, ohne Seitenzählung.

16 Ebenda.

der verlustreichen Belagerung der ungarischen Hauptstadt Ofen (ungarisch: Buda) beteiligten. Mehrfach trugen die sächsischen Truppen Sturmangriffe auf die alten Mauern der Stadt vor, die am 1. September zum Fall der Stadt führten. Im November kehrte das Korps ins Kurfürstentum zurück.

1688 vermietete Johann Georg dem Kaiser das Kurprinzliche Leibregiment, welches sich am Sturm auf die Stadt Esseg (ungarisch: Eszék, kroatisch: Osijek) beteiligte. Dabei eroberte der Kapitän Gabriel Francke ein Banner der Janitscharen, welches er dem Kurfürsten überreichte. Es kann noch heute in der Türkischen Kammer bewundert werden.[17] Im August war das Regiment am Sturm auf Belgrad beteiligt, wobei es schwere Verluste erlitt. 40 Mann fielen, 60 wurden verwundet. Anschließend bezog es Winterquartiere, wo jedoch sein Krankenstand dramatisch anstieg. Am 26. November meldete Oberst von Birckholz, der Regimentskommandeur, gerade noch 535 Mann als marschfähig. 120 Mann waren krank und 193 mussten in einem Lazarett in Belgrad zurückgelassen werden. Im Laufe des Winters konnte das Regiment durch nachgesandte Rekruten wieder auf die vom Kaiser vorgeschriebene Stärke von 2.000 Mann gebracht werden.

Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen (1670–1733) knüpfte nahtlos an die Politik seines Vaters an. Auch er, der bis zu seinem überraschenden Regierungsantritt 1694 eher auf eine militärische, denn eine politische Laufbahn vorbereitet worden war, erhoffte sich von einer Teilnahme am Großen Türkenkrieg nicht nur persönliches Prestige, sondern auch politische Vorteile. Die „gloire“ des Fürsten war nicht nur ihm wichtig, und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655–1707), der „Türken-Louis“, hatte durch seinen Sieg bei Slankamen 1691 eindrücklich unter Beweis gestellt, dass der ungarische Kriegsschauplatz für einen Reichsfürsten durchaus geeignet war, „sich einen Namen zu machen.“

1695 wurde dem sächsischen Kurfürsten schließlich das Oberkommando über die kaiserlichen Truppen in Ungarn angeboten. Auch 8.000 sächsische Soldaten beteiligten sich an diesem Feldzug. Dem tatendurstigen Kurfürsten wurde der alte österreichische Feldmarschall Graf Aeneas Antonius Caprara (1631–1701) zur Seite gestellt. Zwischen beiden sollte sich nie ein gutes Verhältnis entwickeln. Ziel des Feldzuges war die Eroberung der Festung Temeswar (ungarisch: Temesvár, rumänisch: Timişoara). Doch die Türken kamen dem Wettiner zuvor. Nachdem August 1696 erneut den Oberbefehl in Ungarn erhielt, wollte er Temesvar unbedingt einnehmen, allein die habsburgischen Generale um Caprara sprachen sich dagegen aus. Am 26. August 1696 kam es zur Schlacht an der Bega. Der Waffengang endete zwar mit einem Patt, aber im Anschluss musste der Kurfürst die Belagerung Temeswars fallenlassen.[18] Nach Augusts Königswahl im Folgejahr stand er für das Kommando nicht mehr zur Verfügung. Seine Nachfolge trat der damals noch wenig bekannte Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736) an.[19] Ihm gelang, was August versagt blieb: am 11. September 1697 schlug er die Osmanen in der Schlacht bei Zenta vernichtend. Der Weg zu einem für Österreich – und auch Augusts inzwischen neu gewonnenes Königreich Polen – günstigen Frieden war geebnet, Eugens Name „gemacht“. Das Selbstwertgefühl Augusts des Starken schien dagegen durchaus gelitten zu haben. Er, der sich auf dem Karneval 1695 als „neuer Alexander“ präsentiert hatte, sollte zwar im kommenden Großen Nordischen Krieg gegen Schweden weiterhin seine persönliche Tapferkeit auf dem Schlachtfeld unter Beweis stellen, das Kommando über die sächsischen Truppen überließ er jedoch zumeist seinen Generälen.

Am Ende dieses für Sachsen-Polen so unglücklichen Krieges stand eine 1717 drastische Heeresreduktion an. Um weitere Kosten zu sparen, aber auch um seine diplomatischen Beziehungen zum Wiener Hof aufzufrischen, bot der Kurfürst und König dem Kaiser 1718 abermals ein sächsisches Korps für den Krieg gegen die Türken an. Dieser war 1714 zunächst zwischen Venedig und den Osmanen entbrannt. 1716 trat Karl VI. (1685–1740) an die Seite der Serenissima. August der Starke stellte hierfür ein Korps mit einem Kavallerie- und zwei Infanterieregimentern, insgesamt 5.900 Mann unter dem Befehl Herzog Johann Adolphs von Sachsen-Weißenfels (1685–1746). Das Korps erreichte Belgrad jedoch erst kurz vor Abschluss des Friedens von Passarowitz und kehrte daraufhin unverrichteter Dinge wieder zurück.

17 Holger Schuckelt: Die Türckische Cammer. Sammlung orientalischer Kunst in der kurfürstlich-sächsischen Rüstkammer Dresden, Dresden 2010, S. 175-177.
18 Paul Haake: Die Türkenfeldzüge Augusts des Starken 1695 und 1696, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 24 (1903), S. 134-154.
19 Vgl. Oswald Redlich: Weltmacht des Barock. Österreich in der Zeit Kaiser Leopolds I., Wien 1961; Max Braubach: Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biografie. Bd. 1, München 1963, S. 240-247.
20 Zacharie de Pazzi de Bonneville (Hrsg.): Moritz Graf von Sachsen: Einfälle über die Kriegskunst. Leipzig/Frankfurt a.M. 1757.
21 Ebenda, S. 3.



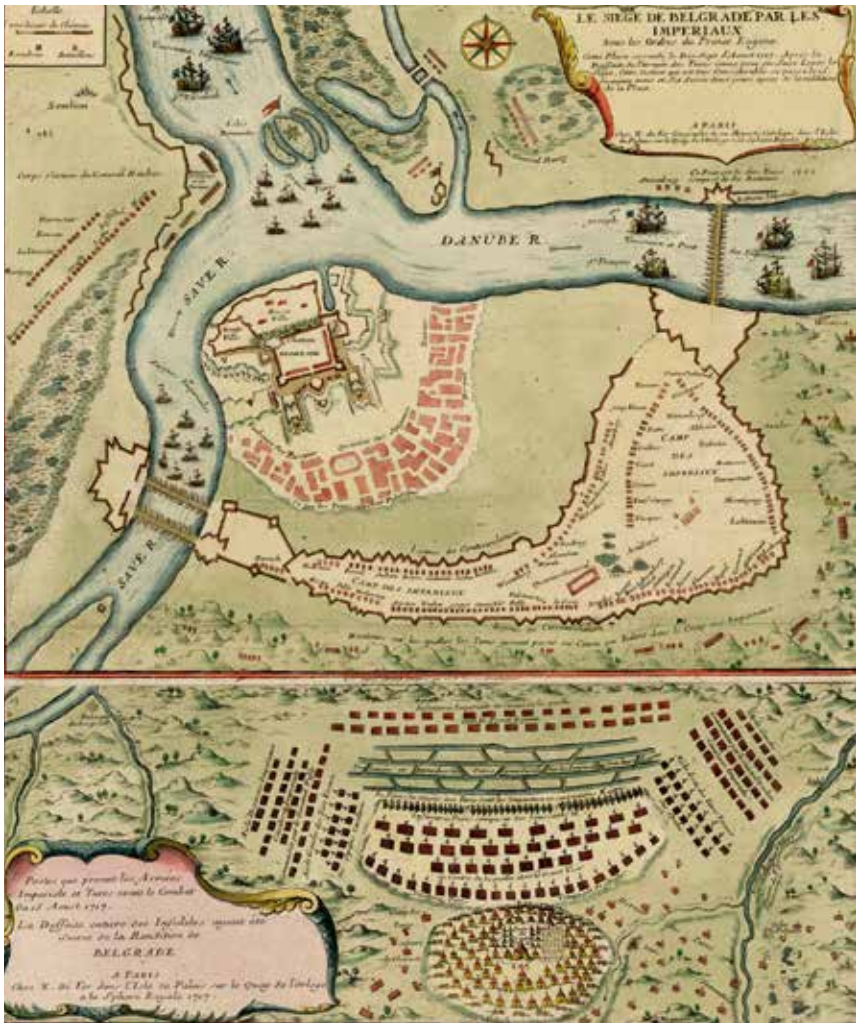
Schlacht an der Bega unter Beteiligung Augusts des Starken, Kurfürst von Sachsen, Stich, 1696
Wikimedia

Einer der wenigen aktiven Teilnehmer des Krieges war der illegitime Sohn Augusts des Starken, Moritz von Sachsen (1696–1750). Er hatte 1717 an der Belagerung und der anschließenden Schlacht von Belgrad teilgenommen. Seine Erfahrungen aus diesem Krieg sollten ihn ein Leben lang prägen. 1732 erfasste Moritz seine „Reveries“, eine Denkschrift, die er ursprünglich zur Reformierung der Armeen seines Vaters angedacht hatte.[20] Gedruckt wurden sie erst 1757, einige Jahre nach seinem Tod, nachdem Moritz als Marschall von Frankreich zu Ruhm und Ehren gekommen war. Hierin fanden teilweise sehr innovative Ideen ihren Niederschlag, die deutlich von Moritz´ Erfahrungen auf osteuropäischen Kriegsschauplätzen geprägt sind. So besaß der Graf sehr pragmatische Ansichten über die Uniformierung der Infanterie. Er hielt die gängigen Röcke für unpraktisch und schrieb daher: „Was seine Mundirung anlanget, so wollte ich, daß er eine etwas weite Weste trüge, und ein klein Westgen in Form eines Brustlatzes darunter, nebst einem Mantel auf türkische Art hinten mit einer Regenkappe. Dergleichen Mäntel sind gut sich damit zu decken, man braucht nicht mehr als zwei und eine halbe Elle Tuch dazu, sie sind nicht sehr schwer und kosten wenig. Der Soldat hätte auf solche Art seinen Kopf und Hals vor Wind und Wetter verwahret, und läge er auf der Erden, so wäre er doch gedeckt, und der Körper bliebe trocken.“[21]

Tatsächlich entwickelte auch August der Starke zwischenzeitlich ein großes Faible für orientalische Trachten. Als er im August 1699 zum ersten Mal nach seiner Königswahl aus Polen zurückkehrte, befand sich in seinem Gefolge auch eine Abteilung



der „Janitscharen-Garde“. Diese war noch kein Bestandteil der kurfürstlichen Haustruppen, aber nach ihrem Vorbild wurde ein ebensolches Korps „Janitscharengarde zu Fuß“ in Dresden errichtet. Sie folgte dem Kurfürst-König im Herbst desselben Jahres erstmals auf seinen Messebesuch nach Leipzig. 1701 standen die Janitscharen auch als königliche Leibwache im Feld.[22] Zwar gelang es, die Janitscharen in einen kriegstüchtigen Zustand zu versetzen, allerdings verlieren sich ihre Spuren im Kriegsjahr 1704. Möglicherweise wurden sie einem anderen Infanterieregiment zugeteilt, weil die Kosten für ihre aufwendige Uniformierung zu hoch waren. 1710 lässt sich unter den Haustruppen auch wieder ein Janitscharenkorps nachweisen, welches vermutlich ein Jahr später in dem regulären Infanterieregiment von Seydlitz aufging. Anlässlich der Kurprinzenhochzeit 1719 wurde das Korps ein weiteres Mal aufgestellt. Dabei handelte es sich jedoch nicht um eine eigenständige Formation der Armee, sondern um abgestellte „in Janitscharen-Monturs verkleidete 350. Grenadiere“.[23] Für das authentische orientalische Flair wurden die Soldaten ein Jahr vor den Feierlichkeiten angewiesen, sich Schnurbärte wachsen zu lassen. Ein letztes Mal wurde ein Janitscharenkorps anlässlich des Zeithainer Lagers aufgestellt.



Belagerung von Belgrad 1717, kolorierter Stich, nach 1717
Wikimedia

22 HStA Dresden, 11338 Generalfeldmarschallamt Loc. 252.

23 Zitiert nach Ausführliche Beschreibung des solenenen Einzugs Ihrer Hoheit des königl. Pohln. und Chur-Printzens von Sachsen Mit seiner aus Wien in der Kön. Und Churf. Residentz-Stadt Dreßden den 2. Sept. angekommenen Ertz-Hertzogl. Gemahlin und aller darauf erfolgten magnifiquen Lustbarkeiten von 2. biß 29. Sept. 1719 [...] auf diese hohe Vermählung inventirt und geprägt worden, o.O. 1719, S. 37.

links: Türkischer Janitschar, Stich von Hebri Bonnart nach einer Zeichnung von Jean Le Blond, um 1675
Brown University Library



Johann Heinrich von Schönfeld, Kapitän des Janitscharen-Korps Augusts des Starken, Gemälde von Johann Adolf Pöppelmann, 1732, Aufnahme von 1935
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek (Foto: Walter Möbius)

Dienten die sächsischen „Janitscharen" vor allem repräsentativen Zwecken, so warb August der Starke in der Spätphase des Nordischen Krieges auch zwei Kompanien ungarischer Husaren für den Feldeinsatz an. Der Wunsch ungarische Husaren anzuwerben, entstand bereits 1709, als Generalfeldmarschall Georg Benedikt von Ogilvy (1651–1710) den Obersten D´Auteuil nach Wien schickte. Er hatte den Auftrag, mit Hilfe des Prinzen Eugen tüchtige Männer für zwei komplette Regimenter zu je 1.137 Mann anzuwerben. Die Reiter sollten gute Pferde, Karabiner, Pistolen und Pallasche und das erste Glied ungarische Copia-Lanzen mit sich führen. Auch im Bezug auf die anzuschaffende Montierung erhielt D´Auteuil spezifische Anweisungen: „Und damit diese Regimenter umb soviel beßer außsehen, und von anderen in Pohlen Sich hin und wieder befindlichen leichten Reuterey, mehrens distinguiren könten, so würde vornehmlich das zu verhelffen wann selbige allerseits noth montirter sich stelleten, die officiers mit Tyger Häuten, die übrigen aber mit Wolffshäuten versehen werden möchten."[24] Der Oberst hatte allerdings am 12. Januar 1709 nach Dresden melden müssen, dass gute Offiziere für diese Regimenter „bey iziger Kriegszeiten schwerlich zu finden, da zu mahl die Dienste unter Hussaren Regimentern nicht einem jeden anständig sind."[25] Das Projekt konnte daher vorerst nicht umgesetzt werden.

Erst 1713 gelang es August dem Starken immerhin 181 Husaren für sächsische Dienste anzuwerben. Sie entstammten überwiegend dem ungarischen Landadel und wurden in zwei Kompanien offiziell in die Armee gemustert.[26] Die fantasievollen Uniformvorstellungen von 1709 waren nun einer nüchterneren Bekleidung gewichen. Die Dienstverpflichtung sah vor, den Husaren alle zwei Jahre das Tuch für rote Röcke, weiße Mäntel, lichtblaue Kamisols und ebensolche Hosen zu stellen.[27] Zu diesen Husaren trat im gleichen Jahr noch eine ungarische Adelskompanie mit einem Etat von nur 39 Mann. Diese brachten Pferde, Sattelzeug und Säbel mit zum Dienst und erhielten von der Armee ihre Uniformen. Die Kompanie bewährte sich jedoch nicht und wurde 1715 wieder aufgelöst.[28] Die übrigen beiden Husarenkompanien überstanden sogar die erste Heeresreduktion, die im Zuge des Friedensschlusses von Warschau 1717 erfolgte und wurden lediglich um 10 Reiter verkleinert. Im Juli 1718 ließ der Kurfürst und König alle Husaren in einer einzigen Kompanie zusammenfassen. Diese bestand noch bis zum 29. Juli 1722 fort.[29] Fortan vertraute die kursächsische Armee in Kriegszeiten auf die Anwerbung polnischer Ulanen.

Ein letztes Mal schlossen sich kursächsische Truppen im Türkenkrieg von 1737 bis 1739 der kaiserlichen Armee in Ungarn an. Nach langen Verhandlungen erklärte sich Friedrich August II. (1696–1763) bereit, drei Kürassier-, zwei Dragoner und vier Infanterieregimenter, insgesamt 7.894 Mann mit acht Geschützen zu stellen. Das Korps traf im Spätsommer auf dem Kriegsschauplatz ein und war Ende September an der Schlacht bei Timosk beteiligt, die mit einer österreichischen Niederlage endete. Anschließend bezogen die Regimenter ein festes Lager. Da die Türken den Tross mit den Zelten erbeutet hatten und es den Truppen an Uniformen mangelte, brachen bald schwere Seuchen aus und reduzierten die Reihen der sächsischen Truppen erheblich. Auch vor den hohen Offizieren machte die Seuche nicht Halt. Tatsächlich kamen die sächsischen Truppen aufgrund ihres schlechten Zustandes erst im Spätsommer 1738 wieder zum Einsatz, ohne allerdings in bedeutende Kampfhandlungen verwickelt zu werden. Auch 1739 wurden die Regimenter auf einem Nebenkriegsschauplatz eingesetzt. Lange Märsche führten zu manch wunden Füßen, aber wenig zerschlagenen Köpfen. Nach einem weiteren Winter in Ungarn marschierten die verbliebenen Truppen 1740 nach Sachsen zurück.

Am österreichischen Krieg gegen die Osmanen 1787 bis 1790 waren sächsische Truppen nicht beteiligt, und nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches wurde es für die Habsburger nahezu unmöglich, Truppen deutscher Fürsten für ihre Balkankonflikte anzuwerben. Es war dann ein anderer Kaiser, in dessen Gefolge sächsische Truppen noch einmal nach Ungarn zogen: 1809 stellte Sachsen als Rheinbundstaat ein Kontingent an Napoleon (1769–1821). Nach der Schlacht bei Wagram bezog das sächsische Korps bis Weihnachten Quartiere in und um Pressburg.

24 Zitiert nach HStA Dresden, 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 516.
25 Zitiert nach Ebenda.
26 HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett. Loc. 1147/11, fol. 7-9.
27 Ebenda, fol. 12.
28 Ebenda, fol. 33-34, 82.
29 HStA Dresden, 11237 Geheimes Kriesgratskollegium, Loc. 29, fol. 89-96, 109.

Autor
Dr. Alexander Querengässer
a_querengaesser@leibniz-ifl.de



Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz (1666–1725), Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn

Jochen Vötsch

Sei es als Erzbischof von Gran (Esztergom), sei es als loyaler Vermittler innerhalb des wettinisch-albertinischen Familienverbandes oder sei es als Stellvertreter des Kaisers auf dem Immerwährenden Reichstag in Regensburg – Christian August von Sachsen-Zeitz hat im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts viele Spuren in der ungarischen, mitteldeutsch-sächsischen und deutschen Geschichte hinterlassen. Der frühzeitig zur katholischen Kirche übergetretene Zeitzer machte Karriere im Dienst der Habsburger und bewegte sich dabei in ganz unterschiedlichen dynastischen, konfessionellen, kulturellen und politischen Kontexten. Diesen Spuren nachzugehen und den bislang – insbesondere in der älteren, konfessionell geprägten Geschichtsschreibung – meist zu eindimensional betrachteten Wettiner als barocken Kirchenfürsten und vielbeschäftigten Diplomaten näher vorzustellen, ist das Anliegen dieses Beitrags.[1]

Herkunft und Konversion

Christian August wurde am 9. Oktober 1666 als zweiter Sohn des Herzogs Moritz (1619–1681), erster Regent des 1657 neu entstandenen albertinischen Sekundogeniturfürstentums Sachsen-Zeitz und evangelischer Administrator des Hochstifts Naumburg-Zeitz, sowie der Dorothea Maria von Sachsen-Weimar in Zeitz geboren. Erzogen unter der Aufsicht des Hofmeis-

Blick über die Donau auf die Kathedrale von Gran (Esztergom). Obwohl die Stadt 1683 von den Osmanen zurückgewonnen werden konnte, war im 18. Jahrhundert Pressburg der faktische Sitz der Erzbischöfe von Gran. Die Kathedrale wurde erst 1838 bis 1846 errichtet.
Wikimedia (Gábor Bejó)



Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz, Stich von Andreas Geyer nach einer Zeichnung von I. L. Hirschmann, um 1720
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

ters Ernst Ludwig von Pöllnitz (1641–1695), später Dompropst von Naumburg, kurfürstlicher Geheimer Rat und Kanzler, unternahm er mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Heinrich von Sachsen-Zeitz-Neustadt (1668–1713) 1682 eine ausgedehnte Kavaliersreise. Nach einem längeren Aufenthalt in Genf mit intensivem Sprachunterricht kehrten die jungen Prinzen nach einem abschließenden Paris-Besuch erst 1684 wieder nach Zeitz zurück. Volljährig geworden, trat Christian August zunächst in niederländische, dann in kaiserliche Militärdienste und machte die Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein und in Ungarn mit. Für seinen weiteren Lebensweg sollte die in diesem Türkenkrieg geschlossene Freundschaft mit seinem Vetter Friedrich August (1670–1733), dem späteren Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, sowie dem katholischen Deutschmeister Ludwig Anton von Pfalz-Neuburg (1660–1694) wichtig werden. Bereits 1684 hatte der zweitgeborene Zeitzer zusätzlich zu seiner jährlichen Apanage von 10.000 Reichstalern die zuvor von seinem Vater ausgeübte Administration der evangelischen Deutschordensballei Thüringen erhalten. Gegenüber seinem regierenden älteren Bruder Moritz Wilhelm (1664–1718)[2] verpflichtete er sich 1691 im Interesse seines Hauses gegen eine Einmalzahlung zur Ehelosigkeit. Unter dem Einfluss des Münsteraner Domherrn Ignaz Philipp Freiherr von Plettenberg war Christian August bereits 1689 in Frankfurt am Main oder Paris zum katholischen Glauben übergetreten, seine öffentliche Konversion erfolgte aber erst 1691 in Köln. Dieser aufsehenerregende Glaubenswechsel eröffnete dem nachgeborenen Wettiner die Aussicht auf eine geistliche Karriere, wobei auch das Problem der standesgemäßen Versorgung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben dürfte. Zunächst allerdings wurde die Ballei Thüringen gemäß der reichsgesetzlichen Regelung des Geistlichen Vorbehalts von den sächsischen Kurfürsten sequestriert; dennoch konnte er zwischen 1692 und 1694 in der Komturei Plauen residieren. Insbesondere seiner Freundschaft mit dem Neuburger und dessen Bruder, dem neuen Deutschmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1664–1732), Fürstbischof von Breslau und Schwager Kaiser Leopolds I. (1640–1705), war es zu verdanken, dass er gegen Garantie des evangelischen Konfessionsstandes 1695 Administration und Einkünfte der Ballei zurückerhielt. Allerdings musste sich Christian August gegenüber Kursachsen zur sofortigen Resignation beim Erwerb eines geistlichen Reichsfürstentums und zum Erbverzicht auf das Hochstift Naumburg-Zeitz verpflichten. Obwohl zunächst nur mit den niederen Weihen versehen, erhielt der Konvertit in kurzer Zeit Kanonikate in Köln (1691), Lüttich (1692–1724), Breslau (1692), Münster (1695–1700, 1718/19), Regensburg (1699-1708) und schließlich in Eichstätt (1721). 1695 in Frankfurt am Main zum Priester geweiht, wurde er bereits kurz darauf Dompropst des hochrangigen Kölner Kapitels und 1696 Dechant von St. Gereon in Köln. Auf einer 1692/93 unter dem Namen eines Grafen von Henneberg absolvierten Romreise hatte Christian August erstmals ein päpstliches Wählbarkeitsbreve für die deutsche Reichskirche erhalten (erneuert 1696 und 1716).

Die katholische Kirche in Ungarn um 1700

Während der langanhaltenden osmanischen Besetzung weiter Teile des mehrkonfessionellen Königreichs Ungarn war die römisch-katholische Kirche stark in die Defensive geraten. Im Vertrag von Linz 1645 hatten die Protestanten für ganz Ungarn das Recht zur freien Religionsausübung erhalten. Erst die Zurückdrängung der Osmanen und die Vereinigung aller Länder der Stefanskrone unter den Habsburgern im ausgehenden 17. Jahrhundert sicherte der katholischen Kirche ein Übergewicht.[3] Diese äußeren Umstände hatten andererseits in Ungarn eine gewaltsame Gegenreformation wie etwa in Böhmen verhindert. 1697 wurden für die romanischsprachige Minderheit Ungarns noch mehrere Bistümer mit eigenem Ritus neu errichtet. In Ungarn übten die Habsburger ein Oberpatronatsrecht bei der Besetzung der dortigen Bistümer aus, was seitens der Kurie auch nie bestritten worden ist. Der Primatialverband unter Leitung des jeweiligen Erzbischofs von Gran war bis in das ausgehende 18. Jahrhundert –

1 Biographie und Darstellung seiner Tätigkeit in der deutschen und sächsisch-polnischen Politik beruhen im Wesentlichen auf Jochen Vötsch: Christian August von Sachsen-Zeitz, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, Online-Ausgabe: http://www.isgv.de/saebi (Zugriff: 26.5.2023) (mit ausführlichen Quellen- und Literaturhinweisen); vgl. auch Jochen Vötsch: Kursachsen, das Reich und der mitteldeutsche Raum zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 2003.

2 Zu ihm vgl. Jochen Vötsch: Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, Online-Ausgabe: http://www.isgv.de/saebi (Zugriff: 9.6.2023).

3 Zum Folgenden vgl. Joachim Bahlcke: Ungarischer Episkopat und österreichische Monarchie. Von einer Partnerschaft zur Konfrontation (1686-1790), Stuttgart 2005; Joachim Bahlcke: Politische Funktionen kirchlicher Beziehungen: Ungarn und die Reichskirche, in: Joachim Bahlcke: Konfessionelle Vielfalt als Herausforderung und Perspektive. Zur Verschränkung von Religion und Politik im frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa, Göttingen 2020, S. 64-83.

abgesehen von der osmanischen Expansion im südöstlichen Ungarn – keinen grundlegenden Veränderungen unterworfen und umfasste auch das Fürstentum Siebenbürgen[4] sowie die historischen, heute überwiegend in Kroatien liegenden Länder Dalmatien, Kroatien und Slawonien; kirchlich und weltlich war Ungarn also um 1700 ein „territorium clausum" der Habsburger. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts gelangten verstärkt Aristokraten aus dem Reich anstelle Angehöriger der einheimischen geistlichen Funktionseliten auf die ungarischen Bischofsstühle. Von diesen, um das Kaiserhaus verdienten Landfremden und dabei insbesondere von dem jeweiligen Primas und Erzbischof von Gran erwartete die Wiener Hofburg angesichts der stets präsenten Adelsopposition sowie der wiederaufgeflammten Konfessionsgegensätze in erster Linie einen Beitrag zur Stabilisierung des politischen Systems sowie zu einer nachhaltigen inneren Befriedung des Landes – eine Hoffnung, die sich insgesamt gesehen erfüllt hat. „In der kritischen Phase, in der die Weichen für die Einbeziehung des bis Ende des 17. Jahrhunderts dreigeteilten Ungarn in den Verbund der werdenden österreichischen Großmacht gestellt wurden, war sie [die Wiener Zentralgewalt] vor allem daran interessiert, die adelig-ständischen Mitsprache- und Kontrollrechte zurückzudrängen und die Zusammensetzung der bisher vorwiegend ungarischen Funktionseliten zu ändern", so zusammenfassend Joachim Bahlcke.[5] Im Vordergrund dieser Personalpolitik standen also (macht-)politische Überlegungen, weniger eine gezielte Förderung der katholischen Kirche bzw. ihrer Institutionen in Ungarn.

Durch landesfürstliche Protektion in Form einer kaiserlichen Nomination wurde der kurz zuvor in Wien zum Bischof geweihte Christian August von Sachsen-Zeitz 1696 zum Bischof von Raab (Győr) berufen, konnte aber mit päpstlicher Genehmigung seine bisherigen Pfründen behalten.

Im persönlichen Umgang tolerant, scheint der entschieden katholische Zeitzer seine geistlichen Amtspflichten einschließlich der Bekämpfung protestantischer Einflüsse in seiner Diözese zur vollsten Zufriedenheit der Kurie erfüllt zu haben.

In sächsisch-polnischen und in kaiserlichen Diensten

1697 befand sich Christian August in Wien und bescheinigte dort Anfang Juni die verfassungsrechtlich notwendige Konversion des polnischen Kronkandidaten Augusts des Starken, seines kurfürstlichen Vetters, zur katholischen Kirche. Dieser Prestigeerfolg verbesserte Karrierechancen und persönlichen Stellenwert des Zeitzers bei Kaiser und Kurie enorm, wenngleich er zunächst – von seiner Diözese beurlaubt – als kursächsischer Großkanzler (1697) in den Dienst des neuen Königs August II. von Polen trat. Christian August hoffte, weitere Wettiner-Konversionen realisieren zu können, zumal er in seiner neuen Position vorrangig als stellvertretendes Familienoberhaupt für den abwesenden Kurfürsten-König und als wichtiges Bindeglied zu den sächsisch-albertinischen Nebenlinien fungierte. 1697/98 leitete er zunächst in Danzig, dann in Leipzig die Verhandlungen mit Sachsen-Gotha wegen einer Abtretung des von Kursachsen geführten, reichspolitisch wichtigen Direktoriums des Corpus Evangelicorum, der protestantischen Interessenvertretung auf dem Regensburger Reichstag. Mitte 1699 erhielt der strikt kaisertreue Zeitzer den Abschied, wurde aber dafür nach seiner Rückkehr aus Warschau zum kaiserlichen wirklichen Geheimen Rat und 1700 zum Koadjutor und damit potentiellen Nachfolger im Erzbistum Gran ernannt. Der prachtliebende Kirchenfürst residierte nun zumeist in Wien, wo er eine kostspielige Haushaltung unterhielt. Dort fungierte der loyale Christian August für seinen Vetter August den Starken zeitweilig als wichtige Vermittlungsinstanz zum Habsburger Kaiserhof. So lieferte er etwa 1711 nach einem längeren Aufenthalt in Sachsen ein neues Testament Augusts des Starken, eine eigenwillige Mischung aus letztwilliger Verfügung und konfessionspolitischem Programm, persönlich zur kaiserlichen Konfirmation in der Wiener Reichskanzlei ein.[6] Als Reichsfürst hatte Christian August unmittelbaren Zutritt zur kaiserlichen Familie und übernahm häufig die Funktion eines Hausgeistlichen bei festlichen Familienereignissen. Als Primas von Ungarn vollzog er beispielsweise 1708 die Vermählung König Karls III. von



Kathedrale in Raab (Győr)
Wikimedia (Zairon)

4 Zur konfessionellen Vielfalt Siebenbürgens im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Joachim Bahlcke: Status catholicus und Kirchenpolitik in Siebenbürgen. Zum Verhältnis von weltlicher und geistlicher Macht zwischen Reformation und Josephinismus, in: Bahlcke, Vielfalt (wie Anm. 3), S. 438-459, bes. 446 ff.

5 Joachim Bahlcke: Damit „das Hungarländische zu Revolutionen und Unruhen geneigte Gebluet mit dem Teutschen temperiret [...] werden möchte." Deutsche Adlige im ungarischen Episkopat des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Joachim Bahlcke: Gegenkräfte. Studien zur politischen Kultur und Gesellschaftsstruktur Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit, Marburg 2015, S. 412-435, hier S. 417.

6 Vgl. Jochen Vötsch: Ein Testament Augusts des Starken von 1711 (mit Edition), in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 80 (2009), S. 249-262, 254.

Spanien, des späteren Kaisers Karl VI. (1685–1740), als Karl III. seit 1711 auch König von Ungarn und Kroatien. 1708 in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen, wurde er 1713 zum Kardinalprotektor der Deutschen Nation ernannt. Sein politischer Einfluss in Wien beschränkte sich jedoch auf die ungarischen Angelegenheiten; auch nach dem überraschenden Thronwechsel von 1711 wurde er nicht Mitglied der Geheimen Konferenz, der obersten kaiserlichen Regierungssphäre.

Intermezzo am Niederrhein: Köln als ein Brennpunkt der Wiener Politik

Seit seiner Rückkehr nach Köln profilierte sich Christian August als Exponent der kaiserlich-habsburgischen Politik am Niederrhein. Am Vorabend des Spanischen Erbfolgekrieges (1701-1714) bekämpfte der Kölner Dompropst und kaiserliche Abgesandte seit Beginn des Bonner Landtags Mitte 1701 an der Spitze des kaisertreuen Domkapitels die französische Bündnispolitik seines Kurfürsten, des Wittelsbachers Josef Clemens (1671–1723). Obwohl dessen feierliche Achterklärung erst 1706 erfolgen sollte, erhielt Christian August bereits Ende 1702 die Administration des Erzstifts und nahm 1705 die Huldigung von Kurfürstentum und Reichsstadt Köln für den neuen Kaiser Josef I. (1678–1711) entgegen.

Erzbischof und Primas von Ungarn

Im Jahr 1706 auf Wunsch des Kaisers zum Kardinal erhoben und von den Zeitgenossen nun kurz als „Kardinal von Sachsen“ bezeichnet, verließ der bisherige Koadjutor Christian August 1707 Köln und trat die Nachfolge von Kardinal Leopold Karl von Kollonitsch (1631–1707) als Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn an. Wie bereits sein Vorgänger behielt er seine bisherige Diözese Raab als Administrator bei.[7] Dieser Aufstieg bis an die Spitze der „Hungaria Sacra“ wäre dem Zeitzer ohne die entsprechende Protektion, ohne sein systematisch ausgebautes informelles Netzwerk, ohne den diplomatischen Einsatz für den Kaiserhof, aber auch ohne die unablässige Betonung seiner Verdienste kaum möglich gewesen. Im krisengeschüttelten Königreich Ungarn bemühte sich der neue Primas im Auftrag des Kaisers zunächst vergeblich um Friedensverhandlungen mit den Aufständischen.[8] Es spricht für die Verdienste des Zeitzers, dass die ungarischen Stände auf dem Landtag von 1708 mit Ausnahme seiner Person eine Ablösung aller landfremden weltlichen und geistlichen Würdenträger anstrebten. Der ungarische Aufstand gegen die Habsburger wurde vom Großteil des Klerus unterstützt. Auf päpstliche Weisung verlangte der Primas 1709 von jedem Geistlichen die Ablegung eines Treuebekenntnisses zu der legitimen habsburgischen Herrschaft. Als diese Treueerklärungen weitgehend ausblieben, enthob sie Christian August ihrer Ämter. Dieses kompromisslose und über seine Instruktion hinausgehende Vorgehen spricht eher für die Habsburgtreue des Zeitzer Kirchenfürsten denn für seine Loyalität zu Rom.[9] Mit dem Ende des Aufstandes des Fürsten Franz II. Rákóczi (1676–1735) und dem Tod Kaiser Josefs I. 1711 veränderte sich die innenpolitische Situation in Ungarn entscheidend.[10] Auf den Landtagen von 1712, 1714 und 1715 wurde der in Sathmar (Satu Mare) geschlossene Kompromissfrieden von 1711 unter Beteiligung des „Kardinals von Sachsen“ als Oberhaupt des katholischen Klerus in die Praxis umgesetzt. Im Konflikt zwischen der Hofburg und den ungarischen Ständen um die Führung der Regentschaft während des Interregnums von 1711 sowie um die Formulierung des Krönungsdiploms war der Primas um eine friedliche Lösung bemüht. Dagegen beharrte er mit Erfolg auf dem hergebrachten Krönungszeremoniell und setzte schließlich gemeinsam mit dem Palatin, dem ranghöchsten Repräsentanten des Königreichs, am 22. Juni 1712 dem Habsburger Karl in Pressburg (Bratislava) die Stefanskrone auf. Als konvertierter Aristokrat aus dem Reich mit der Notwendigkeit von Kompromissen zwischen den Religionsparteien vertraut, beförderte der irenisch gesinnte Zeitzer als Primas-Erzbischof das tridentinische Programm Roms innerhalb der katholischen Kirche Ungarns. Während er die konfessionellen Gegensätze zu entschärfen und den Beschwerden der calvinistischen und lutherischen Stände nach Möglichkeit entgegenzukommen suchte, bemühte er sich in seiner Erzdiözese eifrig um die Realisierung von Konversionen zur katholischen Kirche. Obwohl Ungarn nicht zum Reich gehörte, wurde der amtierende Primas-Erzbischof 1714 für sich und seine Nachfolger vom Kaiser mit dem Reichsfürstentitel ausgezeichnet. Mit der Berufung an den Regensburger Reichstag 1716 sollte er seine führende Position im öffentlichen Leben Ungarns schrittweise verlieren;[11] dennoch lässt sich Christian August von Sachsen-Zeitz – nicht zuletzt aus dem Blickwinkel eines „politischen Kulturtransfers“ – als wichtiger Akteur der ungarischen Geschichte zu Beginn des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Noch auf dem ungarischen Krönungslandtag von 1741 für Maria Theresia (1717–1780), die Erbtochter Karls VI., wurde sein Einsatz für die Beschwerden der ungarischen Adelsnation gewürdigt.

Hoffnungen auf ein geistliches Reichsfürstentum

Ungeachtet seiner steilen Karriere im habsburgischen Landeskirchentum in Ungarn hoffte

7 Bahlcke, Episkopat (wie Anm. 3), S. 118, Anm. 27.

8 Zum ungarischen Unabhängigkeitskrieg (1702-1711) vgl. zusammenfassend Jean Bérenger: Die Geschichte des Habsburgerreiches 1273-1918, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 423-426, 428f.

9 Zu diesem Konflikt vgl. ausführlich Bahlcke, Episkopat (wie Anm. 3), S. 159-166.

10 Zum Folgenden vgl. András Forgó: Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz und der Herrschaftsantritt Karls VI. Zur Rolle ausländischer Geistlicher bei der Gestaltung der politischen Kultur Ungarns, in: Marie-Elisabeth Brunert/András Forgó/Arno Strohmeyer (Hrsg.): Kirche und Kulturtransfer. Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit, Münster 2019, S. 69-85.

11 Zu seiner häufigen Abwesenheit auf den ungarischen Reichstagen, auf denen der Primas das erste Votum führte, vgl. Bahlcke, Episkopat (wie Anm. 3), S. 199 f.

Christian August zeitlebens auf eine eigene Landesherrschaft durch den Erwerb eines geistlichen Kur- oder Reichsfürstentums. Der ersehnte „Durchbruch“ in der Germania Sacra blieb ihm jedoch trotz zahlreicher Anläufe unterschiedlicher Intensität verwehrt: Freising und Regensburg (1694), Hoch- und Deutschmeister (1694), Paderborn (1695/1719), Münster (1705/6, 1719), Trier (1709/10, 1716), Köln (1710-13), Eichstätt (1720) und Lüttich (1724), während es sich bei den Fällen Hildesheim (1693) und Köln (1723) eher um Spekulationen gehandelt haben dürfte. Die Gründe für das Scheitern aller Ambitionen des Wettiner Konvertiten liegen zunächst in seiner engen Bindung an den Wiener Kaiserhof und der geringen Unterstützung Kursachsens, vor allem aber in der übermächtigen Konkurrenz der traditionsreichen, konzentrierten Reichskirchenpolitik der bayerischen und pfälzischen Wittelsbacher. Als weiteres Hindernis kam hinzu, dass die Kardinalswürde in der deutschen Reichskirche verhasst war, da die wahlberechtigten Domkapitel in solchen Fällen eine stärkere Abhängigkeit von Rom befürchteten.[12] In Briefform finden sich, eingestreut in die dienstliche Berichterstattung des Prinzipalkommissars, gleichwohl mehrfach entsprechende Unterstützungsgesuche an den Kaiser.[13] Erfolglos blieben trotz einer polnischen Nomination auch seine Bemühungen um das relativ autonome Fürstbistum Ermland (1711) auf dem Gebiet des Königreichs Polen, für das der Zeitzer sogar das Erzbistum Gran resignieren wollte.

Wettiner Fürstenkonversionen

In dynastiegeschichtlicher Sicht nahm Christian August eine wichtige Vermittlungsposition im stets problematischen Verhältnis zwischen der Dresdner Kurlinie und der jüngsten albertinischen Nebenlinie Sachsen-Zeitz ein. Sein ihm eng verbundener älterer Bruder Moritz Wilhelm neigte bereits seit 1697 dem katholischen Bekenntnis zu.[14] Die Sorge um die Administration seines evangelischen Hochstifts Naumburg-Zeitz, aber auch persönliche Familienverhältnisse und Schicksalsschläge wie der Tod seiner letzten Erbhoffnung Friedrich August (1700–1710) führten jedoch dazu, dass Moritz Wilhelm erst 1715 heimlich im Kloster Doxan (Doksany) bei Leitmeritz den Übertritt zum katholischen Glauben vor seinem geistlichen Bruder vollzog.[15] Christian August drängte den Naumburger Administrator zur Publikation seines Glaubenswechsels und machte ihm – letztlich illusorische – Hoffnungen auf die Behauptung des evangelischen Hochstifts. Die überraschende Rückkonversion Moritz Wilhelms 1718 traf ihn persönlich schwer, erschütterte aber auch sein Ansehen in der katholischen Kirche. Nach dem Tod Moritz Wilhelms (1718) erneuerte Christian August 1719 seine früheren Erbverzichtserklärungen (1697/98, 1711) zugunsten der Kurlinie gegen die Bestätigung der ihm zugesicherten jährlichen Apanage in Höhe von 30.000 Talern.

1713 hatte Christian August die Erziehung und Vormundschaft seines Neffen Moritz Adolf Karl von Sachsen-Zeitz-Neustadt (1702–1759) übernommen.[16] Der letzte Zeitzer Erbe konvertierte ebenfalls und wandte sich dem geistlichen Stand zu. Um die geistliche Karriere seines bis zur Volljährigkeit (1723) dauerhaft bei ihm lebenden Neffen zu fördern, trat ihm der Kardinalprimas die Dechantenstelle von St. Gereon in Köln ab und bemühte sich vergeblich um eine Übergabe des ungarischen Bistums Raab, aber auch um den Erwerb weiterer Positionen in der deutschen Reichskirche.

Regensburg: der Reichstag als Informations- und Kommunikationssystem[17]

1716 wurde Christian August unter Beibehaltung seiner geistlichen Ämter in Ungarn zum kaiserlichen Prinzipalkommissar am Immerwährenden Regensburger Reichstag berufen. Diese hauptsächlich repräsentative Funktion als Stellvertreter des Kaisers und Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens erfüllte der in der gefürsteten Reichsabtei St. Emmeram residierende Zeitzer durchaus überzeugend. Allerdings scheint man in Wien auf die Fähigkeiten, aber auch die Zuverlässigkeit Christian Augusts nicht allzusehr vertraut zu haben – mit dem aus Sachsen stammenden, gleichfalls konvertierten Michael Achaz Freiherr von Kirchner (1663–1734) wurde ihm 1717 ein erfahrener katholischer Reichshofrat als Con-Kommissar zu Seite gestellt. Zu den benachbarten Bischöfen von Eichstätt und Freising unterhielt der Zeitzer enge Beziehungen, während er die Sommermonate meist in der von ihm geförderten Benediktinerabtei Prüfening bei Regensburg verbrachte. Nachdem Ende 1717 der sächsische Kurprinz Friedrich August im Wiener Haus des Kardinalprimas seine Konversion publik gemacht hatte, erlebte der neue Prinzipalkommissar zunächst den ausbrechenden innerprotestantischen Konflikt um die evangelische Direktorialstellung Kursachsens. Bereits zuvor hatte die Ankunft des neuen Prinzipalkommissars in Regensburg einen heftigen Konflikt zwischen den Religionsparteien um dessen Kardinalstitel ausgelöst. Infolge der Eskalation der Religionsbeschwerden im Reich und der scharfen Konfrontation

12 Vgl. Ebenda, S. 123 f.

13 Das gilt zumindest für die von Ende 1717 bis Mitte 1720 durchgesehene Regensburger Berichterstattung des Prinzipalkommissars Christian August von Sachsen-Zeitz. Vgl. Österreichisches Staatsarchiv – Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichskanzlei, Prinzipalkommission, Fz. 41b-44a (Microfiche-Ausgabe).

14 Vgl. dazu auch Jochen Vötsch: Hofintrige oder Hochverrat? Der Sturz des sachsen-zeitzischen Kanzlers Johann Christoph Artopaeus 1705 (mit Edition), in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 153 (2017), S. 331-356, hier S. 338-341.

15 Eine gute Darstellung dieser Konversion sowie der folgenden Ereignisse vor allem auf Grundlage des Briefwechsels zwischen Moritz Wilhelm und seinem Bruder, dem Kardinal, bei Siegfried Seifert: Niedergang und Wiederaufstieg der katholischen Kirche in Kursachsen 1517-1773, Leipzig 1964, S. 170-176.

16 Zu ihm vgl. Jochen Vötsch: Moritz Adolf Karl von Sachsen-Zeitz, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, Online-Ausgabe: http://www.isgv.de/saebi (Zugriff: 9.6.2023)

17 Angelehnt an den Titel der Studie von Susanne Friedrich: Drehscheibe Regensburg. Das Informations- und Kommunikationssystem des Immerwährenden Reichstags um 1700, Berlin 2007.



Primatialpalast in Pressburg, Residenz der Erzbischöfe von Gran, Nachfolgebau der Residenz des „Kardinals von Sachsen“
Wikimedia (Diego Delso)

zwischen dem kaiserlichen Reichsoberhaupt und den protestantischen Reichsständen seit 1719/20 stand Christian August nun im Mittelpunkt der konfessionellen Auseinandersetzungen.[18] Der Dresdner Politik diente er als nicht unwichtige Informationsquelle, während seinen allgemeinen Ausgleichsbemühungen nur wenig Erfolg beschieden war. Das dadurch erweckte Misstrauen der Kurie an der Konfessionstreue des überzeugt katholischen Konvertiten ging soweit, dass in Wien seine Abberufung verlangt wurde.[19]

1725 erlag der „Kardinal von Sachsen“ schließlich einem Krebsleiden, nachdem er seit 1724 aufgrund mehrerer Schlaganfälle seinen repräsentativen Aufgaben kaum noch hatte nachkommen können. Vorläufig in St. Emmeram in Regensburg beigesetzt, wurde er später auf Befehl des Kaisers nach Pressburg überführt. Als Haupterben hatte Christian August seinen Neffen Moritz Adolf Karl von Sachsen-Zeitz-Neustadt eingesetzt, aber auch die von ihm zeitlebens großzügig geförderten zahlreichen Klöster mit Legaten bedacht.

Zusammenfassung

Angesichts der insgesamt keineswegs befriedigenden Forschungslage fällt eine abschließende Beurteilung der Persönlichkeit von Christian August von Sachsen-Zeitz, dem „Kardinal von Sachsen“, schwer. König Karl III. von Spanien bemerkte anlässlich der Besetzung des Vizekönigamts in Neapel 1707 im Vergleich mit dessen letztlich erfolgreichem Konkurrenten, Kardinal Vincenzo Grimani (1655–1710), wohl treffend: „der Cardinal von saxen ist auch Cardinal, sonsten ein haubtguter herr aber zu solchen Guberno gar zu gut vnd gewissenhafft, par consequenz irresolut wo´s izt eine starke vnd vigorose resoluzion braucht“.[20] 1711 warnte der königliche Korrespondenzpartner, der scharfsichtige Graf Johann Wenzel Wratislaw von Mitrowitz (1669–1712), Oberstkanzler des Königreichs Böhmen, mit Blick auf eine angebotene diplomatische Initiative Christian Augusts im Großen Nordischen Krieg (1700–1721): „(es) seint diese Hr. Cardinales partim mit dem Römischen stuhl partim mit ihrem eigenen Landtsfürsten dergestalt öffters embrassiret dass sie selbsten zu zeiten nicht wiesen wass sie thuen oder lasen mögen“.[21]

Überaus prachtliebend und trotz seiner hohen Einkünfte stets in Geldnöten, glänzend in Repräsentation und Zeremoniell, gleichwohl persönlich als angenehm und umgänglich geschildert, verkörpert dieser Wettiner – in Deutschland wie in Ungarn – gleichermaßen den barocken Kirchenfürsten und weltläufigen Vertreter des höfischen Systems des frühen 18. Jahrhunderts.

Seine Erhebung in den Reichsfürstenstand war nicht persönlich auf ihn bezogen, sondern galt für alle nachfolgenden Primasse von Ungarn. Damit ging Christian August als erster Fürstprimas (ungarisch: Hercegprímás) in die ungarische Kirchengeschichte ein. Der letzte, der diesen Titel führte, war József Kardinal Mindszenty (1892–1975). Er war im September 1945, als Ungarn formell noch Monarchie war, zum Erzbischof von Gran und Fürstprimas von Ungarn ernannt worden.

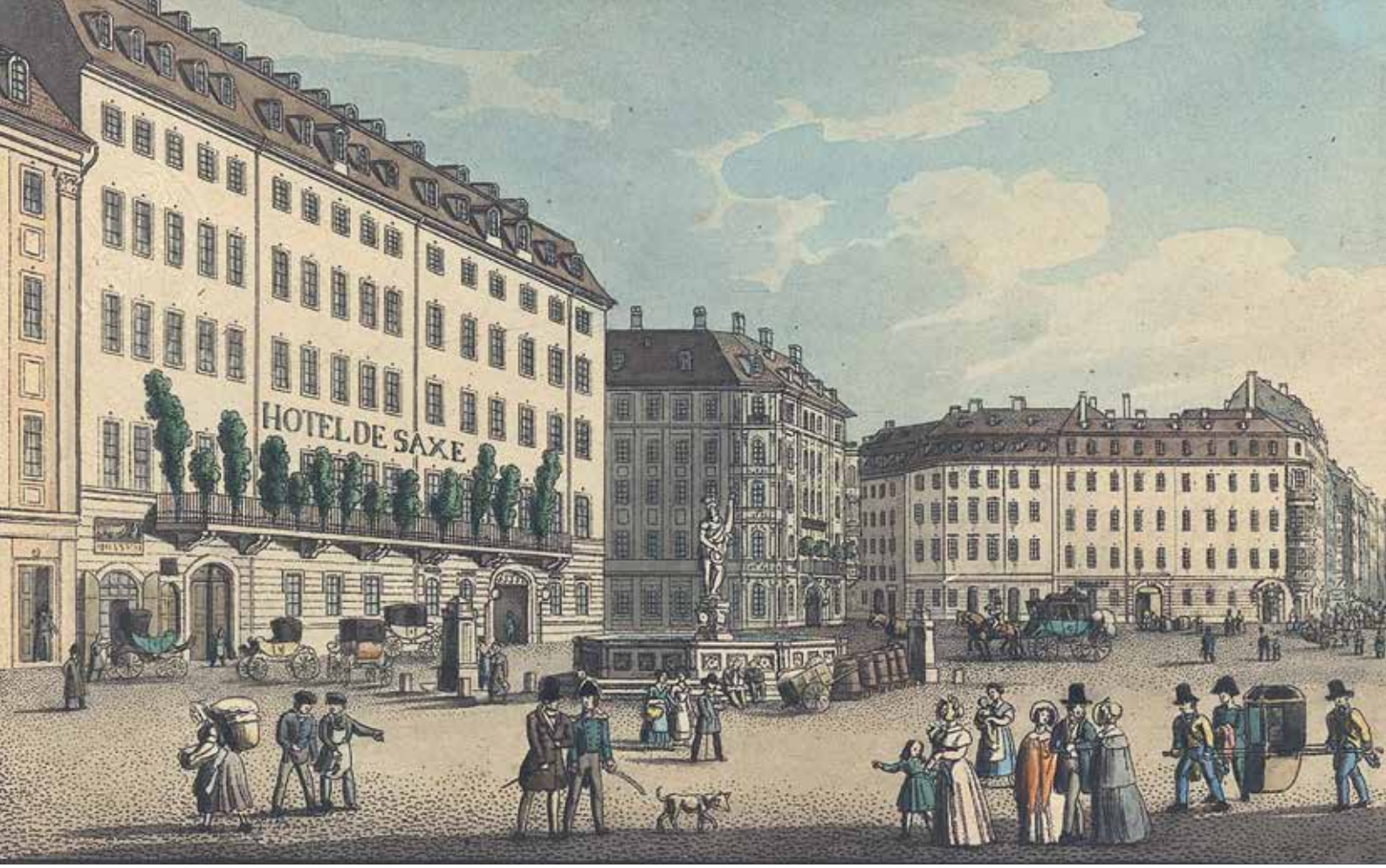
18 Zur Lageeinschätzung in Dresden vgl. Jochen Vötsch: Ein deutscher Religionskrieg? Die Einzelgutachten der kursächsischen Kabinettsminister und Geheimen Räte vom November 1721 (mit Teil-Edition), in: Ulman Weiß/Jochen Vötsch (Red.): Historische Korrespondenzen. Festschrift für Dieter Stievermann zum 65. Geburtstag, Hamburg 2013, S. 237-267.

19 Brief des Nuntius Annibale Albani in Wien an Kardinalstaatssekretär Fabrizio Paolucci, 1720 Juli 24, Wien. Druck bei Philipp Hiltebrandt: Preussen und die Römische Kurie, Bd. 1: Die vorfriderizianische Zeit (1625-1740), Berlin 1910, Nr. 224, Anm. 1.

20 Brief 1707 November 8, Barcelona. Druck bei Alfred von Arneth (Hrsg.): Eigenhändige Correspondenz des Königs Karl III. von Spanien (nachmals Kaiser Karl VI.) mit dem Obersten Kanzler des Königreichs Böhmen, Grafen Johann Wenzel Wratislaw, in: Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen 16 (1856), S. 1-224, hier S. 54.

21 Brief 1711 August 31, Wien. Druck bei Arneth (wie Anm. 20), S. 215.

Autor
Dr. Jochen Vötsch
Dresden



Franz Liszt in Dresden

Romy Donath

Franz Liszt (1811–1886) wird bis heute als ungarischer Klaviervirtuose und Komponist verehrt und spielt für die nationale Identität Ungarns eine nicht unbedeutende Rolle. Neben Niccolò Paganini (1782–1840) war er einer der ersten „Popstars“ unter den Musikern und wurde von der ungarischen Nationalbewegung vereinnahmt. Frauen fielen bei seinem Spiel scharenweise in Ohnmacht, und Musikbegeisterte pilgerten weite Strecken, um ihn, den „Meister der Tasten“, hören zu können. Sein Leben verlief turbulent – er tourte durch ganz Europa und gab manchmal fast täglich Konzerte. An den Orten, wo er gastierte, befinden sich heute vor allem in Ungarn Gedenktafeln und Denkmale (u. a. in Budapest und Ödenburg/Sopron). Dabei sah er selbst Frankreich als sein „Vaterland“ an und erlernte erst spät, in den 1870er Jahren, die ungarische Sprache. Trotzdem engagierte er sich für Ungarn und gab beispielsweise 1838 in Wien Benefizkonzerte für ungarische Hochwasseropfer; 1839/40 tourte er erstmals durch Ungarn und fühlte eine tiefe Verbundenheit zu den Ungarn und ihrer Musik.[1] Diese Geste wurde begeistert aufgenommen und steigerte seinen Ruhm enorm.



Franz Liszt, Gemälde von Henri Lehmann, 1839
Musée Carnavalet Paris

Das „Hôtel des Saxe“ am Neumarkt, Liszts Hotel in Dresden, aquarellierte Umrissradierung, um 1820
SLUB, Deutsche Fotothek

1 Vgl. Mária Eckhardt: Über Franz Liszt, Liszt Ferenc Gedenkmuseum und Forschungszentrum, https://lisztmuseum.hu/neuigkeiten/neuigkeiten-franz-liszt-120603 (Stand: 24.09.2023).



Ferdinando Paër, Kupferstich, 1809
Gallica Digital Library

Franz Liszt stammte aus Raiding (ungarisch: Doborján) in Westungarn, einem Ort, der seit 1921 zu Österreich gehört. Sein Vater Adam Lis(z)t war Beamter und Musiklehrer am Hofe des Fürsten Nikolaus II. Esterházy (1765–1833) und fühlte sich dem deutschsprachigen Kulturraum zugehörig. Er ließ in den Namen „List" das „z" einfügen, um in der ungarischen Aussprache die Phonetik „List" zu erhalten, da es im Ungarischen sonst „Lischt" ausgesprochen werden würde.[2] Die Familie lebte auf ungarischem Staatsgebiet, und Franz Liszt betonte stets, dass er sich auch als Ungar fühle, obwohl er dort später nie einen dauerhaften Wohnsitz hatte.[3] Er engagierte sich jedoch für die Ungarn, gab zahlreiche Benefizkonzerte und war maßgeblich an der Gründung des Konservatoriums in Budapest im Jahr 1875 beteiligt, welches heute seinen Namen trägt. Franz Liszt setzte sich mit seinen ungarischen Wurzeln auseinander und veröffentliche beispielsweise eine Studie über „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" (1861).[4] Viele seiner Kompositionen verweisen auf ungarische Themen und Thematiken („Die heilige Elisabeth", „Mazeppa", „Rhapsodien", „Csárdás" oder „Zigeunermusik"). Zur Krönung von Franz Joseph I. (1830–1916) als König von Ungarn schrieb Liszt 1867 eine Krönungsmesse. Bis heute versucht man, das Phänomen Franz Liszt zu fassen und dabei auch die Frage seines eigenen Nationalverständnisses mitten im 19. Jahrhundert zu klären. Thussy Gorischek veröffentlichte 2001 eine Biografie mit dem Titel „Franz Liszt. Österreichischer Pianist, ungarischer Komponist, deutscher Dirigent, römisch-katholischer Abbé, Freimaurer & Kosmopolit", und tatsächlich muss man ihn aus heutiger Sicht als europäischen Kosmopoliten betrachten.

Der Vater förderte das Talent seines hochbegabten Jungen, der schnell zum „Wunderkind" avancierte. Nach einer Ausbildung in Wien reiste die Familie gemeinsam 1823 nach Paris, um den Knaben weiter auszubilden. Dort ergab sich ein erster Bezug zu Dresden: Franz Liszt erhielt Kompositionsunterricht bei Ferdinando Paër (1771–1839), der von 1802 bis 1806 als Hofkapellmeister in Dresden gewirkt hatte. Paër schrieb 44 Opern und galt damals als einer der erfolgreichsten italienischen Komponisten, obwohl er heute fast gänzlich in Vergessenheit geraten ist.

In Paris erlangte Liszt schnell Berühmtheit, was er durch erste Konzertreisen nach England und in die Schweiz ausbauen konnte. Nach dem Tod des Vaters 1827 geriet der Fünfzehnjährige allerdings in eine Krise, die mehrere Jahre anhielt. Er lebte in Paris, philosophierte, unterrichte und zog sich aus dem Konzertleben weitgehend zurück. Erst ein Konzert Paganinis riss ihn 1832 aus seiner Lethargie und bewog ihn wieder zu komponieren und zu konzertieren. Er studierte die Werke der großen Komponisten, u. a. auch die Werke Carl Maria von Webers (1786–1826): „Seit 14 Tagen arbeiten mein Geist und meine Finger wie zwei verdammte, – Homer, die Bibel, Platon, Locke, Byron, Hugo, Lamartine, Chateaubriand, Beethoven, Bach, Hummel, Mozart, Weber sind alle um mich herum. Ich studiere sie, betrachte sie, verschlinge sie mit Feuereifer; überdies übe ich 4 bis 5 Stunden (Terzen, Sexten, Oktaven, Tremolos, Repetitionen, Kadenzen etc. etc.) Ach! Sollte ich nicht verrückt werden, wirst du einen Künstler in mir wiederfinden!"[5]

Eine zentrale Rolle in Liszts Leben spielte sein exzentrisches Verhältnis zu Frauen – ihm werden unzählige Affären nachgesagt, wobei er mit der adligen Marie d`Agoult (1805–1876) eine verhältnismäßig lange Beziehung pflegte und drei Kinder hatte; die Tochter Cosima (1837–1930) wurde später die Ehefrau des in Dresden geborenen Dirigenten Hans von Bülow (1830–1894) und nach der Scheidung die Gattin von Richard Wagner (1813–1883) – beides bedeutende Dresdner Persönlichkeiten. Vor allem die Beziehung zwischen Franz Liszt und Richard Wagner wurde deshalb bereits mehrfach betrachtet und ist äußerst facettenreich.[6]

Erster Aufenthalt in Dresden im März 1840

Franz Liszts erster Aufenthalt in Dresden fällt in das Jahr 1840. Am Morgen des 14. März kam Liszt im „Hôtel de Saxe" an, wo er wenige Tage später zwei öffentliche Konzerte gab. Der „Dresdner Anzeiger" titelte am 15. März: „Herr Franz Liszt ist in unserer Residenzstadt

2 Vgl. Wolfgang W. Müller: Franz Liszt. Eine theologische Rhapsodie. Musik und Theologie in der Romantik, Basel 2019, S. 104.
3 Ebenda.
4 Zur kritischen Einordnung des Werkes und des Begriffes „Zigeuner" vgl. ebenda, S. 105 ff.
5 La Mara (Hrsg.): Franz Liszts Briefe, Bd. 1, Leipzig 1893, S. 7 f.
6 Vgl. Serge Gut: Franz Liszt und Richard Wagner. Musikalische und geistesgeschichtliche Grundlagen der neudeutschen Schule, Referate des 3. Europäischen Liszt-Symposions, Eisenstadt 1983; Wendelin Weissheimer: Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen nebst deren Briefen, 1898; Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, 2 Bände, Leipzig 1900; Dieter David Scholz: Liszt und Wagner. Europäische Musiker, Vortrag Venedig 2011, www.dieterdavidscholz.de (Stand: 24.09.2023).
7 Zitiert nach Dresdner Anzeiger vom 15. März 1840.
8 Vgl. Michael Saffle: Franz Liszt in Germany 1840-1845. A study in sources, documents and the history of reception, New York 1994, S. 92 ff.
9 Schumann schreibt, dass er Liszt bereits im kleinen Kreis zuvor gehört hätte. Vgl. Neue Zeitschrift für Musik vom 27. März 1840, S. 102.

eingetroffen und wird morgen, Montag d. 16. d. M. im Saale des Hòtel de Saxe ein Concert geben. Billets zu numerirten Sperrsitzen à 2 Thaler auf die übrigen Plätze à 1 Thaler 8 gl. sind, um großen Andrang zu vermeiden, schon von heute Nachmittag 4 Uhr an zu haben in der Königl. Hof- Musik. Handlung von C. F. Meser.“[7]

Zuvor trat Liszt noch im privaten Kreis beim Bankier Carl Baron von Kaskel (1797–1874) und bei dem musikbegeisterten Major Anton Serre (1789–1863) auf; einen Tag später spielte er im Salon der Mutter des Barons von Kaskel.[8] Es erklangen u. a. Beethovens Violinsonaten, die Liszt gemeinsam mit dem Geiger Karl Lipinski (pol. Karol Józef Lipiński, 1790–1861) interpretierte. Bei diesem Konzert war höchstwahrscheinlich Robert Schumann (1810–1856) zugegen, der den Komponisten erstmals spielen hörte.[9] Am 16. März 1840, als Franz Liszt öffentlich im Hòtel de Saxe auftrat, war Schumann nachweislich zugegen. Es wurde folgendes Programm gegeben: „Grande Fantaisie sur des thèmes de l’opéra Les Huguenots“ (LW A35), die Lieder „Ständchen“, „Ave Maria“ und „Erlkönig“ von Franz Schubert, gesungen von Wilhelmine Schröder-Devrient (1804–1860), „Réminiscences de Lucia di Lammermoor“ (LW A22) und „Grand galop chromatique“ (LW A43). In Schumanns Tagebuch ist lediglich vermerkt: „Liszt’s Bekanntschaft in Dresden“[10], doch er schrieb über dieses Konzert eine ausführliche Kritik in der von ihm herausgegebenen „Neuen Zeitschrift für Musik“: „Man spricht viel von der Prosa jetziger Tage, von Hof- und Residenzluft und Eisenbahngeist, aber es komme nur ein Göttlicher, und wir lauschen andächtig auf den innern Knieen jeder seiner Bewegungen. Wie nun erst bei diesem Künstler, von dessen Kunstwunderthaten schon vor zwanzig Jahren berichtet wurde, dessen Namen man immer neben den bedeutendsten zu hören gewohnt war, vor dem sich wie vor Paganini alle Partheien verneigten und auf einen Augenblick versöhnt schienen. So rief ihm denn die ganze Versammlung bei seinem Eintritt begeisternd zu, worauf er anfing zu spielen. Gehört hatte ich ihn schon vorher; aber es ist etwas anderes, der Künstler einem Publicum, oder Einzelnen gegenüber, – auch der Künstler ein anderer. […] Nun rührte der Dämon seine Kräfte; als ob er das Publicum prüfen wollte, spielte er erst gleichsam mit ihm, gab ihm dann Tiefsinnigeres zu hören, bis er mit seiner Kunst gleichsam jeden einzeln umsponnen hatte und nun das Ganze hob und schob, wie er eben wollte. Diese Kraft, ein Publicum sich zu unterjochen, es zu heben, tragen und fallen zu lassen, mag wohl bei keinem Künstler, Paganini ausgenommen, in so hohem Grade anzutreffen sein. […]



Allgemeine Nachrichten.

1) Herr **Franz Liszt**

ist in unserer Residenzstadt eingetroffen und wird morgen, Montag, den 16. d. M. im Saale des Hòtel de Saxe ein

Concert

geben. Billets zu numerirten Sperrsitzen à 2 Thaler, auf die übrigen Plätze à 1 Thaler 8 gl. sind, um grofsen Andrang zu vermeiden, schon von heute Nachmittag 4 Uhr an zu haben in der

Königl. Hof-Musikalien-Handlung von C. F. Meser.

Die bereits subscribirten Billets bitten wir spätestens bis morgen Mittag 12 Uhr in Empfang zu nehmen, da später weitere Verfügung darüber getroffen werden wird.

Mitteilung im „Dresdner Anzeiger“ vom 15. März 1840

In Secundenfrist wechselt Zartes, Kühnes, Duftiges, Tolles: das Instrument glüht und sprüht unter seinem Meister. […] Nur Mad. Schröder-Devrient trat noch auf, weit und breit wohl die Einzige, die in solcher Nähe sich zu behaupten weiß. […] Dienstag früh reiste Lißt nach Leipzig. Von seinem Auftreten daselbst das nächstemal. R. S.“[11]

Franz Liszt reiste also unmittelbar nach dem Konzert nach Leipzig, wo er am 17. März ein Konzert gab.[12] Er fuhr gemeinsam mit Robert Schumann in einem Abteil der Eisenbahn, wobei Liszt bemerkte: „Schumann ist ein außerordentlich zurückhaltender Mensch, der fast gar nicht spricht außer von Zeit zu Zeit mit mir, und der, glaube ich, mir sehr zugetan sein wird […].“[13]

In Leipzig reagierte das Publikum zunächst etwas zurückhaltender, da der doppelte Eintrittspreis genommen wurde und die Sitzplatzreservierung verändert worden war.[14] Auch Friedrich Wieck (1785–1873) äußerte öffentlich Kritik. Schumann schrieb an seine spätere Ehefrau Clara Wieck (1819–1896) in Dresden: „Liszt kam nämlich sehr aristokratisch verwöhnt hier an und klagte immer über die fehlenden Toiletten und Gräfinnen und Prinzessinnen, daß es mich verdross und ich



Robert Schumann, Druck nach einer Zeichnung von Josef Kriehuber, 1839
Wikimedia

10 Vgl. Wolfgang Seibold: In Secundenfrist wechselt Zartes, Kühnes, Duftiges, Tolles: das Instrument glüht und sprüht unter seinem Meister, Vortrag vom 23. März 2011 in Düsseldorf, im Rahmen der Reihe „In Schumanns Salon“ der Robert-Schumann-Gesellschaft Düsseldorf e.V. (Online-Version: www.schumann-portal.de).

11 Neue Zeitschrift für Musik vom 27. März 1840, S. 102 f.

12 Angekündigt war das Konzert für Leipzig bereits für den 14. März 1840, doch reiste Liszt erst verspätet aus Prag ab. Vgl. Neue Zeitschrift für Musik vom 17. März 1840, Nr. 23, S. 92.

13 Brief an Marie d`Agoult, zitiert nach Seibold (wie Anm. 10). Vgl. auch Oliver Hilmes: Liszt. Biographie eines Superstars, München 2011, Anm. 27.

14 Vgl. Seibold (wie Anm. 10).

ihm sagte, wir hätten hier auch unsere Aristokratie, nämlich 150 Buchhandlungen, 50 Buchdruckereien und 30 Journale und er solle sich nur in Acht nehmen“.[15] So geriet Liszt im bürgerlich geprägten Leipzig in die Kritik. Er ließ sich krankmelden und gab vorläufig hier kein öffentliches Konzert mehr. Er verbrachte die meiste Zeit mit Robert Schumann und speiste u. a. bei Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–1847). Mendelssohn entschärfte die Situation, indem er ein Konzert im Gewandhaus für Liszt veranstaltete.[16] Es wurde ein Klavierkonzert für drei Klaviere in d-Moll von Johann Sebastian Bach gegeben, bei dem Felix Mendelssohn-Bartholdy, Ferdinand Hiller (1811–1885) und Franz Liszt die Soloparts übernahmen: „Es schien alles wie aus dem Augenblicke hervorgewachsen; nichts vorbereitet; drei glückliche Musikstunden waren`s, wie sie sonst Jahre nicht bringen“[17], schrieb Schumann.

Für Robert Schumann war diese Zeit sehr aufregend, zumal das ausschweifende Wesen Liszts im völligen Gegensatz zu seiner eigenen Person und Situation stand – Schumann prozessierte gerade gegen Friedrich Wieck, um eine Heiratserlaubnis mit der Pianistin Clara Wieck zu erhalten. Er schrieb wieder an Clara: „In den letzten Tagen gab es nichts als Diners und Soupers, Musik und Champagner, Grafen und schöne Frauen, kurz, er hat unser ganzes Leben umgestürzt. Wir lieben ihn alle ganz unbändig und gestern hat er wieder in seinem Concert gespielt wie ein Gott, und das Furore war nicht zu beschreiben.“[18] Liszt gab in Leipzig dann doch ein zweites Konzert, bei welchem das Konzertstück f-Moll von Carl Maria von Weber erklang, welches Schumann als die „Krone seiner Leistungen“[19] bezeichnete.

In Dresden wartete man auf Liszts Rückkehr, da dort das erste Konzert sehr erfolgreich gewesen war. Für den 21. März wurde ein weiteres öffentliches Konzert im „Hôtel de Saxe“ angekündigt, welches aber wegen „Unwohlseyn“ auf den Mittwoch, den 25. März, und danach nochmals wegen „unabwendbarer Hindernisse“ auf den Freitag, den 27. März, verschoben wurde.[20] Zumindest ist das Programm des zweiten Konzertes in Dresden bekannt: Liszt spielte wieder mit dem Konzertmeister der Hofkapelle, Karl Lipinski, die Große Sonate a-Moll für Violine und Klavier, er begleitete mehrere Lieder, die Wilhelmine Schröder-Devrient sang, spielte Variationen über die Oper „I Puritani“ von Vincenzo Bellini (1801–1835), Neapolitanische Tarantellen und zum Schluss den „Erlkönig“ von Franz Schubert (1797–1828). Zuvor hatte Liszt noch am 26. März im Salon des Pianisten Carl Krägen (1797–1879) gespielt.

Die darauf am 29. März erfolgte öffentliche Benefiz-Matinee soll jedoch nicht sehr viel Geld eingebracht haben, vielleicht auch, weil das Konzert um 12 Uhr mittags stattfand, damit Liszt anschließend noch abreisen konnte. Er fuhr wiederum über Leipzig, wo er ebenfalls eine Benefizmatinee „zum Besten des Pensionsfonds für kranke und alte Musiker“ gab, die eine relativ hohe Summe von 640 Talern einspielte.[21] In dem Konzert spielte Liszt Werke von Mendelssohn, Hiller (Etüden) und Schumann (Carnaval, op. 9) quasi vom Blatt. Schumann zeigte sich beeindruckt über die enormen Leistungen des Pianisten.[22]

In der „Neuen Zeitschrift für Musik“ annoncierte Liszt noch einen Dank an den Musikverlag Breitkopf & Härtel, der ihm für die Konzerte einen Flügel zur Verfügung gestellt hatte.[23]

Konzerte in Dresden im Dezember 1841

Etwa ein Jahr später, im Dezember 1841, weilte Liszt anlässlich seiner Deutschland-Tournee wieder in Leipzig und Dresden. Er gab mehrere Konzerte (in Leipzig am 1., 2., 6., 12. und 13. Dezember und in Dresden am 4., 9. und 11. Dezember)[24], die jedoch nicht im „Dresdener Anzeiger“ angekündigt wurden. Robert Schumann erwähnte in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ ein Konzert in Leipzig, welches wieder voll besucht war und großen Erfolg für Liszt brachte.[25] Bei einem Konzert in Leipzig spielte Franz Liszt gemeinsam mit Clara Schumann sein Hexaméron, welches Liszt für zwei Klaviere bearbeitet hatte: „[…] das gegenseitige Wettspiel der Ausführenden aber, auf welches es hierbei allein abgesehen ist, bringt immer und brachte auch hier, ein Uebertreiben und Ueberbieten der Kräfte hervor, das nur der Menge gefallen und imponiren, auf den gebildeten Hörer jedoch nie günstig wirken kann. Erstaunen wird und muss dabei wohl Jeder, wie weit man es in der mechanischen Fertigkeit bringen kann. Dergleichen Leistungen liegen aber ausser dem Bereiche der Kunstkritik.“[26]

Franz Liszt und Lola Montez in Dresden im Februar 1844

Eine brisante und legendenumwobene Affäre beschäftigte die Dresdner bei seinem dritten Dresden-Aufenthalt: Liszt gab am 21. Februar 1844 in Dresden auf Einladung der Naumann-Stiftung mit der Hofkapelle ein Benefizkonzert, reiste nach Dessau und brachte wenige Tage später die Tänzerin Lola Montez (1821–1861) mit zurück in die Stadt, wobei nicht ganz klar ist, wo genau sie sich erstmals getroffen hatten.[27] Montez´ Erscheinung war mehr als skandalös – die vermeintlich spanische Tänzerin mit Künstlernamen nutzte ihre enorme erotische Ausstrahlung

15 Zitiert nach Hilmes (wie Anm. 13), Anm. 28.
16 Neue Zeitschrift für Musik vom 10. April 1840, S. 119.
17 Ebenda.
18 Zitiert nach Hilmes (wie Anm. 13), Anm. 29.
19 Neue Zeitschrift für Musik vom 10. April 1840, S. 119.
20 Dresdner Anzeiger vom 18. März 1840, 21. März 1840 und 23. März 1840.
21 Neue Zeitschrift für Musik vom 10. April 1840, S. 119; vgl. Saffle (wie Anm. 8), S. 100.
22 Neue Zeitschrift für Musik vom 10. April 1840, S. 120.
23 Neue Zeitschrift für Musik vom 31. März 1840, S. 116.
24 Vgl. Saffle (wie Anm. 8), S. 93.
25 Neue Zeitschrift für Musik vom 21. Dezember 1841, S. 199 f.
26 Allgemeine musikalische Zeitung vom 22. Dezember 1841, S. 1099, vgl. auch S. 1102.
27 Vgl. Marita A. Panzer: Lola Montez. Ein Leben als Bühne, Regensburg 2014, S. 42 ff.

für zahlreiche Liaisons und sah in Liszt eine gefundene Trophäe für ihre Sammlung – er, der begehrteste Künstler der Zeit, über den fast täglich die Zeitungen berichteten, und sie die „Femme fatale“. Die gemeinsame Übernachtung in angrenzenden Zimmern mit Liszt im „Hôtel de Saxe“ verursachte wilde Spekulationen und führte letztlich auch zur endgültigen Trennung mit Liszts damaliger Lebensgefährtin Marie d`Agoult, die von der Affäre in den Pariser Zeitungen las.[28]

Die Konzerte am 27. Februar im Hoftheater und am 1. März 1844 im Hôtel de Saxe waren wieder gut besucht. Es erklangen u. a. Werke von Frederic Chopin. Die Tänzerin Montez zeigte sich mit Liszt danach in der Öffentlichkeit und soll ein erstes Treffen mit dem jungen Hans von Bülow arrangiert haben, der später Liszts Tochter Cosima heiratete.[29]

Das erste Treffen mit Richard Wagner fand ebenfalls unter der Anwesenheit von Lola Montez statt: Man besuchte gemeinsam den Komponisten in der Pause der Aufführung seiner Oper „Rienzi“ am 29. Februar 1844. Wagner fühlte sich jedoch durch das quirlige, vereinnahmende Wesen der Montez gestört und kam kaum mit Liszt ins Gespräch.[30] Beim nachfolgenden Empfang kam es sogar zum Eklat: Lola ohrfeigte öffentlich den italienischen Tenor Pantaleoni und bereitete dem Empfang daraufhin ein jähes Ende. Die „Dresdner Abend-Zeitung“ berichtete: „Mehrere Kunstfreunde und Künstler gaben ihm [Liszt] ein Souper, welches durch nationellen Contrast der Debatten des agitirten Italieners (Pantaleoni), der sich gründlich vertheidigenden Spanierin (der Tänzerin Lola Montez, in deren Gesellschaft sich Herr Liszt sich hier viel zeigte) und des nicht immer zögernden Deutschen ein äußerst Interessantes war und dem großen Künstler ein freundliches Ansehen an Dresden verschaffen wird.“[31]

Die Legende, dass Liszt daraufhin Lola Montez im Hotelzimmer eingeschlossen und an der Rezeption einen enormen Geldbetrag für die eventuell zerstörten Möbelstücke hinterlassen habe, kann nicht nachgewiesen werden.[32] Lola Montez erwähnte in ihren Memoiren den Vorfall nicht. Sie wurde später die Geliebte des bayerischen Königs Ludwig I. (1786–1868), der sie in den Grafenstand erhob und finanziell absicherte. Die Affäre löste die Märzrevolution 1848 in München aus und führte zur Abdankung des Königs.

Eklat mit Robert Schumann 1848

Zu einem negativen Zusammentreffen kam es ebenfalls in Dresden zwischen Franz Liszt und Robert Schumann. Als Liszt im Juni 1848 bei Richard Wagner weilte, lud Robert Schumann ihn spontan zu einem abendlichen Hauskonzert ein. Der weltbekannte und von sich überzeugte Pianist ließ die Abendgesellschaft jedoch zwei Stunden warten. Als er eintraf, spielte Clara Schumann mit Musikern der Hofkapelle von Franz Schubert das d-moll-Trio und anschließend ein Klavierquintett von Robert Schumann, über das sich Liszt abfällig äußerte.[33] Als Liszt noch eine negative Bemerkung zum bereits verstorbenen Felix Mendelssohn-Bartholdy machte, wurde Robert Schumann handgreiflich, und Liszt verließ sofort mit Richard Wagner das Haus. Anschließend sollen sie lautstark über die groteske Situation gelacht haben. Clara Schumann schildert die Begebenheit ausführlich.[34] Erst später kam es wieder zu einer Annäherung zwischen Liszt und Schumann.

Franz Liszt hat mit seinem überschäumenden Virtuosentum und seinem für damalige Verhältnisse exaltierten Lebensstil Aufregung in die Stadt an der Elbe gebracht. Hier kam es zu einem ersten persönlichen Treffen mit Robert Schumann und Richard Wagner, mit dem er später durch die Heirat Wagners mit Cosima lebenslang verbunden blieb. Gerade das Verhältnis Liszt und Wagner war nicht spannungsfrei, doch der Austausch, der sich weiterhin unter den Musikern ergab, dürfte für die Musikgeschichte bedeutende Impulse gesetzt haben.

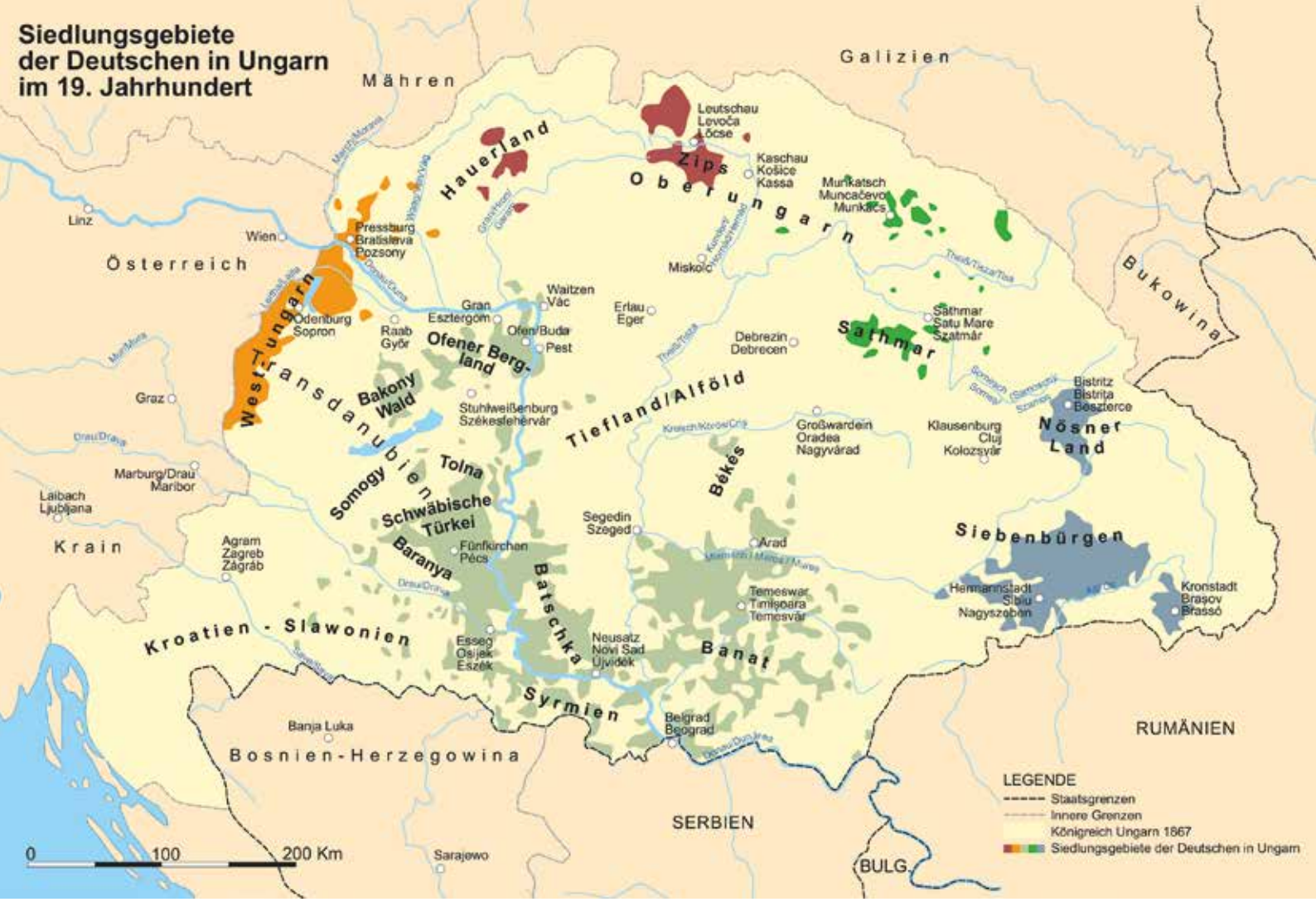
Nach diesem turbulenten Zwischenspiel besuchte Liszt die Stadt Dresden nochmals, um sich hier mit Richard Wagner zu treffen. Diesem verhalf Liszt auch 1849 zur Flucht aus Sachsen. In Weimar brachte er die für Dresden geplante Oper „Lohengrin“ heraus.



Lola Montez, Gemälde von Joseph Karl Stieler, 1847
Wikimedia

28 Oliver Hilmes: Franz Liszt. Musican, celebrity. superstar, New Haven 2016, S. 92.
29 Vgl. Panzer (wie Anm. 27), S. 44.
30 Ebenda.
31 Dresdner Abend-Zeitung vom 19. März 1844, S. 228.
32 Vgl. Panzer (wie Anm. 27), S. 44.
33 Vgl. Armin Gebhardt: Robert Schumann. Leben und Werk in Dresden, Marburg 1998, S. 34.
34 Vgl. ebenda, S. 35.

Autorin
Dr. Romy Donath
Leiterin des Carl-Maria-von-Weber-Museums und des Kügelgenhauses – Museum der Dresdner Romantik
romy.donath@museen-dresden.de



Deutsche in Ungarn – ein Überblick

Matthias Donath

Siedlungsgebiete der Deutschen in Ungarn im 19. Jahrhundert
© Deutsches Kulturforum östliches Europa/Stadtplanerei BLOCHPLAN, Dipl.-Ing. Dirk Bloch

Die Kulturgeschichte Ungarns ist seit dem 12. Jahrhundert, also seit mehr als 800 Jahren, mit Landesbewohnern deutscher Sprache verbunden. Deutsche lebten in verschiedenen Teilen Ungarns und siedelten sich in verschiedenen Jahrhunderten an, was jeweils unterschiedliche Sprach- und Lebensweisen bedingte.[1] Im Ungarischen werden die Deutschen als „Schwaben" (svábok) bezeichnet – ein Begriff, der seit dem 16. Jahrhundert belegt ist und vor allem im 20. Jahrhundert abwertend gebraucht wurde. Die deutschen Bewohner des Königreichs Ungarn betrachteten sich als „Deutschungarn", wie etwa die Schrift „Der uhralte Deutsch-Ungerische, Zipserische und siebenbürgische Landsmann" von David Fröhlich, gedruckt 1641 in Leutschau (ungarisch: Lőcse, slowakisch: Levocă, heute Slowakei) nahelegt. Heute werden die deutschstämmigen und deutschsprachigen Bewohner Ungarns als Ungarndeutsche bezeichnet. Der Überblick bezieht sich nicht nur auf das heute bestehende Staatsgebiet, sondern schließt die Teile des historischen Königreichs Ungarn ein, die infolge des Vertrags von Trianon an Nachbarstaaten fielen.

Die ungarische Landnahme im Karpatenbecken begann im 10. Jahrhundert. Stephan I. (969–1038) begründete das Königreich Ungarn und betrieb die Christianisierung des Landes. Seine Nachfahren aus der Dynastie der Arpaden holten ab dem 12. Jahrhundert deutsche Siedler ins Land. Damit hatte auch Ungarn Anteil an dem Landesausbau, der sich im Hochmittelalter in verschiedenen Teilen Europas vollzog. Zuwanderer aus unterschiedlichen Teilen des Reichs besiedelten die westungarischen Komi-



Bartfeld in Oberungarn (heute Slowakei)
Foto: Matthias Donath

tate Wieselburg (ungarisch: Moson), Ödenburg (ungarisch: Sopron), Eisenburg (ungarisch: Mas) und Pressburg (ungarisch: Pozsony, slowakisch: Bratislava, bis 1919 Prešporok), die Zips (ungarisch: Szepes, slowakisch: Spiš) im nordöstlichen Oberungarn (heute Slowakei), die oberungarischen Bergstädte wie Schemnitz (ungarisch: Selmecbánya, slowakisch: Banská Štiavnica) oder Kremnitz (ungarisch: Körmöcbánya, sloakisch.: Kremnica) sowie das an der Ostgrenze Ungarns gelegene Siebenbürgen (ungarisch: Erdély, rumänisch: Transilvania). Das deutsche Siedlungsgebiet in Westungarn mit der Stadt Pressburg – während der osmanischen Besetzung Zentralungarns die Hauptstadt des habsburgischen „Restungarns“ und von 1563 bis 1830 Krönungsstadt der ungarischen Könige – schließt sich unmittelbar an das geschlossene deutsche Sprachgebiet an, während die Zips und Siebenbürgen isolierte deutsche Siedlungsinseln darstellten. Die Deutschen in der Zips und in Siebenbürgen wurden als „Sachsen“ bezeichnet. Wie dieser Name entstanden ist, lässt sich nicht eindeutig klären. Mit dem heutigen Sachsen hat der Begriff nichts zu tun.

Der Landesausbau fand Niederschlag in deutschen Ortsnamen, die sich für neugegründete oder deutsch besiedelte Orte einbürgerten. Ein sprechendes Beispiel dafür ist Deutschendorf (ungarisch: Poprád, slowakisch: Poprad) am Fuß der Hohen Tatra, das 1268 als „Villa Theutonicales“ erwähnt wird. Parallel dazu gab es den slawischen Namen Poprad, der die ungarische und slowakische Namensgebung bestimmte.

Zeugnisse der ältesten Siedlungsperiode sind die Stadtkerne zahlreicher Städte, die im 12. und 13. Jahrhundert planmäßig nach deutschen Vorbildern angelegt wurden, darunter Hermannstadt (ungarisch: Nagyszeben, rumänisch: Sibiu) oder das in der Zips gelegene Bartfeld (ungarisch: Bártfa, slowakisch: Bardejov), wo sich die Häuser um einen riesigen rechteckigen Marktplatz gruppieren. Nicht nur diese Städte hatten eine mehrheitlich deutschsprachige Bürgerschaft. Auch in zentralungarischen Städten wie der Königsstadt Ofen (ungarisch: Buda, heute Teil von Budapest) lebten deutsche Kaufleute und Handwerker. Zahlreiche Technologien des Bergbaus und des Hüttenwesens wie etwa die Nutzung der Wasserkraft zum Abpumpen des Wassers aus den Schächten und zum Antrieb von Hammerwerken wurden durch deutsche Bergleute nach Ungarn gebracht, vor allem ins Slowakische Erzgebirge, wo man zeitweise ein Drittel der europäischen Kupferproduktion förderte.

1526 fiel die Krone Ungarns nach dem Tod des Jagiellonen Ludwigs II. (1505–1526) in der Schlacht bei Mohács an Ferdinand I. (1503–1564), Erzherzog von Österreich, und damit an die Habsburger, die bis 1918 Ungarn beherrschten. König Ferdinand, der auch Kaiser des Heiligen Römischen Reichs wurde, musste das Land gegen die Osmanen verteidigen, die immer weiter nach Mitteleuropa vordrangen und 1529 auch Wien bedrohten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts fiel Zentralungarn mit der Hauptstadt Ofen und den Städten Gran (ungarisch: Esztergom), Stuhlweißenburg (ungarisch: Székesfehérvár) und Fünfkirchen (ungarisch: Pécs) an die Osmanen, was zu einer Dreiteilung Ungarns führte. Die Habsburger beherrschten noch einen Randstreifen im Westen und Norden Ungarns, das Königliche Ungarn, das formal selbständig blieb, faktisch jedoch von Wien aus verwaltet wurde. An die osmanisch besetzten Gebiete schloss sich östlich das Fürstentum Siebenbürgen an, das als türkischer Vasallenstaat weitgehende Autonomierechte genoss. Aufstände, bei denen ungarische Adlige und siebenbürgische Fürsten mit den Osmanen paktierten, bedrohten wiederholt die Herrschaft der Habsburger im Königlichen Ungarn. Mit diesen Aufständen versuchte die adlige Führungsschicht nicht nur, ihre Rechte gegenüber der absolutistischen Politik der Habsburger-Kaiser zu behaupten, sondern auch, ihre Hinwendung zur Reformation zu verteidigen. Im deutschen

1 Die Überblicksdarstellung gründet sich auf: Gerhard Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Bd. 1: Vom Frühmittelalter bis 1860, 2. Auflage Marburg 2013; Gerhard Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Bd. 2: 1860 bis 2006, Marburg 2012; Gerhard Seewann/Michael Portmann: Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa, Potsdam 2018; Gerhard Seewann: Zur Identität der Ungarndeutschen in Geschichte und Gegenwart, in: Frank Almai/Ulrich Fröschle (Hrsg.): Deutsche in Ungarn. Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge, Dresden 2004, S. 1-9; Ágnes Tóth: Migrationen in Ungarn 1945-1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, München 2001.



Kirchenburg in Birthälm (ungarisch: Berethalom, rumänisch: Biertan) in Siebenbürgen
Wikimedia

Siedlungsgebiet West- und Oberungarns hatte sich vielerorts die lutherische Lehre durchgesetzt, während in Siebenbürgen seit 1568 die lutherische, reformierte, römisch-katholische und unitarische Konfession anerkannt waren. Die Siebenbürger Sachsen schlossen sich in einer eigenständigen lutherischen Kirche zusammen, die wesentlichen Anteil daran hatte, dass diese Volksgruppe eine unverwechselbare Identität ausbildete. Im Königlichen Ungarn hatten die Stände 1606 Religionsfreiheit gewährt, doch versuchte die Regierung in Wien, alle Zugeständnisse aufzuheben und die Gegenreformation durchzusetzen. Trotz der Verfolgungen und Zwangsmaßnahmen überlebte der lutherische Glaube in einigen Teilen Ober- und Westungarns, doch mehrheitlich setzte sich die römisch-katholische Konfession durch. Die deutschsprachigen Ungarn waren teils Lutheraner, wie etwa viele Einwohner Ödenburgs, und teils Katholiken, während sich viele Ungarischsprachige im osmanisch beherrschten Landesteil der reformierten (calvinistischen) Kirche angeschlossen hatte.

Nach der Beendigung der Belagerung Wiens durch die Türken in der Schlacht am Kahlenberg gelangte das Habsburgerreich in die Offensive und konnte weite Teile Ungarns aus der Hand der Osmanen zurückgewinnen. Ein Meilenstein war die Rückeroberung der ungarischen Hauptstadt Ofen 1686. Im Frieden von Karlowitz (ungarisch: Karlóca, serbisch: Sremski Karlovci) 1699 trat das Osmanische Reich die bislang türkisch besetzten Teile Ungarns einschließlich Siebenbürgens und großer Teile Kroatiens an Kaiser Leopold I. (1640–1705) ab. Mit der Beendigung der Türkenkriege konnte sich Österreich als neue europäische Großmacht etablieren. Noch vor diesem Erfolg hatte der Wiener Hof begonnen, eine politische, wirtschaftliche und militärische Neuordnung Ungarns nach dem Ende der osmanischen Besetzung zu planen. Eine Kommission unter Leitung des Bischofs von Raab (ungarisch: Győr), Graf Leopold Kollonitsch (1631–1707) legte 1689 das „Einrichtungswerk des Königreichs Ungarns“ vor. Das Gutachten schlug unter anderem vor, deutsche Kolonisten ins Land zu holen, um mit dieser, wie man meinte, loyalen deutschen Bevölkerungsgruppe ein Gegengewicht zur Macht der ungarischen Stände zu schaffen. Im befreiten Teil Ungarns erfolgte eine Neuverteilung des Grund und Bodens, von der vor allem habsburgertreue ungarische Magnaten profitierten. Die Ansiedlung deutscher Kolonisten in größerer Zahl begann 1711 nach dem Frieden von Sathmar (ungarisch: Szatmárnémeti, rumänisch: Satu Mare), der den Kuruzenaufstand beendete. Damit begann ein nachhaltiger Ansiedlungsprozess, der mehrere Schübe umfasste und bis 1787 andauerte.

Die Kolonisation wurde überwiegend von weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzern durchgeführt, die allerdings mit staatlichen Behörden zusammenarbeiteten. Ein Sonderfall stellte das Banat dar, das eine vom Wiener Hof direkt verwaltete Krondomäne darstellte, so dass der Staat hier selbst die Ansiedlung organisierte. Die Behörden des Habsburgerreiches nahmen die Anwerbung der Kolonisten vor und organisierten die Anreise der Einwanderergruppen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschah die Anwerbung in Konkurrenz zu Russland unter Zarin Katharina II. (1729–1796) und Preußen unter König Friedrich II. (1712–1786), die zur Besiedlung ihrer Länder ebenfalls Kolonisten gewinnen wollten. Die ersten Siedler, die nach Ungarn zogen, kamen überwiegend aus dem Einzugsgebiet der oberen Donau, also aus Bayern, Franken, Württemberg und Schwaben. Siedler wurden auch aus den geistlichen Territorien Oberdeutschlands angeworben, etwa aus den verstreuten Besitztümern des Deutschen Ordens und aus den Hochstiftern Augsburg und Rottenburg. Geworben wurde außerdem in Vorderösterreich und in Hessen. In anderen Teilen des Reichs hatte die Anwerbung keinen Erfolg, weil der wirtschaftliche Druck zur Auswanderung nicht bestand oder die Emigration verboten war. Was die Kolonisten anlockte, war das Versprechen, Bauerland kostenfrei oder zu einem geringen Preis zu enthalten. Zugesichert wurden ein Verzicht auf Leibeigenschaft und meist drei Freijahre, in denen keine Steuern gezahlt werden mussten. Die Siedlungswilligen mussten ihren Besitz in der Heimat verkaufen, Schulden begleichen und eine Auswanderungsgenehmigung beschaffen, bevor sie sich zur Ausreise einschiffen konnten. Die Anreise nach Ungarn erfolgte auf der Donau zunächst

bis Wien bzw. Pressburg, wo Pässe ausgestellt und Reisegelder ausgezahlt wurden. Dann ging es weiter bis zu einem der ungarischen Donauhäfen. Von dort brachten Fuhrwerke die Kolonisten an ihre neuen Wohnorte. Die Siedlungswellen werden auch als „Schwabenzüge“ bezeichnet.

Entgegen der früheren Forschungsmeinung kamen die Kolonisten nicht in ein menschenleeres, vom Krieg verwüstetes Gebiet. Zentralungarn sowie Montenegro und Bosnien waren in einem Wanderungsprozess, der im 17. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, von Serben besiedelt worden, die aus dem serbischen Kernland stammten. Im Habsburgerreich wurden sie als „Raitzen“ bezeichnet. Die „Raitzen“ waren mehrheitlich orthodox, lebten von der Viehwirtschaft und genossen als „Wehrbauern“, die die Grenzregion zum Osmanischen Reich verteidigten, Steuerfreiheit. Nach dem Sieg über die Osmanen verloren sie ihre Bedeutung als militärische Hilfstruppe. Die ungarischen Grundherren strebten eine intensivere und ertragreichere Bewirtschaftung des Bodens an, sahen aber, dass die serbischen Viehbauern dazu nicht in der Lage waren. Sie setzen daher auf deutsche Kolonisten, die die extensive Weidewirtschaft durch eine intensive Ackerbaubewirtschaftung ersetzen, Robot (Frondienst) leisteten und Steuern zahlten. Durch die Ansiedlung der Deutschen in meist schon vorhandenen Dörfern kam es zu einer Verdrängung der Serben, die überwiegend in Richtung Batschka abwanderten, teils allerdings in die Dörfer integriert werden konnten.

Durch die Kolonisation und ein starkes Bevölkerungswachstum verdoppelte sich die Einwohnerzahl Ungarns von vier Millionen im Jahr 1720 auf 8,7 Millionen im Jahr 1805. Man schätzt, dass in diesem Zeitraum etwa 700.000 Deutsche überwiegend durch Einwanderung dazukamen. 1805 machten die 1,1 Million Deutschungarn 12,5 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. 1910 waren es über zwei Millionen Deutsche, was einem Anteil von 9,8 Prozent entsprach.

Die Ansiedlungsgebiete der deutschen Kolonisten lagen beiderseits der Donau in verschiedenen Landschaften des Königreichs Ungarn. Unweit der ungarischen Hauptstadt Ofen (heute Budapest) wurde das Ofener Bergland besiedelt. Weiter im Süden, um Fünfkirchen, befand sich ein Siedlungsgebiet, das die Komitate Tolna, Baranya und Somogy umfasste und für das sich der Begriff „Schwäbische Türkei“ einbürgerte. Östlich des Donaustroms lag die Batschka, die von der Wiener Hofkammer 1748 zum Siedlungsgebiet erklärt worden war. Die größte Stadt dieses Landesteils war Neusatz (ungarisch: Újvidék, serbisch: Novi Sad). Das unter der Kontrolle der Wiener Hofkammer stehende Banat, das weiter östlich gelegene Gebiet zwischen den Flüssen Mieresch, Theiß und Donau, war schon eher zur Besiedlung freigegeben worden. Die Landschaft um die Festungsstadt Temeswar (ungarisch: Temesvár, rumänisch: Timişoara) war 1716 bis 1718 von den Türken erobert worden und diente seitdem, wie Gerhard Seewann schrieb, als „erstes Versuchsgelände nicht nur der staatlichen Kolonisation, sondern auch des habsburgischen Absolutismus, der sich hier frei vom Widerstand irgendwelcher Stände voll entfalten konnte“. Das Banat wurde als Krondomäne eingerichtet und unter staatlicher Kontrolle besiedelt. Das von diesen Siedlungskernen weit entfernte Kolonisationsgebiet bei Sathmar in Nordostungarn entstand, indem Graf Sándor Károlyi (1668–1743) zwischen 1712 und 1743 in acht Dörfern 600 Familien ansiedelte. Ende des 18. Jahrhunderts ging die Zuwanderung verstärkt in den Landesteil südlich der Donau, nach Syrmien und Slawonien.

Die privatwirtschaftliche Ansiedlung wurde von Großgrundbesitzern organisiert, etwa vom Grafen Florimund Claudius Mercy im Komitat Tolna im Norden der Schwäbischen Türkei, von Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736), dem „Türkensieger“, auf der Donauinsel Csepel und auf seiner Domäne in Bellye (kroatisch: Bilje) im Süden des Komitats Baranya oder von den Grafen Batthyány ebenfalls im Komitat Baranya. Beteiligt waren außerdem geistliche Grundherren wie Bischöfe, Domkapitel und Orden, die vor allem um Gran, in der Schwäbischen Türkei und im Bakony-Gebirge Land erhalten hatten.

Die Habsburger wie auch die meisten Grundbesitzer wollten mit der Kolonisation die römisch-katholische Kirche in Ungarn stärken und eine Rekatholisierung durchsetzen, weshalb sie sich



Kakasd bei Fünfkirchen (Pécs), zur Erinnerung an die deutsche Besiedlung in den 1720er Jahren nachgebaute „Ulmer Schachtel“
Foto: Matthias Donath



Katholische Pfarrkirche in Großnaarad (Nagynárád), gestiftet von Königin Maria Theresia, erbaut 1757 bis 1766 von Joseph Emanuel Fischer von Erlach
Foto: Matthias Donath

katholische Siedler wünschten. Tatsächlich kam die Mehrzahl der Kolonisten aus katholischen Herrschaftsgebieten Südwestdeutschlands. Anders als es die ältere Forschung darstellte, wurden die Kolonisten aber nicht nach ethnischen oder konfessionellen Kriterien ausgesucht. Auch Nichtkatholiken konnten nach Ungarn kommen. Nach den Ödenburger Artikeln von 1681 hatten die Grundherren das Recht, selbst über die Religionsausübung ihrer Untertanen zu entscheiden. Da es einzelne reformierte und lutherische Grundherren gab, kam es zur Ansiedlung von Lutheranern etwa aus Hessen oder aus dem Elsass. Aber auch katholische Grundherren entschieden sich, protestantische Kolonisten anzusiedeln, wenn es für den Landesausbau von Vorteil war, etwa Graf Mercy, der im Komitat Tolna ab 1722 13 Dörfer mit evangelischen Kolonisten besetzte. Zusammen mit weiteren evangelischen Dörfern entstand ein protestantischer Siedlungsblock. Vergeblich versuchten die katholischen Bischöfe von Fünfkirchen, den Bau evangelischer Bethäuser und die Anstellung evangelischer Pfarrer zu verhindern. Kaiser Joseph II. (1741–1790) beendete die „stille Gegenreformation“ unter seiner Mutter Maria Theresia (1717–1780), indem er 1781 im Habsburgerreich Religionsfreiheit einführte. Nach den Zahlen von 1880 waren 66,5 Prozent der Deutschen in Ungarn römisch-katholischer Konfession, 20,3 Prozent bekannten sich zum lutherischen und 1,3 Prozent zum reformierten Glauben.[2]

Teil der Reformen, mit denen Kaiser Joseph II. eine Modernisierung seines Reichs versuchte, war 1784 die Einführung der deutschen Amtssprache in der gesamten Monarchie. In Ungarn war die Verwaltungssprache bislang das Lateinische gewesen. Joseph II. verstärkte damit eine bereits bestehende Entwicklung, wonach sich das Deutsche in Ungarn als Sprache der Bildung, der Stadtbevölkerung und der Zentralbehörden etabliert hatte. Seine Sprachreform löste jedoch im Ungarn eine starke Gegenbewegung aus und trug dazu bei, dass sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine ungarische Nationalbewegung etablierte. Ein großer Teil der ungarischen Elite, Adel und Intellektuelle, setzten sich für die ungarische Sprache als Amts- und Volkssprache ein und propagierte damit ein Zurückdrängen der anderen in Ungarn verbreiteten Sprachen wie Slowakisch, Serbisch, Rumänisch, Kroatisch oder Deutsch.

Der ungarische Nationalismus war von Anfang an ein Sprachnationalismus. Er grenzte die anderen Ethnien nicht aus, verlangte aber die Verwendung der ungarischen Sprache in allen Teilen des öffentlichen Lebens. Die Sprache wurde zum Symbol der ungarischen Nation. Obwohl die nichtungarische Bevölkerung mehr als 60 Prozent der Gesamtbevölkerung im Königreich Ungarn ausmachte und damit die Mehrheit stellte, konnten die Sprachnationalisten durchsetzen, dass 1844 das Ungarische zur obligatorischen Amts- und Unterrichtssprache erklärt wurde. Indem die ungarische Nationalbewegung einen Nationalstaat der Ungarischsprachigen (Magyaren) forderte, brach sie mit der vormodernen pluralistischen Struktur des Königreichs Ungarn, die von einer Heterogenität der Sprachen und Ethnien geprägt war.

Die ungarische Nationalbewegung forderte die Deutschungarn heraus, ihre Identität neu zu bestimmen. Die deutsche Bürgerschaft der Doppelstadt Pest und Ofen wie auch der Städte Pressburg und Ödenburg schwankte zwischen Anbiederung, Teilnahme und Distanz. Während eine Gruppe die politische und kulturelle Suprematie der Magyaren anerkannte, weiter jedoch im Alltag die deutsche Sprache pflegte, wandte sich eine zweite Gruppe vorbehaltlos der ungarischen Nationalbewegung zu.

2 In der Statistik wurden auch die deutschsprachigen Juden zu den Deutschen gerechnet. Im Jahr 1880 waren 11,3 Prozent der Deutschen in Ungarn israelitischen Glaubens.



Evangelisch-Lutherische Kirche in Burjad (Borjád), erbaut 1890
Foto: Matthias Donath

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts begann ein Prozess der Magyarisierung. Viele Deutschungarn hauptsächlich in den Städten nahmen die ungarische Sprache an und demonstrierten dies, indem sie Vor- und Familiennamen magyarisierten, also in ungarisch klingende Namen übertrugen. Einige dieser zum Ungarntum Bekehrten taten sich als begeisterte Nationalisten hervor.

Der ungarische Nationalstaat entstand 1867 durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich. Das bisher als Einheitsstaat organisierte Habsburgerreich wurde von einer Doppelmonarchie abgelöst. Ungarn bildete seitdem ein selbständiges Königreich, das jedoch durch eine Personal- und Realunion mit Österreich verbunden war. Beide Staaten hatten einen gemeinsamen Herrscher, eine gemeinsame Außenpolitik, eine gemeinsame Währung und eine gemeinsame Armee. Davon abgesehen, konnte die ungarische Regierung innere Angelegenheiten seitdem eigenständig entscheiden.

Seit 1867 war die ungarische Politik mehr oder weniger darauf ausgerichtet, aus den nichtungarischen Landesbewohnern Magyaren zu machen. Es herrschte ein starker Assimilationsdruck, der durch staatliche Maßnahmen forciert wurde. Die vorherrschende Sprache in Bildung und Wissenschaft, Handel und Gewerbe war ungarisch. Stellen in der Verwaltung wurden fast ausschließlich an Personen ungarischer Muttersprache vergeben. Wer in der Gesellschaft aufsteigen wollte, musste eine ungarische Identität annehmen und dies auch durch einen Namenswechsel zum Ausdruck bringen. Arbeitnehmer im öffentlichen Dienst wurden sogar dazu verpflichtet. Vor allem die Schulen dienten als Instrument der Magyarisierung. Unterrichteten 1879 noch 43 Prozent aller Volksschulen nicht in Ungarisch, so gingen in den folgenden Jahrzehnten immer mehr Schulen zum Ungarischen über. Gab es 1869 noch 1.232 deutsche einsprachige Volksschulen, waren 1905 nur noch 272 übriggeblieben. Nach einem Gesetz zur Namensmagyarisierung von 1898 wurde alle Orte mit einem nichtungarischen Namen gezwungen, einen ungarischen Namen anzunehmen. Im öffentlichen Bereich wurde nur noch der ungarische Ortsname geduldet. Auch die römisch-katholische Kirche beteilig-

Deutschsprachige höhere Schulen und Hochschulen im Königreich Ungarn, vor 1914
Kartografie: Almut Jäschke



te sich an der Magyarisierung, indem der Klerus die deutschsprachigen Angebote einstellte und die Gläubigen zum Gebrauch der ungarischen Sprache in Gottesdiensten und Seelsorge zwang.

Die Assimilation vollzog sich vor allem im mehrheitlich ungarischen Sprachgebiet und in den Städten. Beispielhaft zeigen das die Einwohnerzahlen von Budapest. Lag der deutsche Bevölkerungsanteil 1880 noch bei 34,2 Prozent, war er 1910 auf neun Prozent gesunken, was sich durch Zuwanderung und Urbanisierung, aber auch durch die Magyarisierung der früher deutschsprachigen Bürgerschaft erklären lässt. Vor allem Deutsche und Juden nahmen die ungarische Sprache an. Schätzungen gehen davon aus, dass rund 500.000 Deutsche magyarisiert wurde. Aus der Volkszählung von 1910 geht hervor, dass sich 77 Prozent der Juden, 23 Prozent der Deutschen, 17 Prozent der Slowaken, 19 Prozent der Serben und Kroaten, 5 Prozent der Rumänen und 10,5 Prozent der Ruthenen und der übrigen Nationalitäten zur ungarischen Muttersprache bekannten. Was die Statistik allerdings nicht angibt, sind die fließenden Übergänge zwischen den Sprachen. Viele Einwohner des Königreichs waren zwei- oder mehrsprachig. Die Angabe der Muttersprache ist eher als Bekenntnis zur dominanten Umgangssprache zu werten und nicht als vollständiger Identitätswechsel. Insgesamt gesehen, war die Magyarisierung nicht erfolgreich. Das Ziel, alle Nichtungarn zu assimilieren, wurde bis 1918 nicht erreicht. Vor allem in den Landesteilen, in denen slawische Sprachen oder Rumänisch vorherrschten, scheiterte die Magyarisierung weitgehend.

An der deutschen Nationalbewegung nahmen die Deutschungarn nicht teil. Sie identifizierten sich überwiegend mit dem Königreich Ungarn und der ungarischen Nationalidee. Landesweit agierende Verbände oder Vereine bildeten sie nicht aus. Das lag an der Vielfalt deutscher Einwohnergruppen mit jeweils eigener Geschichte und Identität, an der geografischen Streulage und an der konfessionellen Heterogenität. Mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen besaßen die Deutschen in Ungarn – anders als die Rumänen oder Serben – keine Nationalkirche. Es gab kein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet, sondern nur mehrere „Siedlungsinseln". Diese waren jeweils von einer sprachlichen und ethnischen Gemengelage gekennzeichnet. Dort, wo Deutsche lebten, gab es immer auch Ungarn oder Slowaken oder Rumänen, um nur einige Ethnien zu nennen.

Ein dramatischer, bis heute nachwirkender Einschnitt in der ungarischen Geschichte war der Zusammenbruch Österreich-Ungarns, der auf die Niederlage der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg folgte. Die Siegermächte beschlossen im Vertrag von Trianon eine territoriale Aufteilung des Königreichs Ungarn, das seit dem Thronverzicht Karls I. (1887–1922) keinen König mehr hatte. Ungarn verlor zwei Drittel seines früheren Staatsgebiets an die Tschechoslowakei, an Rumänien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (seit 1928 Jugoslawien). Die Grenzziehung mitten durch ethnisch gemischte Gebiete bewirkte, dass etwa 30 Prozent der ethnischen Ungarn auf einmal außerhalb der ungarischen Grenzen lebten. Die Politik Ungarns unter Admiral Miklós Horthy (1868–1957), als Reichsverweser faktisches Staatsoberhaupt im „Königreich ohne König", zielte auf eine Revision von „Trianon" und eine Rückgewinnung aller verlorenen Gebiete – was nie gelang. Noch heute betrachten nationalgesinnte Ungarn „Trianon" als schmerzende Wunde.

Die Teilung Ungarns hatte auch massive Auswirkungen auf die Deutschungarn, die sich auf einmal in fünf Staaten wiederfanden. 1921 wurde das deutschsprachige Gebiet in Westungarn gemäß dem Vertrag von Trianon abgetrennt und der Republik Österreich angeschlossen. Als Hauptstadt für das neugebildete Burgenland war Ödenburg vorgesehen, doch entschieden sich die zur Hälfte deutschsprachigen Ödenburger in einer Volksabstimmung im Dezember 1921 mit 72,8 Prozent der Stimmen für Ungarn. Der ungarische Staat „bedankte" sich für dieses Bekenntnis zur ungarischen Nation, indem er die Deutschen 1946 in die amerikanische Besatzungszone deportieren ließ. Das deutsche Siedlungsgebiet um Pressburg, das Hauerland und die Zips wurden an die Tschechoslowakei abgetreten. Das dreisprachige Pressburg, nunmehr Bratislava, das gerade noch der Magyarisierung ausgesetzt war, wandelte sich innerhalb weniger Jahre in eine slowakisch dominierte Stadt. Siebenbürgen, das deutsche Siedlungsgebiet um Sathmar und die östliche Hälfte des Banats fielen an Rumänien. Jugoslawien leibte sich verschiedene deutsche Siedlungsgebiete ein: einen Teil des Banats, die südliche Hälfte der Batschka, Syrmien und Slawonien. Der jugoslawische Staat schloss außerdem Teile der ehemals österreichischen Reichshälfte ein, in dem verschiedene deutsche Volksgruppen lebten.

Das verbliebene „Restungarn" hatte eine Bevölkerung von 7,6 Millionen Einwohnern. 11,6 Prozent der verbliebenen Bevölkerung gehörten Minderheiten an. Die deutsche Minderheit war mit 552.000 Personen die größte Minderheitengruppe, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug 7,3 Prozent. Der Friedensvertrag von Trianon beinhaltete Minderheitenschutzklauseln, nach denen sich Ungarn zur Anerkennung von Kulturvereinen anderer Nationalitäten verpflichtete und einen Gebrauch der

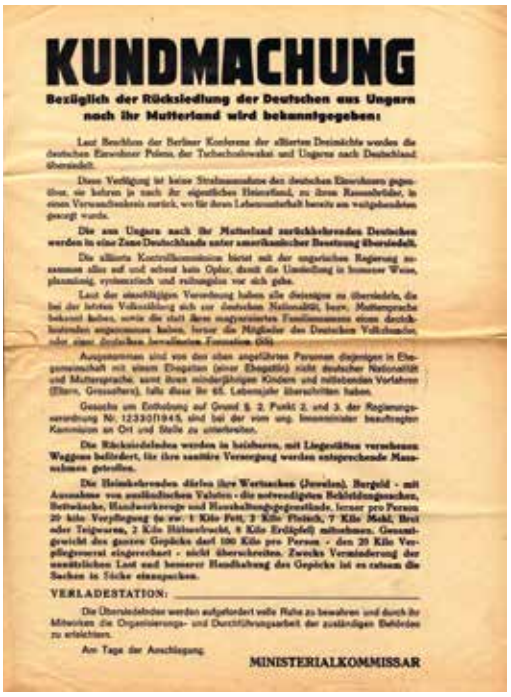


Aufteilung des Königreichs Ungarn gemäß den Bestimmungen des Vertrags von Trianon, Aus: Gerechtigkeit für Ungarn, 3. Auflage Budapest o. J. [um 1930], S. 2

Minderheitensprachen zusagte. 1924 wurde der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein gegründet, der sich für die Einrichtung deutschsprachiger Schulen einsetzte. Im Schuljahr 1928/29 gab es 48 Schulen, die überwiegend in deutscher Sprache und 98 Schulen, die teils in deutscher Sprache unterrichteten – viele davon in Westungarn entlang der österreichischen Grenze. 314 Schulen erteilten lediglich den Unterricht in Lesen und Schreiben in der Minderheitensprache, während für alle anderen Fächer die ungarische Sprache galt. Das war der überwiegende Schultyp der deutschen Gemeinden in der Gegend um Budapest, in der Schwäbischen Türkei und im ungarischen Teil der Batschka. Nur ein Teil der deutschen Kinder wurde demnach in der Muttersprache unterrichtet. Dass es keine größeren Fortschritte gab, lässt sich damit begründen, dass die Minderheitenpolitik Ungarns nach wie vor auf eine Assimilation zielte. Anfang der 1930er Jahre begann eine Kampagne zur Namensmagyarisierung. Man bezeichnete es als „patriotische Pflicht", den Namen in eine ungarische Fassung zu überführen.

Admiral Horthy führte das Land diktatorisch. Um eine Grenzrevision zu erreichen, verbündete er sich mit dem Deutschen Reich, was dazu führte, dass Ungarn in eine starke wirtschaftliche und politische Abhängigkeit geriet und schließlich zum Satellitenstaat Hitlers herabsank. Auf Druck der deutschen Regierung durfte 1938 der Volksbund der Deutschen in Ungarn als politische, gesellschaftliche und kulturelle Interessenvertretung der deutschen Minderheit gegründet werden. Der Volksbund war zunächst überparteilich organisiert, wurde jedoch 1940 in eine nationalsozialistische Volksgruppenorganisation umgewandelt. Nach der Abtretung Nordsiebenbürgens an Ungarn erkannte die ungarische Regierung den Volksbund als einzige legitime Vertretung des Deutschtums in Ungarn an und erlaubte den Einsatz von reichsdeutschen „Beratern", von denen viele der SS angehörten. Der Volksbund wurde nach dem Muster der NSDAP in eine Organisation mit totalitärem Anspruch umgeformt. Laut der Volkszählung vom Mai 1941 bekannten sich 477.057 Personen zur deutschen Muttersprache und 303.419 zur deutschen Nationalität. SS-Experten erfassten zudem auf dem Territorien Ungarns 1.314.410 „Volksdeutsche". Seit 1939 gab es mehrfach Überlegungen, die gesamte Volksgruppe im Rahmen des „Generalplans Ost" umzusiedeln und die zur Germanisierung des eroberten „Ostraums" einzusetzen. Hitler entschied jedoch im Sommer 1941, dass die Aussiedlung von „Volksdeutschen" aus Südeuropa während des Kriegs zu unterbleiben habe. Erst nach Kriegsende sei eine Umsiedlung vorgesehen. Die Ungarndeutschen mussten sich am Weltkrieg beteiligen, indem der Volksbund ab 1942 mit Genehmigung der ungarischen Regierung Freiwillige für die Waffen-SS warb. Ab April 1944 war der Wehrdienst für alle männlichen Deutschen ab vollendetem 17 Jahren verpflichtend. Insgesamt wurden rund 55.000 Männer zur Waffen-SS eingezogen.

Nach der Niederlage der Wehrmacht und dem Sturz der Pfeilkreuzler-Regierung, die im Oktober 1944 durch einen Putsch an die Macht gekommen war, wurde Ungarn als demokratischer Staat wiederhergestellt, wobei die



KUNDMACHUNG

Bezüglich der Rücksiedlung der Deutschen aus Ungarn nach ihr Mutterland wird bekanntgegeben:

Laut Beschluss der Berliner Konferenz der alliierten Dreimächte werden die deutschen Einwohner Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns nach Deutschland übersiedelt.

Diese Verfügung ist keine Strafmassnahme den deutschen Einwohnern gegenüber, sie kehren ja nach ihr eigentlichen Heimatstand, zu ihrem Rassenbrüder, in einen Verwandtenkreis zurück, wo für ihren Lebensunterhalt bereits am weitgehendsten gesorgt wurde.

Die aus Ungarn nach ihr Mutterland zurückkehrenden Deutschen werden in eine Zone Deutschlands unter amerikanischer Besetzung übersiedelt.

Die alliierte Kontrollkommission hierzu mit der ungarischen Regierung zusammen alles auf und schwut hatte Opfer, damit die Umsiedlung in humaner Weise, planmässig, systematisch und reibungslos vor sich gehe.

Laut der einschlägigen Verordnung haben alle diejenigen zu übersiedeln, die bei der letzten Volkszählung sich zur deutschen Nationalität, bezw. Muttersprache bekannt haben, sowie die statt ihrer magyarisierten Familiennamen einen deutschlautenden angenommen haben, ferner die Mitglieder des Deutschen Volksbundes, oder einer deutschen bewaffneten Formation (SS).

Ausgenommen sind von den oben angeführten Personen diejenigen in Ehegemeinschaft mit einem Ehegatten (einer Ehegattin) nicht deutscher Nationalität und Muttersprache, sowie ihren minderjährigen Kindern und mitlebenden Vorfahren (Eltern, Grosseltern), falls diese ihr 65. Lebensjahr überschritten haben.

Gesuche um Enthebung auf Grund §. 2. Punkt 2. und 3. der Regierungsverordnung Nr. 12330/1945, sind bei der vom ung. Innenminister beauftragten Kommission an Ort und Stelle zu unterbreiten.

Die Rücksiedelnden werden in heimkehren, mit Liegestätten versehenen Waggons befördert, für ihre sanitäre Versorgung werden entsprechende Massnahmen getroffen.

Die Heimkehrenden dürfen ihre Wertsachen (Juwelen), Bargeld - mit Ausnahme von ausländischen Valuten - die notwendigsten Bekleidungssachen, Bettsachen, Handwerkszeuge und Haushaltungsgegenstände, ferner pro Person 20 kilo Verpflegung (u. zw.: 1 Kilo Fett, 2 Kilo Fleisch, 7 Kilo Mehl, Brot oder Teigwaren, 2 Kilo Hülsenfrucht, 8 Kilo Erdäpfel) mitnehmen. Gesamtgewicht des ganzen Gepäcks darf 100 Kilo pro Person - den 20 Kilo Verpflegswert eingerechnet - nicht überschreiten. Zwecks Verminderung der unnötigen Last und besserer Handhabung des Gepäcks ist es ratsam die Sachen in Säcke einzupacken.

VERLADESTATION: _____

Die Übersiedelnden werden aufgefordert volle Ruhe zu bewahren und durch ihr Mitwirken die Organisierungs- und Durchführungsarbeit der zuständigen Behörden zu erleichtern.

Am Tage der Aussiedlung.

MINISTERIALKOMMISSAR

Benachrichtigung der Deutschen in Ungarn über ihre „Rücksiedlung" in die amerikanische Besatzungszone, 1946

Siegermächte die Rückkehr zu den Trianon-Grenzen von 1920 erzwangen. In der ungarischen Politik setzte sich die Meinung durch, dass es jetzt an der Zeit sei, alle Deutschen auszusiedeln, um das schon lange bestehende Ziel eines ethnisch homogenen Nationalstaates zu erreichen. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten traten alle in der provisorischen Nationalversammlung vertretenen Parteien für eine vollständige oder teilweise Vertreibung der Ungarndeutschen ein. Auch die Stimmung in der Bevölkerung war für diese Bestrafung. Begründet wurde die Vertreibung mit einer Kollektivschuld aller Deutschen an den Kriegsereignissen in Ungarn. Zugleich stand Ungarn unter dem Druck der Tschechoslowakei, die in den Beneš-Dekreten die Abschiebung der Ungarn aus der Slowakei beschlossen hatte. Man glaubte, die Umsiedler nur aufnehmen zu können, wenn die Deutschen für sie Platz machen würden. Der politisch und gesellschaftlich wirksamste Motor der Vertreibung, so Gerhard Seewann, war demnach das „Umverteilungspotenzial des deutschen Eigentums".

Im Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 genehmigten die USA, Großbritannien und die Sowjetunion die Überführung der deutschen Bevölkerung aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn. Lange hilt sich in Ungarn die Legende, man habe sich den Beschlüssen der Siegermächte beugen müssen. Tatsächlich war es so, dass die ungarische Regierung schon im Mai 1945, lange vor der Potsdamer Konferenz, bei britischen Diplomaten sondiert hatte, ob eine Deportation der „Schwaben" ihre Zustimmung finde. Am 13. August beschloss die ungarische Regierung, eine „Aussiedlung" (ung.: kitelepités) vorzunehmen, ohne sich jedoch auf den betroffenen Personenkreis zu einigen. Die Regierungsverordnung vom 29. Dezember 1945 legte dann fest, alle Deutsche auszusiedeln, die sich bei der Volkszählung von 1941 sowohl zur deutschen Nationalität als auch zur deutschen Muttersprache bekannt hatten, die dem Volksbund angehörten, in der Waffen-SS dienten oder ihren ungarischen Familiennamen wiedereingedeutscht hatten. Gegen diese kollektive Verurteilung erhoben sich nur wenige Stimmen. So bezeichnete Kardinal József Mindszenty (1892–1975) in einem Brief an die britische Regierung vom 12. Mai 1946 die Vertreibung als „inhuman und ungerecht". Der evangelische Bischof Lajos Ordass (1901–1978) sprach von einem „Bevölkerungsaustausch, der an faschistische Methoden erinnert" und einem „selbstmörderischen Schritt der ungarischen Nation". Das blieben jedoch nur Einzelstimmen, während eine Mehrheit damals für die Kollektivstrafe eintrat.

Die amerikanische Besatzungsmacht in Deutschland erklärte sich bereit, die Ungarndeutschen in ihrer Besatzungszone – also in Bayern, Hessen und Württemberg-Baden – aufzunehmen. Die geregelte Massenaussiedlung begann am 19. Januar 1946 mit einem ersten Eisenbahntransport aus Wudersch (ungarisch: Budaörs) nahe Budapest. In den folgenden Monaten wurden Bewohner aus allen deutschen Siedlungsgebieten in Ungarn in die amerikanische Besatzungszone „ausgesiedelt", wobei die Ausgewiesenen anfangs nur wenig Gepäck und kaum Lebensmittel mitnehmen durften. Den Befehl zur Ausreise erhielten überwiegend Personen, die über Hab und Gut und Grundbesitz verfügten, während weniger Vermögende und Fachkräfte, auf die man nicht verzichten konnte, in der Heimat bleiben durften. Weil die Eisenbahntransporte wiederholt dem im Potsdamer Abkommen vereinbarten Grundsatz einer „ordnungsgemäßen Überführung" widersprachen, stoppte die amerikanische Besatzungsmacht im Juni 1946 die Transporte. Die ungarische Regierung ließ sich auf Verhandlungen ein und sicherte am 22. August 1946 in einem Abkommen zu, dass jeder Vertriebene 50 Kilogramm Gepäck und 500 Reichsmark mitführen dürfe. Darauf wurden die Transporte erneut aufgenommen, doch im November 1946 seitens der US-Behörden endgültig unterbrochen. Bis dahin waren rund 166.800 Ungarndeutsche ausgesiedelt worden. Im März 1947 wandte sich die ungarische Regierung an die Alliierte Kontrollkommission, um die Vertreibung von weiteren 190.000 Personen zu erreichen. Während die US-Vertreter dies ablehnten, sagte die Sowjetunion am 11. Juli 1947 zu, 50.000 Personen deutscher Nationalität in ihrer Besatzungszone aufzunehmen. Im August und September 1947 über-

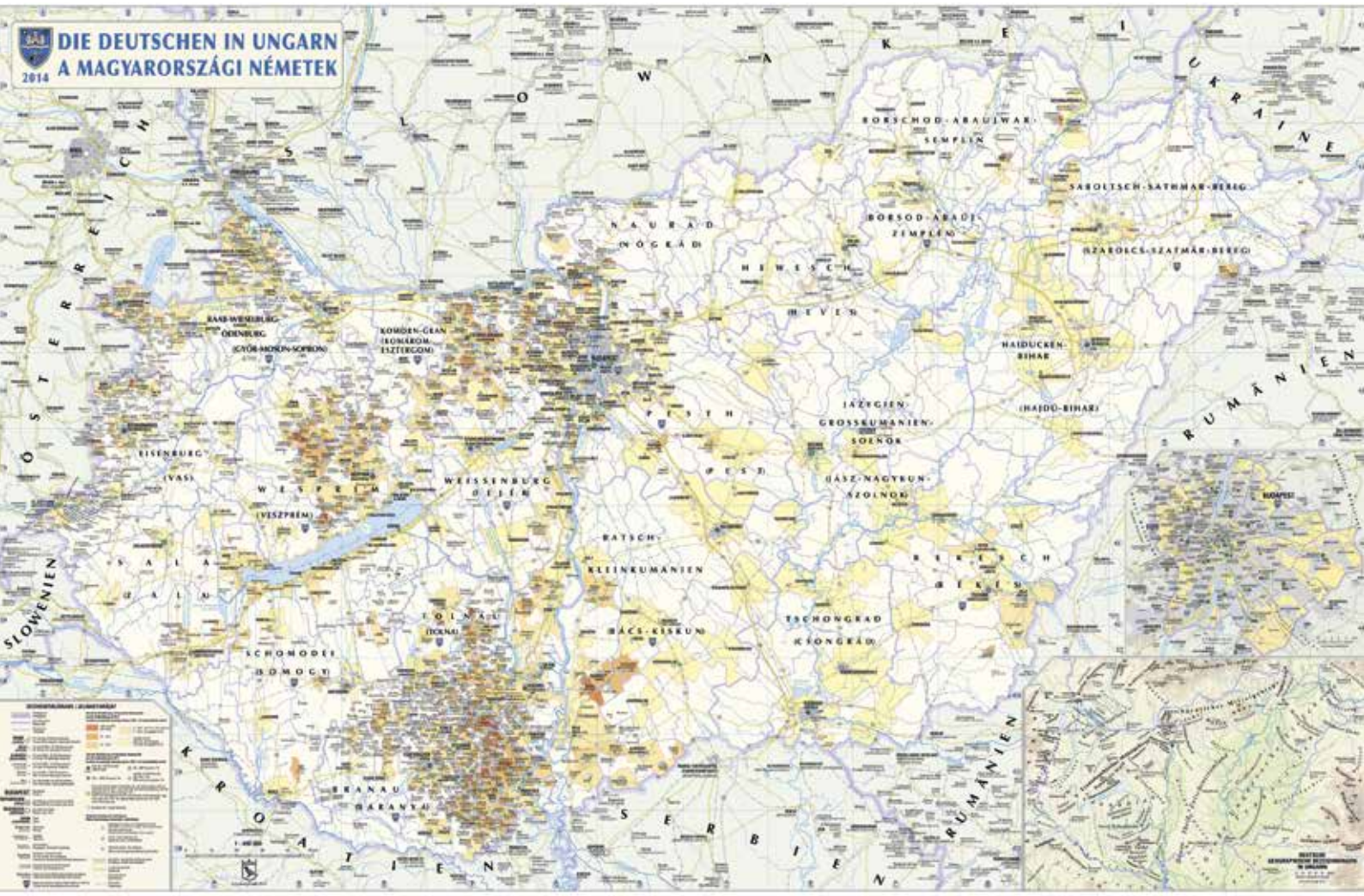
querten zehn Eisenbahntransporte, immer im Abstand von zwei Tagen, die Grenze zum sowjetischen Besatzungsgebiet. Weil die deutschen Behörden so viele Transporte auf einmal nicht bewältigen konnten, wurde die Aussiedlung vorerst gestoppt. Im Januar 1948 lief sie wieder an, diesmal so, dass pro Woche ein Transport mit rund 1.500 Mann abgefertigt wurde. Die Ausgesiedelten kamen überwiegend aus den Komitaten Veszprém, Fejér, Tolna und Baranya. Der letzte Transport verließ am 6. Juni 1948 das deutsche Siedlungsgebiet um Fünfkirchen. Die Transporte endeten, weil das von der Sowjetunion angebotene Kontingent ausgeschöpft war. Zwischen August 1947 und Juni 1948 waren in der sowjetischen Besatzungszone 49.335 „Umsiedler" aus Ungarn registriert worden. Das bedeutet, dass insgesamt rund 216.000 Ungarndeutsche vertrieben wurden.

Anders als die Tschechoslowakei hatte der ungarische Staat, der 1948 bereits kommunistisch ausgerichtet war, keine vollständige Aussiedlung der deutschsprachigen Einwohner erreicht. Man schätzt, dass rund 230.000 Ungarndeutsche in der Heimat bleiben konnten. Rund Zehntausend der in die sowjetische Besatzungszone Ausgesiedelten kehrten heimlich nach Ungarn zurück. Wie stark sich der deutsche Bevölkerungsanteil vermindert hatte, war von Ort zu Ort verschieden. Es gab Orte wie Ödenburg in Westungarn oder Wudersch im Komitat Pest, die über 90 Prozent der deutschsprachigen Einwohner verloren hatten, aber auch Gemeinden in Südungarn, die immer noch eine „schwäbische" Mehrheit hatten. So durften Einwohner von Nadasch (Mecseknádasd) bei Fünfkirchen, die auf die Abfahrt der Transportzüge in die amerikanische Besatzungszone warteten, in ihr Dorf zurückkehren, nachdem man die Aussiedlung eingestellt hatte. Etwa zehn Prozent der ursprünglichen „Mehrheitsgemeinden" behielten einen hohen deutschen Bevölkerungsanteil. 76,5 Prozent des Grund und Bodens, der 1941 in der Hand von Ungarndeutschen war, ging durch Enteignung verloren. Der Besitz, der zurückgelassen wurde, fiel an den Staat, der die Immobilien an Ungarn aus der Slowakei, an Neusiedler und Kleinbauern verteilte sowie einen Teil des Landes den im Aufbau befindlichen Genossenschaften zuwies.

Die Ungarische Volksrepublik hatte seit 1949 eine Verfassung nach sowjetischem Vorbild. Gemäß der sowjetischen Nationalitätenpolitik verkündete sie eine formelle Gleichberechtigung der Nationalitäten Ungarns. Damit endete zumindest auf dem Papier die Entrechtung und Diskriminierung der deutschen Minderheit in Ungarn. Allerdings trauten sich die meisten Angehörigen der Minderheit nicht, sich als Ungarn deutscher Nationalität zu bekennen. Die Angst vor möglichen Repressionen oder vor einer drohenden Umsiedlung war so groß, dass viele Familien zur ungarischen Sprache und Identität übergingen. 1955 erhielten die Ungarndeutschen erstmals wieder einen landesweiten Dachverband, den Kulturverband ungarländischer deutscher Werktätiger. Auch gab es seit 1950/51 wieder Schulen mit muttersprachlichem Unterricht. Allerdings vollzog sich eine weitreichende sprachliche Assimilation. Vor allem die Jüngeren nahmen die ungarische Sprache an. Manche Eltern deutscher Nationalität schickten ihre Kinder bewusst nicht in den Deutschunterricht, weil sie Nachteile für sie befürchteten. Viele wollten einfach nicht auffallen. 1967 gab es 122 Grundschulen mit Deutsch als Lehrfach und drei deutsche Gymnasien in Budapest, Fünfkirchen und Frankenstadt (ungarisch: Baja).

1968 beschloss die ungarische Parteiführung einen Kurswechsel in ihrer Nationalitätenpolitik: Man bejahte die Integration der nichtungarischen Minderheiten in die sozialistische Gesellschaft, verwarf aber den Zwang einer sprachlichen Assimilation. Durch Erhalt der Zweisprachigkeit sollte eine kulturelle Verarmung verhindert werden. Damit begann der Ausbau des muttersprachlichen Schulsystems, das sich deutlich verbesserte, auch wenn der Deutschunterricht oft nur auf wenige Wochenstunden begrenzt war. Innerhalb weniger Jahre vermehrte sich die Zahl der Kindergärten und Grundschulen mit deutschem Unterricht. Ausgewählte Schulen boten konsequent zweisprachigen Unterricht an. Es entstanden sechs deutsche Basisbibliotheken, acht Theaterensembles sowie zahlreiche ungarndeutsche Chöre, Tanzgruppen und Orchester. Ab den 1980er Jahren wurden Stimmen laut, die sich kritisch mit den Vertreibungen 1946 bis 1948 auseinandersetzten und diese als Fehler bezeichneten. So verurteilte bereits 1983 das Politbüromitglied György Aczél (1917–1991) die Aussiedlung der Ungarndeutschen und das Prinzip der Kollektivschuld als Unrecht. Nach 1990 sprachen zahlreiche ungarische Politiker – oftmals bei lokalen Gedenkfeiern – vom Unrecht der Vertreibungen und baten die Ungarndeutschen um Entschuldigung. Die Ablehnung und Verurteilung der Nachkriegsvertreibungen ist heute gesellschaftlicher Konsens, was Ungarn signifikant von Polen und der Tschechischen Republik unterscheidet. 2012 erklärte die ungarische Nationalversammlung den 19. Januar zum nationalen Gedenktag für die vertriebenen Ungarndeutschen.

1990 wandelte sich Ungarn von einer sozialistischen Volksrepublik zu einer parlamentarischen Demokratie mit rechtsstaatlichen Prinzipien. Zu den ersten Maßnahmen im demokratischen Ungarn gehörte der Aufbau ei-



Übersichtskarte der deutschen Siedlungsgebiete in Ungarn, Stand 2014
Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen

nes umfassenden Minderheitenschutzes. Das 1993 verabschiedete Minderheitengesetz – es wurde 2011 durch eine Neufassung ersetzt – garantierte den Minderheiten verschiedene Formen von Gruppen- und Individualrechten und brach folglich mit dem Konzept des ethnisch homogenen Nationalstaats, das so lange die ungarische Politik geprägt hatte. Ungarn hat 13 anerkannte Minderheiten, wobei die Ungarndeutschen die zweitgrößte Minderheit nach den Roma stellen.

Die Gesetzgebung ermöglichte die Bildung landesweiter und lokaler Einrichtungen der Minderheiten. So wurde 1995 die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (ungarisch: Magyarországi Németek Országos Önkormányzata) gebildet, die für ihre Mitglieder eine personale Kulturautonomie ausübt. Der Landesselbstverwaltung gehören 406 lokale Minderheitenselbstverwaltungen auf Gemeinde- oder Kreisebene sowie über 500 ungarndeutsche Kulturgruppen und Vereine an. Die lokalen Minderheitenselbstverwaltungen werden von den Wahlberechtigten gewählt, die sich als Angehörige einer nationalen Minderheit registriert haben. In einer Gemeinde, in der mehr als die Hälfte der Abgeordneten einer nationalen oder ethnischen Minderheit angehört, kann sich der Gemeinderat zur kommunalen Minderheitenselbstverwaltung erklären, was bedeutet, dass er damit auch eine territoriale Autonomie ausübt. Seit 2014 können die registrierten Angehörigen einer nationalen Minderheit bei der Parlamentswahl über eine Nationalitätenliste abstimmen. Das bedeutet, dass sie mit ihrer Zweitstimme keine politische Partei wählen, sondern einen Vertreter der eigenen Minderheit. Dieser muss allerdings eine bestimmte Mindestanzahl an Stimmen erhalten. Bei der Parlamentswahl 2018 gewann Emmerich Ritter (geb. 1952) das erste Parlamentsmandat für die deutsche Minderheit in Ungarn. Er ist zugleich Vorsitzender des Nationalitätenausschusses im ungarischen Parlament. Dem Ausschuss gehören die Sprecher aller anerkannten nationalen Minderheiten an. Diese haben – auch ohne Parlamentssitz – Rederecht, aber nicht Stimmrecht in der Nationalversammlung.

Die Größe der deutschen Minderheit ist schwer abzuschätzen, weil bei den Volkszählungen unterschiedliche Kriterien abgefragt werden.

1990 gaben 30.824 Personen ein „Bekenntnis zur deutschen Nationalität“ ab, 2001 waren es 62.105 und 2011 schon 131.951. Es gibt allerdings auch Ungarndeutsche, die sich primär zur ungarischen Nationalität bekennen, aber deutsche Kulturtraditionen pflegen, genauso wie Personen mit „Bekenntnis zur deutschen Nationalität“, die im Alltag nur ungarisch sprechen. Insgesamt gaben bei der Volkszählung 2011 185.696 Ungarn ein, eine „emotionale Bindung zur deutschen Nationalität“ zu haben. Diese ist die weiteste Definition, um eine Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit zu ermitteln. Von den Befragten gaben aber nur 38.248 an, deutsch als Muttersprache zu sprechen. Zu einem deutschen Sprachgebrauch im Alltag bekannten sich 95.661 Ungarn. Diese Zahl hat sich innerhalb von zehn Jahren fast verdoppelt, denn 2001 hatten nur 52.912 angegeben, im Alltag deutsch zu sprechen. Der Hintergrund für den Zuwachs war, dass die unter der älteren Generation tief verwurzelte Angst, aufgrund eines Bekenntnisses zu deutscher Nationalität Nachteile zu erleiden, abgenommen hatte. Bei der Volkszählung im Oktober 2022 gaben nur noch 142.551 Personen an, der deutschen Nationalität anzugehören. Nur noch 66.491 gaben in, in ihrer Familie oder im Freundeskreis deutsch zu sprechen. Dieser Rückgang um bis zu 30 Prozent lässt sich mit der Abwanderung vieler junger Ungarndeutscher erklären, die in Deutschland oder Österreich gut bezahlte Arbeit gefunden haben.

Der Erhalt der deutschen Sprache gründet sich ganz wesentlich auf das Schulsystem, das vom ungarischen Staat gefördert wird. 2020 gab es 278 deutschsprachige Kindergärten, 291 Grundschulen und 19 weiterführende Schulen mit deutschem Unterricht. Viele dieser Schulen bieten einen zweisprachigen Nationalitätenunterricht an, was bedeutet, dass außer dem Fach Deutsch auch andere Fächer wie Mathematik oder Geschichte auf Deutsch unterrichtet werden. Außerdem bieten zehn ungarische Universitäten ein Studium in deutscher Sprache an. Die Ándrassy-Universität in Budapest ist durchgehend deutschsprachig, andere Universitäten bieten einzelne Fächer wie Human- oder Zahnmedizin in deutscher Sprache an – was sich aber weniger an Einheimische, sondern an Bewerber aus Deutschland richtet. Ungarn hat ein professionelles deutschsprachiges Schauspielhaus – die Deutsche Bühne in Seksard/Sechshard (ungarisch: Szeksárd), deren Ensemble aber auch in Budapest auftritt. Die bewusste Minderheitenförderung zeigt Erfolge: Auch in ungarndeutschen Familien, die vor mindesten einer Generation zur ungarischen Erstsprache übergegangen sind, wird wieder deutsch gesprochen. Umfragen zeigen, dass die Sprache aber nicht das einzige Identitätsmerkmal ist. Auch ohne Deutschkenntnisse kann man sich zur deutschen Volksgruppe in Ungarn bekennen. Die Ungarn, die sich als Deutsche bezeichnen, ohne deutsch zu sprechen, führen unter anderem Brauchtum, Abstammung und kulturelle Zugehörigkeit als Merkmale an. Dass die Minderheit durch eine Überlappung ungarischer und deutscher Identitätsbestandteile geprägt ist, die unterschiedlich stark vorkommen, zeigen auch die Selbstbezeichnungen: Absolventen ungarndeutscher Nationalitätenschulen gaben bei einer Befragung an, „Ungarn“, „Ungarndeutsche“, „Schwaben“, in „Ungarn lebende Deutsche“ oder „Ungarn deutscher Abstammung“ zu sein.



Werbung für die Beteiligung der Ungarndeutschen an der Volkszählung 2022
Foto: Matthias Donath



unten: Festveranstaltung zum 40-jährigen Bestehen des zweisprachigen Nationalitätenunterrichts an der Grundschule Bohl (Bóly), Juni 2023
Foto: Matthias Donath

Autor
Dr. Matthias Donath
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“



Ungarndeutsche in Sachsen

Matthias Donath und Lars-Arne Dannenberg

Katharina Petz und Elisabeth Auth, zwei nach Sachsen vertriebene ungarndeutsche Frauen, bei einer Hochzeit in Niederjahna, 1961
Familie Zschäbitz

Die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) musste 1947/48 knapp 50.000 Ungarndeutsche[1] aufnehmen, nachdem die Sowjetunion auf Bitten der ungarischen Regierung Anfang August 1947 die Aufnahme dieses Kontingents zugesagt hatte[2]. Da die Züge fast ausschließlich nach Pirna geleitet wurden und von dort die Verteilung auf Landkreise in Sachsen erfolgte, kam man davon ausgehen, dass die Mehrheit der Umgesiedelten in Sachsen eine neue Heimat fand. Abzuziehen sind diejenigen, die in Sachsen-Anhalt angesiedelt wurden, die über die damals noch offene Grenze in den Westen gingen sowie jene, die – meist auf eigene Faust – nach Ungarn zurückkehrten[3]. Von den Umgesiedelten leben heute, nach über 75 Jahren, nur noch wenige, und viele Nachfahren der zweiten bis vierten Generation haben ihre ungarndeutsche Prägung verloren oder sind in andere Teile Deutschlands verzogen. Auch wenn es den Nachfahren nicht immer bewusst ist, haben doch erstaunlich viele Einwohner des Freistaats Sachsen einen ungarndeutschen Migrationshintergrund. Da es dazu keine statistischen Erfassungen gibt, kann man ihre Zahl nur grob schätzen. Vermutlich sind zwei Prozent der Einwohner Sachsens ungarndeutscher Abstammung.

Die Literatur zur Umsiedlung der Ungarndeutschen in die SBZ ist überschaubar. In der DDR fand das Thema keine Erwähnung. Erst nach 1990 wurde dazu geforscht, hauptsächlich durch Ungarndeutsche aus Ungarn.[4] Der rumäniendeutsche Historiker Mathias Beer veröffentlichte 2004 erstmals eine Übersicht der Transporte in die SBZ.[5] Der vorliegende Beitrag beruht auf einer Neuauswertung der Aktenüberlieferung im Hauptstaatsarchiv Dresden.

Die deutschen Behörden waren über die Ankunft der Umgesiedelten informiert. Zuständig war das Amt für Umsiedler beim Kreisrat des Landkreises Pirna. Dieses hatte die Graue Kaserne in Pirna, amtlich Umsiedlerlager Pir-

1 Hier kann Ágnes Tóth korrigiert werden, die von „etwa 35.000 Ungarndeutschen“ ausging. Vgl. Ágnes Tóth: Migrationen in Ungarn 1945-1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, München 2001, S. 212; Ágnes Tóth: Rückkehr nach Ungarn 1946-1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener, München 2012, S. 16.

2 Tóth 2001 (wie Anm. 1), S. 202.

na III, zum Aufnahme- und Quarantänelager bestimmt. Die Kaserne war 1889 zur Unterbringung des 2. Feldartillerie-Regiments Nr. 28 erbaut worden und diente auch im Zweiten Weltkrieg als Kaserne. Die sowjetische Besatzungsmacht hatte die Kaserne mit Eisenbahnanschluss zunächst übernommen und zum Abtransport von Kriegsgefangenen genutzt, sie aber dann der deutschen Seite überlassen, die hier ein Umsiedlerlager einrichtete.[6] Die Umgesiedelten waren nicht in der Kaserne selbst, sondern in einer großen, langgestreckten Baracke im Kasernengelände untergebracht. Dieser „Übernahmepunkt“ war am 15. August 1947 zur Aufnahme der Ungarndeutschen eingerichtet worden. Die Lagerleitung beschrieb die Situation so: „Vorhanden ist eine grosse Baracke, in welcher alle nötigen Räumlichkeiten eingebaut bezw. untergebracht sind. Die Gestellung von Sanitätspersonal erfolgt durch die drei in Pirna vorhandenen Lager. Medikamente und Verbandsstoffe sind bereitgestellt und in genügendem Ausmass vorhanden. Vorhanden ist eine grosse Küche mit 6 grossen Kesseln und einem Herd für Diätkost und zur Zubereitung von Säuglingsnahrung. Die vorhandenen Abortanlagen sind ausreichend und befinden sich in einem einwandfreien Zustand. Als Stützpunktleiter ist Herr Wenzel Gutsch vom Lager II eingesetzt, welcher den anfallenden Arbeiten in jeder Weise gerecht wird. Das Küchenpersonal besteht aus 4 Frauen und 1 Koch. Die Frauen werden gleichfalls seitens der Lager Pirna-Sonnenstein gestellt. Als Lagerordner fungieren am Stützpunkt die im Lager I Pirna-Sonnenstein stationierten Polizei-Wachleute, deren Zahl jeweils 6-8 Mann beträgt.“[7]

Im August 1947 war der Massenzustrom in die SBZ durch Flucht und Vertreibung schon abgeebbt. Die Eisenbahntransporte aus der Tschechoslowakei waren bereits zum Ende gekommen. Sachsen hatte nach amtlichen Zahlen bis April 1947 620.768 „Umsiedler aus der ČSR“ durchgeschleust und größtenteils auch aufgenommen. Auch die Transporte aus den deutschen Gebieten, die seit 1945 zu Polen gehörten, waren weitgehend eingestellt. Lediglich aus dem Kaliningrader Gebiet (Königsberg/Ostpreußen) trafen noch Transporte ein. Sachsen nahm insgesamt rund eine Million Flüchtlinge und Vertriebene auf, die flächendeckend über Städte und Gemeinden verteilt wurden. In der Landwirtschaft fand nur ein kleiner Teil von ihnen Beschäftigung. Nach amtlicher Statistik wurden 7.367 Neubauernstellen in Sachsen an „Umsiedler“ vergeben, wie der offizielle Begriff in der SBZ lautete.

Denjenigen, die die Aufnahme der Ungarndeutschen in der SBZ organisieren mussten, war wahrscheinlich nicht bewusst, dass die Umgesiedelten fast alle aus der Landwirtschaft kamen. Es waren Bauern aus dem ländlichen Raum der Komitate Bács-Bodrog, Veszprém, Baranya und Tolna mit ihren Familien, aber keine Facharbeiter aus der Industrie und auch keine Bergleute. Die geplante Verteilung richtete sich zunächst danach, in welchen Landkreisen Sachsens nach den Statistiken der Landesregierung der meiste Wohnraum pro Kopf zur Verfügung stand. Daraus entwickelte man folgenden Verteilungsschlüssel:[8]

Stadt/Landkreis	Zuteilung August 1947	Aufnahme zum 13. Februar 1948
Kreis Dresden	10.000	741
Kreis Leipzig	9.000	530
Kreis Löbau	7.000	840
Kreis Pirna	6.000	731
Stadt Görlitz	6.000	–
Stadt Leipzig	6.000	–
Kreis Meißen	4.000	570
Kreis Döbeln	2.000	–

Dieser Plan ließ sich so nicht umsetzen, da die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) die Großstadt Leipzig von der weiteren Ansiedlung von „Umsiedlern“ ausgeschlossen hatte. Außerdem sah sich die Stadt Görlitz nicht imstande, 6.000 Menschen aufzunehmen, und bat um eine Reduzierung des Kontingents. Hinzu kam, dass die sowjetische Besatzungsmacht darauf drängte, möglichste viele Bergleute für den Uranerzbergbau der Sowjetischen Aktiengesellschaft (SAG) Wismut im Erzgebirge bereitzustellen. Die Gewinnung von Uran für Atomwaffen hatten für die Besatzungsmacht bei der Ausbeutung ihres Besatzungsgebiets höchste Priorität. Am 13. Juni 1947 hatte die Deutsche Verwaltung für Arbeit und Sozialfürsorge das Landesarbeitsamt Sachsen angewiesen, auf Befehl des Obersten Chefs der SMAD dem Erzbergbau in Aue sofort 3.000 und bis zum 15. Juli 1947 weitere 3.000 bergbautaugliche Arbeitskräfte zuzuführen.[9] Auch andere Standorte der SAG Wismut meldeten ihren Bedarf an. Besonders groß war die Nachfrage nach Arbeitskräften in den vogtländischen Uranrevieren Gottesberg und Schreckenstein südlich von Auerbach/Vogtland. Dieser Nachfrage folgend, erhielt die Lagerleitung in Pirna die Anweisung, alle ankommenden Männer auf ihre Bergbautauglichkeit zu untersuchen und in die Landkreise mit Erzbergbau zu schicken. Schon der zweite Transport, der im August 1947 in Pirna ankam, wurde zur Hälfte in den Kreis Auerbach weitergeleitet.

Insgesamt wurden 33 Transporte in die SBZ geschickt. Jeder Transport umfasste rund 1.500 Personen, mal mehr oder weniger, so dass sich beim Zusammenrechnen eine Gesamtzahl von 49.335 Ausgesiedelten ergibt. Die Transporte

3 Vgl. dazu Tóth 2012 (wie Anm. 1); Sebastian Sparwasser: Identität im Spannungsfeld von Zwangsmigration und Heimkehr. Ungarndeutsche Vertriebene und die Remigration, Wien 2018.

4 Ágnes Tóth: Telepítések Magyarországon 1945-1948 között [Migration in Ungarn 1945-1948], Kecskemét 1993, S. 170-182, deutsche Ausgabe Tóth 2001 (vgl. Anm. 1), S. 196-216; Nóra Rutsch: Die Vertreibung der Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, in: Marina Hausleitner (Hrsg.): Von Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941-1953, München 2008, S. 121-135.

5 Mathias Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“. Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und ihre Eingliederung im geteilten Deutschland, in: Frank Almai/Ulrich Fröschle (Hrsg.): Deutsche in Ungarn. Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge, Dresden 2004, S. 37-69, hier S. 51.

6 Fotos dieses Lagers aus der Zeit zwischen 1945 und 1950 sind nicht bekannt. Wir danken René Misterek, Stadtmuseum Pirna, für die Auskunft.

7 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (folgend HStA Dresden), 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2458, fol. 18.

Nr. des Transports (ungar. Nr.)	Herkunftsregion der Umgesiedelten	Abfahrt	Ankunft	Ankunftsort	Personen (Männer/ Frauen/Kinder	Besonderheiten des Transports	Ansiedlung im Kreis
1 (301)		17.8.1947	22.8.1947, 22.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1431 (477/731/223)	Ein Todesfall nach Ankunft (Herzversagen)	Pirna
2 (101)	Vaskút, Baja (Komitat Bács-Bodrog)	19.8.1947	24.8.1947, 13.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1468 (512/692/264)		Auerbach, Pirna
3 (302)			26.8.1947, 17.30 Uhr	Prossen	1426 (514/739/173)	Ein Selbstmord in Leitmeritz (Tschechoslowakei)	Auerbach
4 (201)			27.8.1947, 22.05 Uhr	Pirna, am 28.8.1947 weiter nach Hoyerswerda	1487 (612/589/286)		
5 (102)	Kurd, Csibrák (Komitat Tolna)	28.8.1947, 7.00 Uhr	31.8.1947, 13.30 Uhr	Pirna, abends weiter nach Hoyerswerda	1483 (519/698/266)		
6 (202)	Soroksár (Komitat Pest-Pilis-Solt-Kiskun)		1.9.1947, 19.45 Uhr	Pirna-Sonnenstein	1469 (855/429/207)		Marienberg
7 (303)	Komitat Baranya	Villány	3.9.1947	Pirna, abends weiter nach Hoyerswerda	1548 (537/751/260)		Meißen
8 (103)	Tolna, Nagydorog (Komitat Tolna)	3.9.1947, 16 Uhr Tolna	8.9.1947, 20.15 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1503 (511/697/295)		Auerbach, Pirna
9 (304)	Komitat Baranya	5.9.1947 Mohács	17.9.1947	Prossen	1428 (480/655/293)		Zwickau, Leipzig
10 (104)	Komitat Baranya	14.9.1947 Véménd (Komitat Baranya)	18.9.1947	Pirna, Graue Kaserne	1498 (492/675/351)	Auf tschechoslowakischem Gebiet ein Mann ausgestiegen	Zwickau, Freital, Leipzig, Kamenz, Löbau
11 (4801)	Bakonyjákó (Komitat Veszprém)	5.1.1948	11.1.1948, 10.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1498 (515/565/418)	70-jährige verstarb an Herzschlag	Zwickau, Dresden
12 (4802)	Városlőd, Kislőd (Komitat Veszprém)	15.1.1948	18.1.1948, 18.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1503 (567/546/390)		Pirna, Auerbach
13 (4803)	Ajka (Komitat Veszprém)	22.1.1948	25.1.1948, 16.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1488 (545/571/372))	Unterwegs entwichen acht Männer	Leipzig, Stollberg
14 (4804)	Zirc (Komitat Veszprém)	28.1.1948	1.2.1948, 22.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1501 (560/557/384)		Löbau, Zwickau
15 (4805)	Kisbér (Komitat Komárom-Esztergom)	6.2.1948	8.2.1948, 16.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1502 (488/620/394)		Meißen, Auerbach
16 (4806)	Mór, Badajk (Komitat Fejér)	12.2.1948	15.2.1948	Pirna, am 16.2.1948 weiter nach Bitterfeld	1501 (512/601/388)		
17 (4807)	Nagydorog (Komitat Tolna)	17.2.1948	23.2.1948, 13.00 Uhr	Pirna, abends weiter nach Domnitz[10] (1100 Personen) und Coswig/Anhalt (400 Personen)	1492 (523/702/267)	3 Todesfälle (2 x Altersschwäche, 1 x Herzschlag)	
18 (4808)	Paks (Komitat Tolna)	25.2.1948	29.2.1948, 17.40 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1548 (524/727/297)	Unterwegs wurden 51 Personen zugeladen	

Nr. des Transports (ungar. Nr.)	Herkunftsregion der Umgesiedelten	Abfahrt	Ankunft	Ankunftsort	Personen (Männer/ Frauen/Kinder	Besonderheiten des Transports	Ansiedlung im Kreis
19 (4809)	Szászvár (Komitat Tolna)	4.3.1948	7.3.1948, 17.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1500 (537/707/256)		
20 (4810)	Szakály, Hődyész (Komitat Tolna)	9.3.1948	14.3.1948, 17.00 Uhr	Pirna-Sonnenstein	1499 (534/698/267)		
21 (4811)	Szakály, Hődyész (Komitat Tolna)	18.3.1948	21.3.1948, 14.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1504 (530/689/285)		
22 (4812)	Szakály, Hődyész (Komitat Tolna)	25.3.1948	28.3.1948, 17.30 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1507 (541/722/244)	Transport enthält zwei Geisteskranke	
23 (4813)	Keszőhidegkút, Gyönk (Komitat Tolna)	1.4.1948	4.4.1948, 17.10 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1511 (529/724/258)		
24 (4814)	Lepsény (Komitat Fejér)	8.4.1948	11.4.1948, 12.55 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1504 (511/701/292		
25 (4815)	Dombóvár (Komitat Tolna)	15.4.1948	18.4.1948, 13.40 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1499 (552/702/245)		
26 (4816)	Dombóvár (Komitat Tolna)	22.4.1948	25.4.1948, 12.45 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1507 (544/693/268)		
27 (4817)	Dombóvár (Komitat Tolna)	29.4.1948	2.5.1948, 10.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1506 (557/704/245)		
28 (4818)	Dombóvár (Komitat Tolna)	5.5.1948	9.5.1948, 14.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1507 (522/692/296)		
29 (4819)	Dombóvár (Komitat Tolna)	13.5.1948	16.5.1948, 15.15 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1501 (520/681/300)	Eine Frau stürzt auf tschechoslowakischem Gebiet aus dem Zug	
30 (4820)	Dombóvár (Komitat Tolna)	20.5.1948	23.5.1948, 11.00 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1507 (529/695/283)		
31 (4821)	Dombóvár (Komitat Tolna)	27.5.1948	30.5.1948, 15.55 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1501 (550/707/244)	3 Todesfälle (Herzschwäche, Schlaganfall, Unfall)	
32 (4822)	Dombóvár (Komitat Tolna)	3.6.1948	6.6.1948, 16.10 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1503 (541/683/279)		
33 (4823)	Pécs, Németbóly (seit 1950 Bóly), Mohács (Komitat Baranya)	9.6.1948	13.6.1948, 16 Uhr	Pirna, Graue Kaserne	1505 (515/717/272)		

waren drei bis fünf Tage unterwegs. Der Transport 9 stand eine Woche in Ungarn, bevor die Abfahrt freigegeben wurde. Wie die Akten überliefern, bestand Transport 17 aus 54 Güterwaggons, einem Sanitätswagen und einem Verpflegungswagen. Bei 1.492 Insassen ergibt sich ein Durchschnitt von 27,6 Personen pro Wagen. Es handelte sich um geschlossene Güterwaggons (Viehwaggons), die keine weitere Einrichtung besaßen. „Jeder saß auf seinem Bündel. Das Bündel, das war ein Sack, in dem wir alles hineingepackt hatten: Kleidung, Essen, aber auch Federbetten. Jeder konnte so viel mitnehmen, wie er tragen konnte“, erinnerte sich Anna



Bahnhof in Wieland (Villány), der Abfahrtsort des Transportes 7
Foto: Lars-Arne Dannenberg

Zschäbitz, geborene Pfeil, aus Ratzpeter (Újpetre) südlich von Fünfkirchen (Pécs), die mit dem Transport 7 von Wieland (Villány) nach Hoyerswerda reiste.[11] Die Fahrstrecke verlief durch die Tschechoslowakei in die SBZ. Dabei nutzte man folgende Route: Párkány (Štúrovo) – Pressburg (Bratislava) – Lundenburg (Břeclav) – Brünn (Brno) – Böhmisch Trübau (Česká Třebová) – Pardubitz (Pardubice) – Kolin (Kolín) – Lissa an der Elbe (Lysá nad Labem) – Bodenbach (Děčín-Podmokly) – Niedergrund (Dolní Žleb) – Pirna. Jeder Transport wurde von einem Arzt und zwei Krankenschwestern begleitet. Aufgrund des hohen Alters mancher Ausgesiedelter kam es während der Transporte zu Todesfällen, etwa beim Transport 17, als der 86-jährige Johann Schein aus Kakasd an der ungarisch-tschechoslowakischen Grenze aufgrund von Altersschwäche starb. Es kam wiederholt vor, dass Insassen der Transporte auf tschechoslowakischem Gebiet ausstiegen und verschwanden.

Der erste Transport traf am 22. August 1947 in Pirna ein. Im Abstand von ungefähr zwei Tagen folgten neun weitere Transporte. Da man die Angekommenen für zehn Tage in Quarantäne unterbrachte, war das Lager in der Grauen Kaserne in kürzester Zeit überfüllt. Deshalb stoppten die Transporte 3 und 9 bereits in Prossen, wo es ebenfalls ein Umsiedlerlager gab. Die Transporte 5 und 7 wurden nach Hoyerswerda weitergeleitet, die Insassen des Transports 6 kamen im Lager Pirna-Sonnenstein unter. Die Aufnahme so vieler Menschen innerhalb weniger Tage überforderte die zuständigen Stellen, so dass wohl die SMAD eine vorläufige Einstellung der Transporte aus Ungarn erwirkte. Dazu liegen keine Unterlagen vor, doch es fällt auf, dass die Transporte Mitte September 1947 stoppten und erst im Januar 1948 wieder aufgenommen wurden. Die zweite „Welle“ umfasste 23 Transporte. Nunmehr ließ man zwischen jedem Transport eine Woche Abstand, was eine Überfüllung des Durchschleusungslagers verhindern sollte. Dennoch bedeutete der Wochenabstand, dass das Lager mit bis zu 3.000 Personen gefüllt war, da immer zwei Transporte gleichzeitig das Lager füllten. Aus Gründen, die wir nicht kennen, wurden die Transporte 16 und 17 nach kurzem Stopp in Pirna ins südliche Sachsen-Anhalt weitergeleitet. Möglicherweise lag es daran, dass die Insassen der vorher eingetroffenen Transporte noch nicht alle weiterverteilt waren und daher die Aufnahmekapazität erreicht war. Der letzte Transport verließ am 9. Juni 1948 das Komitat Baranya und traf am 13. Juni 1948 in Pirna ein. Die Transporte waren nach Alter gemischt. Es waren sehr alte Menschen dabei, aber auch junge Mütter mit Säulingen. Dabei fiel den deutschen Behörden auf, dass vor allem die Transporte 1 und 3 sehr viele alte Menschen enthielten.

Sobald ein Zug die Graue Kaserne in Pirna erreicht hatte, erhielten die Umgesiedelten eine warme Suppe. Danach erfolgte eine medizinische Überprüfung, die vom Chefarzt der Lagerverwaltung und bis zu acht weiteren Ärzten und Krankenschwestern durchgeführt wurde.[12] Damit wollte man das Einschleppen von Seu-

8 HStA Dresden, 11376 Landesregierung Sachsen, Ministerpräsident, Nr. 2592.
9 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2286.
10 Gemeint ist vermutlich Dommitzsch bei Torgau.
11 Interview am 10. Mai 2023.
12 Die Berichte des jeweiligen Chefarztes des Umsiedlerlagers – die Namen wechselten – sind die aufschlussreichste Quelle zu den 33 Transporten aus Ungarn. Vgl. HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2458.

chen verhindern. Festgestellt wurden einzelne Erkrankungen, die teilweise auch die Einlieferung ins Pirnaer Krankenhaus erforderten, sowie mitunter Fälle von Masern. Mit der medizinischen Kontrolle war eine Überprüfung der Papiere verbunden. Dabei stellte man immer wieder fest, dass die Namen und Zahlen auf den ungarischen Begleitpapieren nicht mit denen der tatsächlich Umgesiedelten übereinstimmten. Die Ankommenden erhielten einen „Umsiedlerausweis", der Namen, Geburtsdatum, Herkunftsort und Gesundheitszustand vermerkte.

Die Umgesiedelten wurden in der Baracke auf dem Gelände der Grauen Kaserne in Schlafsälen untergebracht, in denen jeweils Stockbetten standen. Die Neuankömmlinge waren oftmals entsetzt, als sie die Bedingungen vor Ort sahen und feststellten, wie abgemagert viele Deutsche aufgrund von Hunger waren. Eine Betroffene berichtete: „Pirna, dieses Lager war genau so, wie wir es im Film gesehen haben.[13] Es war so wie das, in dem das mit den Juden passierte […]. Die Baracke war lang […], und am Ende gab es so große Tröge und alle vier Meter einen Wasserhahn. Und da konnten wir hingehen und uns ein wenig waschen. Und dann bekamen wir Betten, Stockbetten. Vier waren jeweils zusammengenagelt. Dort haben wir geschlafen. Am morgen kamen sie und sagten, dass wir uns melden müssten. Alle wurden registriert. Am Morgen brachten sie ein wenig schwarzen Kaffee und was wir noch an Essen bei uns hatten, das haben wir gegessen. Mit der Zeit wurde es aber ganz stinkig und schlecht. Alles wurde auf den Müllhaufen geworfen. Und die Deutschen kamen noch und schnitten aus dem schimmligen Brot das heraus, was nicht schimmlig war. Ich sagte: ‚Schaut nur, was hier los ist. Hier herrscht kein Reichtum, sondern Armut! Wir haben das Brot weggeworfen, aber ob wir Brot bekommen werden, das ist nicht sicher.'"[14]

Die Ungarndeutschen blieben durchschnittlich zehn Tage im Lager, bevor ihre Weiterverteilung ebenfalls mit Eisenbahntransporten erfolgte. In diesem kurzen Zeitraum versuchte die Lagerleitung, die Neuankömmlinge für das politische System in der SBZ zu gewinnen.[15] Man zeigte sowjetische Filme, es gab Theateraufführungen und politische Schulungen. Der Besuch von Gottesdiensten war verboten, angeblich, weil man die Ausbreitung von Seuchen verhindern wollte. Erhalten sind die Berichte, die der Leiter des Umsiedlungspunktes, Burkhardt, und der für die politische Schulung zuständige stellvertretende Leiter Edmund Stodolka bei der Landesregierung für jeden der 23 Transporte von Januar bis Juni 1948 einreichten. Diese attestierten den Neuankömmlingen, überwiegend „Faschisten" zu sein, die man umerziehen müsse. So schrieben sie im Politischen Bericht zum Transport 13: „Der Transport vom 25.1.48 ist politisch gesehen 60 bis 70 % faschistischer Gesinnung. Die Wunscherklärung der Umsiedler wäre, in Kürze nach ihrer Heimat, und zwar Ungarn, wieder zurückzukehren, da sie sich hier, sei es in der russischen sowie amerikanischen Zone nicht viel versprechen. Vorteilhaft wäre es aber, in der amerikanischen Zone angesiedelt zu werden."[16] Die Politischen Berichte zeigen, dass die Ausgesiedelten sich als Opfer der ungarischen Kommunisten verstanden, ihre Aussiedlung als Unrecht empfanden und so schnell wie möglich wieder nach Hause wollten. Obwohl deutscher Muttersprache, betrachteten sie sich als Ungarn. Ihnen war nicht bewusst, dass sie mit ihrer Aussiedlung die ungarische Staatsbürgerschaft verloren hatten. Besonders ausgeprägt war die Ablehnung eines kommunistischen Systems. So heißt es im Bericht vom 25. April 1948: „Bei näheren politischen Unterhaltungen von Seiten des Personals mit den Umsiedlern erfuhr man immer wieder, nur ein Krieg kann uns aus dieser schweren Lage retten. Wir sind gern bereit, gegen den Kommunismus in Ungarn zu kämpfen, um auf diese Weise unsere alte Heimat zurückzubekommen. Nach Ansichten des Personals sind ca. 80 bis 85 % des Transportes ehemalige Horthy-Anhänger."[17] Im Bericht vom 16. Mai 1948 steht: „Von der ungarischen KP versprechen sie sich nicht viel, denn sie wäre nicht imstande[,] den Staat zu regieren und zu leiten, mit der Begründung, dass man das Schwabenvolk aussiedelt. Das Schwabenvolk war und ist nach ihrer Meinung das fleissigste und arbeitssamste in Ungarn gewesen."[18]

Die Ungarndeutschen versuchten, der politischen Indoktrination zu entgehen, indem sie die Schulungen nicht besuchten oder schnell die Schlafsäle verließen, wenn die Agitatoren kamen. Die Lagerleitung beklagte sich am 9. Juni 1948 über den Transport 31: „Von Seiten der Lagerleitung sowie des gesamten Personals wurden kleinere Gruppen gebildet, die die Umsiedler in ihren Unterkunftsräumen aufsuchten, um politische Kleinarbeit zu leisten. Beim Aufsuchen der Unterkunftsräume stellte man vielfach fest, daß die Umsiedler beim Eintreten fluchtartig ihre Wohnräume verliessen, so daß nur ein geringer Teil im Zimmer verblieb, und somit die Aufklärungsarbeit nicht voll durchgeführt werden konnte. Nach näheren Befragungen antworteten sie, sie wollen von jeglicher Unterschrift nichts wissen. Wir sollten zusehen, daß sie auf dem schnellsten Wege nach Ungarn zurückkommen. Sie gedenken, nicht ewig hier zu bleiben. Ein großer Teil der Umsiedler besitzt die ungarische Staatsangehörigkeit, nur die Muttersprache ist deutsch.

13 Sie meint damit Filmberichte aus den NS-Vernichtungslagern.
14 Tóth 2012 (wie Anm. 1), S. 130.
15 Vgl. die Politischen Berichte in HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2337.
16 Ebenda.
17 Ebenda.
18 Ebenda.
19 Ebenda.
20 Ebenda.

Dies ist die Begründung, daß sie auf zwei Seiten schweben. Auf der einen Seite gesehen ungarisch, auf der anderen Seite gesehen deutsch. Einen festen Entschluss, für einen Staat sich zu bekennen, haben sie gegenwärtig nicht."[19]
Der Zwang, sich für einen deutschen Staat sowjetischer Prägung zu bekennen, war besonders stark, als im März 1948 der 2. Deutsche Volkskongress zusammentrat und ein Volksbegehren zur Einheit Deutschlands beschloss. Von den westlichen Aliierten wurde dieses Volksbegehren abgelehnt, weil es auf einen deutschen Staat unter sowjetischer Kontrolle abzielte. Die Neuankömmlinge wurden nun aufgefordert, sich in die Listen für den Volksentscheid einzutragen. Das lehnten viele der Umgesiedelten ab. Als Argumentation wurde dabei von den Ungarndeutschen vorgetragen, sie seien Ungarn und keine „Reichsdeutschen" und wollten in ihre Heimat zurück. „Die ungarischen Umsiedler leben alle in der festen Hoffnung, wieder nach Ungarn zurückzukehren, da nach ihren Angaben eine ungerechte Aussiedlung stattfand. Um ihre Hoffnung für ihre Rückkehr wahr zu machen, lehnen sie es ab, jede Einzeichnung für das Volksbegehren zu leisten", notierte die Lagerleitung am 16. Mai 1948.[20] Am Ende setzten 148 von 3.509 zeichnungsberechtigten Ungarndeutschen ihre Unterschrift unter das Volksbegehren – nur 4,2 Prozent.[21]
Da die Ungarndeutschen überwiegend aus der Landwirtschaft kamen, hatten sie bis zu ihrer Umsiedlung keinen Hunger leiden müssen. Auch hatten sie Gepäck mitnehmen dürfen – was sie von den Umgesiedelten aus dem Kaliningrader Gebiet unterschied, die 1948 ohne Hab und Gut und halb verhungert in der SBZ eintrafen. Zwei Transporte aus Ungarn waren allerdings ausgeplündert worden: Die Umgesiedelten der Transporte 13 und 17 beschwerten sich, dass diejenigen, die auf ungarischer Seite die Kontrolle des Gepächs vornahmen, Kleidung und Lebensmittel weggenommen hätten.
Während der zehntägigen Quarantäne erfolgte eine Befragung nach den Berufen der Umgesiedelten sowie eine ärztliche Untersuchung, die „Bergbautauglichkeit" bescheinigte. Die Bergbautauglichen und ihre Angehörigen wurden dann Transporten zugeteilt, die in die Kreise im Erzgebirge und Vogtland gingen. Allerdings entsprach die Untersuchung nicht den Kriterien in den Bergbaugebieten. Wiederholt wurden angeblich „Bergbautaugliche" von den Arbeitsämtern zurückgewiesen. So teilte der Kreisrat Stollberg am 2. März 1948 der Landesregierung mit, dass von den 188 Ungarndeutschen, die aus dem Kreis Stollberg dem Arbeitsamt Aue zugewiesen worden waren, 41 als „bergbauuntauglich" zurückgeschickt wurden.[22] Wie die Aufteilung der Ankommenden erfolgte, verdeutlicht der Bericht vom 25. Februar 1948: „Die bergbaufähigen Umsiedler – 50 % – werden fast ausschliesslich in den Gebieten des Erzbergbaues angesiedelt und arbeitsmässig untergebracht (Auerbach, Marienberg, Stollberg usw.). 10 % sind Facharbeiter und diese werden vom Arbeitsamt Pirna nach Planung in ihre Berufe eingewiesen. Der Rest wird nach Aufschlüsselung durch die Landesregierung angesiedelt und von den zuständigen Arbeitsämtern untergebracht."[23]
Die Verteilung der Ungarndeutschen erfolgte durch Eisenbahntransporte, die von Pirna aus in die Landkreise geschickt wurden. Über die Ansiedlungsorte konnten die Kreise selbst befinden, je nachdem, wo Wohnraum zu beschaffen war. Der Kreis Stollberg beispielsweise musste 800 Personen aufnehmen. Das Umsiedleramt siedelte diese in den Städten Zwönitz und Thalheim und in den Gemeinden Dorfchemnitz, Gönsdorf und Kühnheide an. Der Transport 7 wurde teils dem Bergbaugebiet um Zwickau, teils dem Kreis Meißen zugeteilt. Anna Zschäbitz, geborene Pfeil, damals sechs Jahre, erzählt: „Wir, alles Vertriebene aus dem gleichen Dorf, kamen in Meißen an und wurden dann auf die umliegenden Orte verteilt. Meine Oma, meine Mutter und ich kamen nach Oberjahna. Dort schliefen wir zusammen mit drei anderen Familien im Wintergarten, angebaut an das Wohnhaus des früheren Gutsbesitzers Gansauge. Wir haben auf Stroh geschlafen, hatten aber unsere Federbetten mit dabei. Später bekamen wir ein eigenes Zimmer". Die Frauen ernährten sich durch Gelegenheitsarbeiten. „Mutter arbeitete bei einem Neubauern, Oma nähte, pflückte Hopfen oder sammelte Kamille, die sie in Dresden verkaufte."



Lorenz Lovasi, Rudolf Koltai, Josef Rezgo und Michael Magvas aus Kischludt (Kislőd) nach ihrer Ankunft in Sachsen, fotografiert 1948 in Falkenstein/Vogtland
Sammlung Emil Magvas

21 Beer (wie Anm. 5), S. 56 f.
22 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2645.
23 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2458, fol. 18.

Die Verbitterung über die Ausweisung war groß, vor allem über die Ungerechtigkeit und die Willkür bei der Auswahl, wer in Ungarn bleiben durfte und wer nicht. Von einem der Umgesiedelten hat sich eine Postkarte erhalten, die dieser an das Umsiedlerlager Pirna richtete. Georg Harmann hatte ein Zimmer in einer Wohnung in Schneeberg zugewiesen bekommen, also im Uran-Bergbaugebiet. Er schrieb am 20. Mai 1948 an den ebenfalls umgesiedelten Lehrer Johann Weimann, als ein Ende der Transporte nicht abzusehen war: „Nimt das aussiedeln noch immer kein Ende, haben die Zigeuner noch nicht genug geraubt? Die Strafe Gottes wird sie erreichen, wenn auch nicht gleich, doch entschlüpfen werden sie nicht.“[24]

Die Ansiedlung einerseits im Gebiet um Dresden, Meißen und Pirna und andererseits im Erzgebirge und Vogtland hatte zur Folge, dass sich die Ungarndeutschen ganz unterschiedlich in Sachsen verteilten. Das Gebiet mit der höchsten Zuweisung war der Landkreis Auerbach/Vogtland. Der Anteil der Ungarndeutschen an den Flüchtlingen und Vertriebenen im Kreis Auerbach lag bei 24 Prozent! Es folgten der Kreis Stollberg mit 15 Prozent und der Kreis Zwickau mit 7 Prozent.[25] Auf der anderen Seite gab es Landesteile, in denen praktisch keine Ungarndeutschen angesiedelt wurden wie Nordsachsen, die nördliche Oberlausitz und Teile des Leipziger Landes, außerdem die großen Städte.

Ein Teil der Ungarndeutschen verließ die Ansiedlungsorte wieder und versuchte, auf den unterschiedlichsten Wegen zurück nach Ungarn zu kommen. Dabei kam ihnen zu Hilfe, dass sie ungarisch sprachen und sich als Ungarn ausgeben konnten. Ágnes Tóth, die die Rückkehr aus der SBZ nach Ungarn durch Interviews dokumentierte, schätzt die Zahl der Rückkehrer auf bis zu 10.000.[26] Dabei sind jedoch auch die Rücksiedler aus der Amerikanischen Besatzungszone eingerechnet. Andere Ungarndeutsche, die in der SBZ angekommen waren, gingen über die „grüne Grenze“ in die Amerikanische Besatzungszone oder flüchteten bis 1961 über West-Berlin in den Westen. Wie viele Flüchtlinge aus der SBZ und DDR ursprünglich aus Ungarn stammten, weiß man allerdings nicht.

Die Wohnsituation vieler Ungarndeutscher unterschied sich kaum von der anderer Flüchtlinge und Vertriebene. Die Umgesiedelten hatten einzelne Zimmer in Wohnungen und Häusern von Einheimischen zugewiesen bekommen. Sie waren darauf angewiesen, die Küchen und Bäder anderer Familien mitzunutzen. Es mangelte an Öfen und Heizmaterial. Alles in allem ein großer Unterschied für die, die früher auf dem eigenen Bauernhof gelebt hatten. Emil Magvas, dessen Familie aus Kischludt (Kislőd) im Komitat Veszprém nach Falkenstein im Vogtland gekommen war, hielt die Situation wie folgt fest: „Die räumliche Enge in den Wohnungen war bedrückend. Wenn in der Heimat das eigene Haus auch noch so klein war, einen Hof und einen Garten gab es doch, Viehzeug natürlich auch. Und jetzt lebte man in städtischen Wohnräumen, meist mit anderen Familien in einem Haus zusammen. Reibereien und Streitigkeiten waren nicht zu vermeiden. Der Drang nach den eigenen vier Wänden war groß. Baumöglichkeiten gab es so gut wie keine. Aber wenn die Familie vollständig war und zusammenhielt, ergaben sich im Laufe der Jahre in den kleineren Orten manchmal Möglichkeiten, ein eigenes, meist sanierungsbedürftiges Haus zu erwerben und es in harter Eigenarbeit den Bedürfnissen anzupassen. Wo die Möglichkeit bestand, wurde ein Kleingarten gepachtet und neben dem üblichen Gemüse auch versucht, den so sehr vermissten Paprika anzupflanzen.“[27]

Während die Kinder, die bei der Umsiedlung noch klein waren, in und mit der neuen Heimat aufwuchsen und schnell Wurzeln schlugen, hatten es die etwas größeren Schulkinder und Berufsanfänger deutlich schwerer. Da die Mehrheit der Volksschulen in den deutschsprachigen Dörfern Ungarns die Fächer in ungarischer Sprache unterrichtet hatte, hatten sie es schwer, sich in den deutschen Unterricht hineinzufinden. Nur wenige hatten in der Schule ausreichend Deutsch gelernt. Die deutsche Orthografie, war für diejenigen, die nur die ungarische Rechtschreibung kannten, äußerst schwer. „Ihr deutscher Dialekt, den sie aus Ungarn mitgebracht hatten, wurde nicht verstanden und war für die Schule kaum zu gebrauchen“, erinnerte



Anna und Hildegard Pfeil in ungarischer Kleidung in Niederjahna, um 1952
Familie Zschäbitz

24 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2337. Orthografie wie im Original. Mit Zigeuner sind hier die Ungarn gemeint, die die Aussiedung vornahmen.
25 Zahlen nach Emil Magvas: Ungarndeutsche im Uranerzbergbau in der DDR, in: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (Hrsg.): Deutscher Kalender 2015, S. 297-300, hier S. 299.
26 Tóth 2012 (wie Anm. 1), S. 18.
27 Emil Magvas: Schwerer Beginn – aus den Anfangsjahren der heimatvertriebenen Ungarndeutschen in der Ostzone Deutschlands, in: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (Hrsg.): Deutscher Kalender 2013, S. 280-285, auch online veröffentlicht unter https://kulturstiftung.donauschwaben.net/aktuelles/2013_12_20_ungarndeutsche_ddr.
28 Vgl. Rutsch 2008 (wie Anm. 3), S. 129 f.
29 Magvas (wie Anm. 23).
30 HStA Dresden, 11391 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge, Nr. 419, fol. 152v

sich Emil Magvas. „Ihre Startchancen in der deutschen Schule waren eindeutig ungünstiger als die der anderen Schüler. Das äußerte sich in den ersten Schuljahren bei ihren schlechteren Noten. Aber auch diese Kinder erreichten, nachdem sie die erforderlichen Schuljahre durchlaufen hatten, das Schulziel und konnten meist einen Beruf erlernen.“[29]

Die Ungarndeutschen wurden in Berufe eingewiesen, mit denen sie vorher kaum etwas zu tun gehabt hatten. Erstaunlicherweise klagten sie nicht darüber, sondern nahmen dieses Schicksal an. Das Ministerium für Arbeit und Sozialordnung der Landesregierung Sachsen lobte sie in ihrem Bericht vom 8. März 1948: „Allgemein wird berichtet, daß sich die aus Ungarn zugewiesenen Umsiedler in einem guten körperlichen Zustand befinden. Außerdem ist eine gute Arbeitsfreudigkeit festzustellen, die zugewiesene Arbeit wird zum größten Teil ohne Widerrede angenommen. Die weiblichen Arbeitskräfte besitzen eine gute Aufnahmefähigkeit, so dass nach einer gewissen Anlernzeit diese Kräfte als Facharbeiter eingereiht werden können.“[30]

Die große Mehrheit der Umgesiedelten erhielt Stellen in Bergbau und Industrie. Eine Beschäftigung in der Landwirtschaft gab es nur in Ausnahmefällen.

Nicht selten trafen die Umgesiedelten auf Ablehnung bei der einheimischen Bevölkerung. Eine Ungarndeutsche erinnerte sich: „Sie sagten, die Flüchtlinge kommen. Ich sagte, wir seien keine Flüchtlinge, wir seien umgesiedelt worden, wir seien keine Flüchtlinge. Sie sagten immer, die ungarischen Zigeuner kommen, das war ganz allgemein verbreitet. Und das hieß so viel wie: Wir haben selbst nichts, und dann kommen auch noch die daher, diese Ausländer, und fressen uns kahl!“[31] Emil Magvas konstatierte: „In der neuen Umgebung waren die Ankömmlinge nicht willkommen. Sie waren fremd und fühlten sich fremd.“[32]

Ein Grund für diese Vorbehalte waren sicherlich auch kulturelle Unterschiede. Die Ungarndeutschen waren überwiegend Katholiken und kamen in ein Land, in dem es im ländlichen Raum mit Ausnahme der Vertriebenen praktisch keine Katholiken gab. Sie sprachen einen fremden Dialekt, und die Frauen kleideten sich ganz anders als in Sachsen üblich. Während sich auch im ländlichen Raum Sachsens das Tragen von Trachten schon im 19. Jahrhundert verloren hatte, trugen die ungarndeutschen Frauen weite, meist schwarze Röcke und darunter mehrere Schichten Unterröcke sowie ein Kopftuch. In der Schwäbischen Türkei sagte man dazu „paurische“ Kleidung. „Die jüngeren Frauen legten sie recht bald ab, wenn auch das Kopftuch noch lange sichtbar war“, erinnerte sich Emil Magvas. „Die Älteren brauchten eine längere Zeit, ihre von Kindesbeinen an gewohnte Kleidung abzulegen. Einige besonders geschickte Frauen schneiderten für sich und andere aus dem Stoff der weiten Röcke ganz passable ‚städtische‘ Kleider.“[33] Noch bis weit in die 1970er Jahre hinein trugen ältere ungarndeutsche Frauen die traditionelle Tracht. Peter Bien kann sich an ältere Frauen in Dresden-Zschachwitz und Pirna erinnern, die Kirchgangs- oder Werktagstracht trugen. Eine Großtante Peter Biens trug noch bis ihrem Tod 1999 Teile der traditionellen Tracht.

Für viele Ungarndeutsche war der katholische Glaube sehr wichtig. In den Orten, in denen sie angesiedelt wurden, suchten viele eine Möglichkeit, die katholische Alltagsfrömmigkeit aus der Heimat wieder aufleben zu lassen. Die römisch-katholischen Pfarreien in Sachsen, die oftmals sehr groß waren, mussten auf diesen Bedarf reagieren. Man richtete Außenstationen in den Dörfern und Kleinstädten ein und bot in Gasthöfen oder evangelischen Kirchen katholische Messen an. „Wir sind jeden Sonntag in die Kirche gelaufen“, erinnerte sich Anna Zschäbitz, geborene Pfeil, die mit ihrer Mutter und Großmutter eine Unterkunft in Oberjahna bei Meißen gefunden hatte und zur Pfarrei St. Benno in Meißen gehörte. „Die Kirche war für meine Oma das Allerwichtigste. Nach der Kirche haben sich die Ungarn getroffen und unterhalten. Es hieß dann: ‚Hast Du schon gehört? Bald dürfen wir wieder nach Hause‘. Die wir alle verstreut lebten und es weit zur Kirche hatten, sahen wir uns immer nur sonntags.“ Die glaubensstarken Ungarndeutschen bereicherten die römisch-katholischen Gemeinden und bildeten manchmal auch den Kern für die Neugründung



Erstkommunion von Anna und Hildegard Pfeil in Meißen, 1951
Familie Zschäbitz

31 Tóth 2012 (wie Anm. 1), S. 135.
32 Magvas (wie Anm. 23).
33 Ebenda.
34 Vgl. Peter Bien: Vor 50 Jahren das erste Weihnachten in der Fremde. Ungarndeutsche, in: Tag des Herrn 48 (1998), Nr. 52, vgl. https://archiv.tag-des-herrn.de/archiv_1996_bis_2007/artikel/4809.php#gsc.tab=0.
35 Ebenda.

von Pfarreien im ländlichen Raum. Allerdings trafen sie dort auf sudetendeutsche und schlesische Katholiken, die andere kirchliche Bräuche oder Lieder kannten und mitbrachten. Daher war es nicht möglich, etwas spezifisch „Ungarisches“ in das katholische Gemeindeleben einzubringen. „Es waren ja viele Flüchtlinge, vor allem Schlesier“, begründete Anna Zschäbitz, geborene Pfeil, warum die ungarndeutsche Glaubenstradition keinen Eingang fand. Das katholische Bistum Meißen (heute Dresden-Meißen) versuchte, den Ankommenden beim Einleben in der neuen Umgebung zu helfen. Die ungarndeutschen Katholiken waren die einzige Vertriebenengruppe in Sachsen, die eine eigene pastorale Betreuung erhielt – zumindest für drei Jahre. Bischof Petrus Legge (1882–1951) beauftragte am 1. September 1948 den aus der Diözese Fünfkirchen vertriebenen Vikar Peter Ruppert (1917–1992), „sich der in das hiesige Bistum umgesiedelten Volksdeutschen aus Ungarn seelsorglich anzunehmen“.[34] Damit verstieß man allerdings gegen den in der SBZ geltenden Grundsatz, keine „landsmannschaftliche Organisation“ der Vertriebenen zu erlauben. Um den Priester vor Repressalien zu schützen, wurde er im Januar 1951 beurlaubt. Er verließ die DDR und ging nach Westdeutschland.

Wie dieser Vorfall zeigt, war es unerwünscht, dass die Ungarndeutschen als Gruppe zusammenblieben. Schon ihre weite geografische Verteilung verhinderte einen Zusammenschluss. Die Organisation in einem Verein oder Verband wäre auch in der DDR gar nicht möglich gewesen. Die offizielle Politik war darauf gerichtet, die Assimilierung der „Neubürger“ zu erreichen. Eine Erinnerung an die alte Heimat galt als „Revanchismus“ und war im öffentlichen Raum nicht möglich. Dort, wo die ungarndeutschen Familien ankamen, mussten sie sich in die Gesellschaft eingliedern. Egal woher sie kamen, mussten sich die Flüchtlinge und Vertriebenen genau wie die Einheimischen mit dem politischen und wirtschaftlichen System der DDR arrangieren. Man kann hier von einer „erzwungenen Integration“ sprechen.

Dennoch gab es unter den Schicksalsgenossen, die in einer Gegend lebten, engen Austausch. Dazu Emil Magvas: „In der ersten Zeit besuchten sich die Landsleute, wenn sie aus dem gleichen oder dem Nachbardorf stammten, gegenseitig recht häufig. Neuigkeiten wurden ausgetauscht, über den Verbleib des einen oder anderen Bekannten wurde informiert, die Aussichten auf baldige Rückkehr in die Heimat wurden erörtert, Möglichkeiten eines Wechsels in den Westen besprochen. Sonntags Nachmittag trafen sich die ‚Ungarn‘ in einem größeren Kreis in einer Gaststätte. Ganze Familien waren hier versammelt. […] Hier wurden die neuen Erfahrungen ausgetauscht und auch auf diese Weise ganz allmählich die Phase des Eingewöhnens in eine völlig neue Lebenssituation bewältigt. Städtische Lebensweisen mussten notgedrungen angenommen werden und verdrängten nach und nach die aus der Heimat mitgebrachten Bräuche und Überlieferungen.“[35] Der Integrationsprozess veränderte nicht nur die Aufgenommenen, sondern auch die Aufnahmegesellschaft selbst. Besonders stark war das in den Bergbaugebieten der SDAG Wismut zu spüren. Befördert durch den „Hunger“ der Atommacht Sowjetunion nach Uran waren fast über Nacht neue Bergwerke erschlossen und Siedlungen gegründet worden. Dabei entstand eine eigene Lebenswelt unter und über Tage. Zur Jahresmitte 1949 arbeiteten knapp 140.000 Beschäftigte bei der Wismut, viele davon unter Tage. Man schätzt, dass rund 4.000 bis 5.000 aus Ungarn stammten. „Die Arbeit im Bergwerk war schwer und nicht ungefährlich und für die allermeisten auch ungewohnt“, urteilte Emil Magvas. „Man stelle sich nur vor, welche Anpassungsleistung von Menschen verlangt wurde, die noch vor wenigen Monaten als selbständige Bauern auf dem Feld gearbeitet hatten und nun als Bergarbeiter in die Grube einfahren mussten. Da die bergmännischen Hilfsmittel und Geräte in den Anfangsjahren ein niedriges technisches Niveau hatten, dominierte harte körperliche Arbeit unter gesundheitsgefährdenden Bedingungen.“[36] Andererseits waren die Löhne im Bergbau höher, und die Versorgung war deutlich besser. Die Bergleute hatten die besten Lebensmittelkarten und erhielten Gutscheine für Textilien, Schuhe und andere Industriewaren, und nicht zuletzt bekamen sie den billigen



Anna Zschäbitz, geborene Pfeil, mit ihrer Enkelin am Vertreibungsdenkmal ihres Heimatortes, 2019
Familie Zschäbitz

36 Emil Magvas: Ungarndeutsche im Uranerzbergbau in der DDR, in: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (Hrsg.): Deutscher Kalender 2015, S. 297-300, hier S. 300.
37 Rutsch (wie Anm. 3), S. 130.
38 Magvas (wie Anm. 23).



Enthüllung der Gedenktafel in Pirna am 22. August 2017
Foto: Peter Bien

Wismutschnaps, „Kumpeltod“ genannt, der auch als Tauschmittel beliebt war. Viele Ungarndeutsche bauten sich in den Bergbaugebieten eine neue Existenz auf, gründeten Familien und wurden Teil der DDR-Gesellschaft.

In den ersten Jahren glaubten viele Ungarndeutsche noch, dass die Umsiedlung nicht entgültig sei. „Es gab mehrere ältere Leute, die ihre Bündel gar nicht auspackten. Die Vertriebenen, vor allem die ältere Generation, versuchten sich nur ein Existenzminimum zu suchern. ‚Bis zur Weinlese sind wir sicher wieder daheim.‘“[37] Erst nach einigen Jahren begriffen sie, dass es eine Rückkehr nicht geben würde. Aber auch diejenigen, die sich mit der neuen Heimat anfreundeten, behielten eine Verbindung nach Ungarn aufrecht. Dabei half, dass Verwandte nicht ausgesiedelt worden und in Ungarn geblieben waren. Emil Magvas schrieb dazu: „Trotz der zwangsweisen Aussiedlung aus Ungarn ist die emotionale Verbindung mit der alten Heimat nie abgerissen. Sobald die Möglichkeit gegeben war, was so Ende der 50er Jahre, Anfang der 60er eintrat, wurden die persönlichen Verbindungen mit Verwandten oder Freunden, die in der Heimat verbleiben durften, durch Reisen wieder hergestellt. Jetzt konnten die Menschen aus Deutschland auch unmittelbar erfahren, wie es den in der Heimat Verbliebenen ergangen war. Der Vergleich der Lebensumstände fiel nun doch etwas differenzierter aus, als man es sich aus der Ferne vielleicht vorgestellt hatte. In Ungarn konnten sich die reisebeschränkten DDR-Deutschen aber auch mit ihren Bekannten aus dem Westen treffen. Solange die Gesundheit es erlaubte und die Nahestehenden noch lebten, waren gegenseitige Besuche eine regelmäßige Angelegenheit. Aber im Laufe der Jahre sind die familiären Beziehungen natürlicherweise lockerer geworden oder wurden ganz beendet. Die nachwachsenden Generationen haben diese Bindungen nicht mehr, aber auch für sie sind Budapest und der Plattensee oder Bük und Hajdúszoboszló keine böhmischen Dörfer.“[38] Familie Pfeil aus Ratzpeter, die in Oberjahna bei Meißen angekommen war, fuhr erstmals 1958 in die alte Heimat und dann, wenn es ging, einmal oder sogar zweimal im Jahr. „Ich war über 50-mal in Ungarn. Wir haben auch die Kinder und Enkel mitgenommen. Die haben das alles kennengelernt. Anfangs lebten ja die Großeltern noch, die Eltern meines Vaters, die nicht raussmussten. Später hat uns eine Tante aufgenommen, bis diese 1991 starb“, berichtet Anna Zschäbitz.

Die Reisen nach Ungarn stillten den Bedarf, die alte Heimat wiederzusehen, machten aber auch deutlich, dass vieles anders aussah, als man es in Erinnerung hatte. Der Lebensstandard in der DDR war in den 1970er und 1980er Jahren höher als in den ländlichen Regionen Ungarns, auch wenn es in Ungarn mehr zu kaufen gab. Geld dafür war aber knapp, da viele Dorfbewohner als Selbstversorger ihren Lebensunterhalt erwirtschafteten. „Danach verschwand allmählich die Sehnsucht, nach Ungarn zurückzukehren“, konstatiert Nóra Rutsch.[39]

Die nach der Umsiedlung Geborenen, die Ungarn nicht mehr kennengelernt hatten, waren vollkommen in die DDR-Gesellschaft integriert. Sie behielten allenfalls einige Dialektbegriffe, Erzählungen und Prägungen ihrer ungarndeutschen Vorfahren, oftmals auch den römisch-katholischen Glauben. Bei Familien, die deutsche Nachnamen tragen, fällt die Herkunft aus Ungarn nicht weiter auf. Nur bei Familien, die im Zuge der Magyarisierung ungarische Namen angenommen hatten, ist der Bezug zu Ungarn noch heute erkennbar. Ein Beispiel dafür ist die 1979 in Rodewisch geborene Yvonne Magwas, die seit 2013 für die CDU im Deutschen Bundestag sitzt und seit 2001 als Vizepräsidentin des Bundestags amtiert. Sie ist eine Nachfahrin der bereits erwähnten Familie Magvas aus Kischludt in Westungarn, die – wie alle Einwohner des Dorfes – 1868 ihren deutschen gegen einen ungarischen Nachnamen getauscht hatte.

Auf Initiative von Prof. Dr. Heinrich Oppermann, selbst aus Ungarn ausgesiedelt, und des Bundestagsabgeordneten Klaus Brähmig wurde vor der Grauen Kaserne in Pirna eine Gedenktafel zur Erinnerung an das Schicksal der vertriebenen Ungarndeutschen aufgestellt. Die Enthüllung erfolgte am 22. August 2017, dem 60. Jahrestag der Ankunft der ersten Ungarndeutschen in Pirna. Anwesend waren Dr. Jens Baumann als Vertreter des sächsischen Staatsministerium des Innern, das diesen Gedenkort finanzierte, Klaus Brähmig, der Zeitzeuge Prof. Dr. Heinrich Oppermann, András Izsák, stellvertretender Botschafter der Republik Ungarn in Deutschland, sowie Pirnas Oberbürgermeister Klaus-Peter Hanke.

39 Rutsch (wie Anm. 3), S. 131.
40 Hier kann Àgnes Tóth korrigiert werden, die von „etwa 35.000 Ungarndeutschen“ ausging. Vgl. Ágnes Tóth: Migrationen in Ungarn 1945-1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, München 2001, S. 212; Ágnes Tóth: Rückkehr nach Ungarn 1946-1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener. München 2012, S. 16.
41 Tóth 2001 (wie Anm. 1), S. 202.

Autoren
Dr. Matthias Donath
Dr. Lars-Arne Dannenberg
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“



Die vertriebenen Ungarndeutschen und die katholische Kirche in Sachsen

Peter Bien

In Sachsen wurden in den Jahren von 1945 bis 1948 etwa eine Million Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen. Etwa die Hälfte von ihnen waren Katholiken, die vor allem aus Schlesien, dem ostpreußischen Ermland und dem Sudetenland kamen. Aber auch die meisten der etwa 46.000 Ungarndeutschen, die 1947/48 nach Sachsen vertrieben wurden, gehörten der römisch-katholischen Kirche an.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen wurden die Vertriebenen aus Ungarn im Gebiet des Bistums Meißen (seit 1980 Dresden-Meißen) angesiedelt. Das im Jahr 968 gegründete Bistum war in der Reformationszeit bis auf einen Restteil in der Oberlausitz untergegangen. Als es 1921 wiedererrichtet wurde, umfasste es das Gebiet Sachsens in den Grenzen von 1815 sowie das östliche Thüringen. Damals lebten hier nur 180.000 Katholiken – das waren 3,6 Prozent der Bevölkerung.

Knapp 25 Jahre später hatte sich die Situation grundlegend geändert. Fast das gesamte Bistumsgebiet gehörte nun zur Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) – ausgenommen vier östlich der Neiße gelegene Pfarreien. Bis 1949 wuchs die Zahl der Katholiken im Bistum auf 700.000 an. Die katholische Diaspora-Kirche wandelte sich durch den Zustrom von Gläubigen zu einer „Flüchtlingskirche“ und stand vor einer Vielzahl von pastoralen und karitativen Herausforderungen.

Wie es den Vertriebenen aus Ungarn in ihren Aufnahmeorten erging, schilderte 1996 Jakob Putschli (1925–2022), ein Lehrer, der aus Warasch (Bonyhádvarasd) stammte: „In einigen Dörfern Sachsens wurden unsere Leute nicht gerade

Fronleichnamsprozession mit Bischof Petrus Legge am 8. Juni 1950 im Großen Garten in Dresden
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek, Foto: Erich Höhne/Erich Pohl



Bischof Petrus Legge mit heimatvertriebenen Frauen aus Ungarn im Vogtland, Ende der 1940er Jahre
Unser Hauskalender 1950, Stuttgart o. J. [1949], S. 38

freundlich aufgenommen. Mit den Worten ‚Ungarische Zigeuner kommen in mein Haus nicht!', wurden auch meine Angehörigen in Lauterbach bei Crimmitschau empfangen. [...] Die ungarndeutschen Frauen und Mädchen versetzten die Sachsen zusätzlich in Erstaunen wegen ihrer Kleidung. Die weiten Röcke, in der Taille straff gebunden, die bis obenhin zugeknöpften Blusen und die mal dunklen, mal hellbunten Kopftücher erschienen den Einheimischen als exotische Tracht vergangener Zeiten."[1]

Den Ungarndeutschen war klar, dass sie sich an ihre neue Umgebung anpassen mussten. Sie waren aber nicht gewillt, dies auch in Glaubensfragen zu tun. Dazu Jakob Putschli: „Wir waren unleugbar in mehrfacher Hinsicht in eine fremde Umgebung geraten. Wir bemühten uns redlich, sich [sic!] den neuen Gegebenheiten anzupassen – in der Arbeit, in der Sprache, in der Kleidung. In einer Beziehung gab es jedoch keine Anpassung, nämlich in der Sache des Glaubens. Als kirchentreue Katholiken landeten wir in Sachsen in tiefster Diaspora. Über Nacht befanden wir uns als verschwindend kleine konfessionelle Minderheit in einer durch und durch evangelischen Gegend, ja in einem Stammland der lutherischen Reformation."[2]

1 Jakob Putschli: Das neue Zuhause in der DDR, in: Unser Hauskalender 1997, Ostfildern o. J. [1996], S. 55-61, hier S. 55-57.
2 Ebenda, S. 58.
3 Ebenda.
4 Emil Magvas: Schwerer Beginn. Streiflichter aus den Anfangsjahren der heimatvertriebenen Ungarndeutschen in der Ostzone und der DDR, in: Unser Hauskalender 2007, Ostfildern 2006, S. 141-144, hier S. 143.
5 Wendelin Szalai: Ich bin auch Vertriebener, ich bin Ungarndeutscher, in: Astrid von Friesen/Wendelin Szalai (Hrsg.): Heimat verlieren – Heimat finden, Dresden 2002, S. 32-50, hier S. 45.



Kleindoroger Mädchen in Kirchgangstracht kurz nach der Ankunft in Sachsen, Ende der 1940er Jahre
Unser Hauskalender 1994, Ostfildern o. J. [1993], S. 53 (Einsender: Resi Wiener, Fellbach)

Doch die vertriebenen Katholiken konnten von einer „neuen Geisteshaltung der Konfessionen zueinander" profitieren. Putschli schrieb dazu: „In großzügiger Weise stellten evangelische Gemeinden den Katholiken ihre Kirchen für Gottesdienste zur Verfügung. Auf Altären, auf denen jahrhundertelang das Abendmahl gefeiert wurde, wird nun auch das Meßopfer zelebriert. Was guter Wille vermag!"[3]

Ähnliche Erfahrungen wie Jakob Putschli machte Emil Magvas, ein oft zitierter Zeitzeuge, der aus Kischludt (Kislőd) im Bakonywald stammte. Er schrieb im Jahr 2006: „Ein bisschen Geborgenheit bot [den Vertriebenen] die Kirchgemeinde, wenn es denn überhaupt in ihrem neuen Wohnort eine gab. Die wenigen Geistlichen wurden von der großen Zahl neuer Katholiken überrollt. Zahlreiche Außenstationen mussten eingerichtet werden, um regelmäßig Gottesdienste feiern zu können. Säle in Wirtshäusern, in Fabriken, aber auch evangelische Kirchen konnten für diese Zusammenkünfte genutzt werden. Auch die Kirchgemeinde musste sich erst neu finden, so wie sie zusammengewürfelt war aus Menschen aus Schlesien, Böhmen und nun aus Ungarn, zu der auch ein paar Einheimische gehörten. Die meisten Lieder, die in der Kirche gesungen wurden, waren den Ungarndeutschen unbekannt. Die kirchlichen Feiertage, die in der alten Heimat Höhepunkte im Jahresverlauf waren, konnten in der evangelisch geprägten Umgebung nur recht bescheiden begangen werden. Vor allem die älteren Vertriebenen vermissten unter diesen Umständen die heimatliche Kirche sehr und litten darunter stark."[4]

Zu den Ungarndeutschen, die 1948 nach Sachsen vertrieben wurden, gehörte Wendelin Szalai (geb. 1939) aus Ganna, einem Dorf an den Ausläufern des Bakonyer Waldes. Im Jahr 2001 berichtete er in einem Vortrag, was seine neue Kirchgemeinde für ihn bedeutet hatte: „Eine neue Heimat finden wir zuerst in der katholischen Kirchgemeinde von Löbau, der Kreisstadt. Hier in der Diaspora ist man froh über die zahlenmäßige Verstärkung durch die frommen ungarndeutschen Glaubensgenossen. Ich habe das Gefühl, daß man uns hier bald gut kennt, daß wir hier bald selbst gute Bekannte haben, daß wir hier anerkannt werden. Bald werde ich Ministrant und Oberministrant. Ich baue die Pfarrbücherei mit auf und leite sie zeitweilig. Ich bin in der katholischen Jugendbewegung aktiv."[5]

Auf eine spezifische Vertriebenenseelsorge musste das Bistum Meißen weitgehend verzichten, da in der SBZ bzw. DDR landsmannschaftliche Vereinigungen verboten waren. Besondere Regelungen gab es nur für die vertriebenen Ungarndeutschen, denen die Bistumsleitung helfen wollte, sich in der neuen Umgebung einzuleben.

Mit Wirkung vom 1. September 1948 beauftragte Bischof Petrus Legge (1882–1951) den Vikar Peter Ruppert (1917–1992), einen Priester aus dem

Bistum Fünfkirchen (Pécs), „sich der in das hiesige Bistum umgesiedelten katholischen Volksdeutschen aus Ungarn seelsorglich anzunehmen“.[6] Außerdem erließ das Ordinariat in Bautzen im Mai 1950 eine „Kollektenregelung“ für die Gottesdienste der Ungarndeutschen.[7]

Peter Ruppert kam aus Mutsching (Mucsi) in der so genannten „Schwäbischen Türkei“ und war 1944 im Dom zu Fünfkirchen zum Priester geweiht worden. Von den ungarischen Kommunisten wurde er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, doch er konnte 1946 nach Deutschland flüchten. Bevor er nach Sachsen kam, wirkte er als Seelsorger für die im Kreis Kassel angesiedelten Ungarndeutschen.[8] Ruppert wurde die Lokalkaplanei Treuen im Vogtland zugewiesen, wo er auf zahlreiche Landsleute traf. Zunächst konnte er sie nur betreuen, wenn ihm seine Tätigkeit als Lokalkaplan dafür Zeit ließ. Mit Wirkung vom 1. Januar 1950 wurde er zum hauptberuflichen Seelsorger für die Ungarndeutschen ernannt und zog nach Leipzig.[9]

Schon ein Jahr später endete das kurze Kapitel der Vertriebenenseelsorge, die politisch unerwünscht war. Ruppert musste vor Repressionen des SED-Staates geschützt werden, weshalb er ab dem 16. Januar 1951 „studienhalber“ beurlaubt wurde.[10] Er ging über Westdeutschland nach Frankreich, wo er sich in Lisieux der Arbeiterpriesterbewegung anschloss. Später übernahm er verschiedene Pfarrstellen in Hessen.[11]

Die Ungarndeutschen, die in der DDR blieben, hielten noch lange an ihren heimatlichen Bräuchen fest. Noch in den 1980er Jahren sah man in Dresden und Pirna sowie in vogtländischen Orten Frauen, die beim sonntäglichen Kirchgang Trachten trugen, die sie aus der „Schwäbischen Türkei“ oder der Batschka mitgebracht hatten.

Besondere Bedeutung besaß für die Ungarndeutschen das Fronleichnamsfest und die damit verbundene öffentliche Manifestation des katholischen Glaubens. In ihren Herkunftsgebieten hatten sie das Fest „mit großer Pracht und Innigkeit gefeiert. Aus Lilien und Kornblumen, Rosen und Tulpen und allerlei Feldblumen wurden mit großer Mühe und Sorgfalt farbenprächtige Blumenteppiche gelegt, galt es doch dem König der Könige, der an diesem heiligen Festtage segenspendend durch das Dorf zieht, den Weg zu bereiten.“[12]

Derartige Feiern gab es im evangelisch geprägten Sachsen nicht, was sich nach 1945 ändern sollte. So fand in Dresden am 8. Juni 1950 erstmals seit der Reformation wieder eine öffentliche Fronleichnamsprozession statt. Dazu kamen 10.000 Katholiken vor dem Palais im Großen Garten zusammen, die meisten von ihnen waren Heimatvertriebene. Und auch in den folgenden Jahren wurde am Fronleichnamstag im Großen Garten eine Prozession durchgeführt. Nach der Liturgie hatten die Teilnehmer Gelegenheit, in dem weitläufigen Parkgelände Landsleute zu treffen und mit ihnen Neuigkeiten, aber auch Erinnerungen an die Heimat auszutauschen.



Ungarndeutsche Frauen bei der Fronleichnamsprozession in Bautzen, 1949
Unser Hauskalender 1994, Ostfildern o. J. [1993], S. 55 (Einsender: Michael Bayer, Bautzen)

Wichtig war es für die vertriebenen Ungarndeutschen auch, an Wallfahrten teilzunehmen, konnten sie damit doch an jahrhundertealtes Brauchtum in ihrer Heimat anknüpfen. Vor der Vertreibung waren sie nach Marjud (Máriagyűd) und Kemend (Máriakéménd) in der „Schwäbischen Türkei“ gezogen oder nach Bründl (Máriakönnye) und Hajosch (Hajós) in der Nordbatschka, einige auch ins österreichische Mariazell. Nun wurde der sorbische Wallfahrtsort Rosenthal zum Ziel ihrer Pilgerfahrten. Bis 1945 war der Ort in der Nähe von Kamenz fast nur von sorbischen Katholiken besucht worden. Nun zogen mehrmals im Jahr Tausende Gläubige aus ganz Sachsen zu dem „Gnadenort“ – vor allem Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten sowie aus Böhmen und Ungarn.

Vertriebene, die im westlichen Teil von Sachsen Aufnahme gefunden hatten, begründeten eine neue Wallfahrtstradition. Am 18. September 1949 führten sie die erste „Kreuzwallfahrt“ zur Stiftskirche in Wechselburg durch. Daran nahmen 3.000 Katholiken aus dem Raum Chemnitz und der Stadt Leipzig teil.

Einen aufschlussreichen Bericht über diese Wallfahrt lieferte das seit 1951 erscheinende Kirchen-



Ungarndeutsche Wallfahrerinnen in der Sowjetischen Besatzungszone, Ende der 1940er Jahre
Unser Hauskalender 1950, Stuttgart o. J. [1949], S. 43

6 Archiv des Bischöflichen Ordinariats des Bistums Dresden-Meißen in Bautzen (folgend ABD-M), Runderlass des Bistums Meißen Nr. 124/1948, Bautzen, 21. September 1948.
7 ABD-M, Runderlass des Bistums Meißen Nr. 90/1950, Bautzen, 12. Mai 1950. In: ABD-M
8 Vgl. Pfarrer Ruppert ist tot, in: Unsere Post 47 (1992), Ausgabe 6, S. 7.
9 ABD-M, Runderlass des Bistums Meißen Nr. 22/1950, Bautzen, 2. Januar 1950.

10 ABD-M, Runderlass des Bistums Meißen Nr. 17/1951, Bautzen, 22. Januar 1951.
11 Wie Anm. 8.
12 Unser Hauskalender 1949, Stuttgart 1948, S. 107.
13 Erzpriester Fischer: Kreuzwallfahrt nach Wechselburg, in: Tag des Herrn 1 (1951), Ausgabe 13/14, S. 53.
14 Sächsische Zeitung vom 26. Oktober 1956.
15 Sächsische Zeitung vom 12. November 1956.
16 Sächsische Zeitung vom 28. November 1956.
17 ABD-M, Text des Hirtenbriefes in: Runderlass des Bistums Meißen Nr. 84/1956, Bautzen, 14. November 1956.
18 Szalai (wie Anm. 5), S. 45.
19 Putschli (wie Anm. 1), S. 58 f.

blatt „Tag des Herrn“ in einer seiner ersten Ausgaben.[13] Dort war zu lesen, dass mit der Wallfahrt zwei große Heilige des Ostens verehrt werden sollten: Hedwig von Schlesien (1174–1243), die Heilige „des ganzen deutschen Ostens“, und Elisabeth von Thüringen (1207–1231), eine Frau, „die Deutsche und Ungarn zugleich als größte Heilige verehren“. Offensichtlich pilgerten vor allem Schlesier und Ungarndeutsche zu dem neuen Wallfahrtsort.

Als sich das ungarische Volk im Oktober 1956 gegen das kommunistische Regime erhob, war das für die vertriebenen Ungarndeutschen ein Zeichen der Hoffnung. Doch in der SED-Presse mussten sie lesen, dass es sich bei dem Aufstand um einen „konterrevolutionären Putsch“ und eine „faschistische Provokation“ handelte.[14] Der von vielen Vertriebenen verehrte Kardinal József Mindszenty (1892–1975), der Primas der katholischen Kirche im Ungarn, wurde als „Agent der internationalen Reaktion“ verunglimpft. Man unterstellte ihm, er hätte „vertierte Faschisten“ zu „seinen Werkzeugen“ gemacht.[15] Nach Auffassung der SED waren an dem „Treiben der Mordbanden“ aber nicht nur „katholische Kardinäle und antisemitische Menschenfresser“ beteiligt, sondern auch „nazistische ‚Volksbunddeutsche‘“.[16]

Nach der Niederschlagung des Aufstandes verfasste Bischof Otto Spülbeck (1904–1970), der seit Dezember 1955 als Apostolischer Administrator das Bistum Meißen leitete, unter dem Datum des 14. November 1956 einen Hirtenbrief, in dem er zu den aktuellen Ereignissen Stellung nahm.[17] Sein Hirtenwort zum Zeitgeschehen leitete er mit der Feststellung ein, „Willkür und Gewalttat“ seien die Ursache für „die jüngsten Ereignisse“. „Bewaffnete Auseinandersetzungen, um nicht zu sagen, kriegerische Eingriffe“ seien „unter Mißachtung feierlicher Eide und Versprechen geschehen“.

Der Bischof zitierte Papst Pius XII. (1876–1958), der am 5. November 1956 in der Enzyklika „Datis nuperrime“ geschrieben hatte: „Jene, auf die die Verantwortung für diese traurigen Ereignisse fällt, müßten sich endlich klar werden, daß die gerechte Freiheit der Völker nicht durch Blut unterdrückt werden kann. […] Es ist heute das Blut des ungarischen Volkes, das zum Herrn schreit, der als gerechter Richter die Sünden der einzelnen erst nach dem Tode bestraft, der aber auch manchmal in diesem Leben Regierende und Nationen, wie die Geschichte es lehrt, wegen der begangenen Ungerechtigkeit schlägt.“

Am 18. November 1956 wurde der Hirtenbrief in allen Kirchen und Gottesdienststationen des Bistums Meißen verlesen. Die Diözese zählte damals 480.000 Gläubige, von denen ein Drittel aktiv am religiösen Leben teilnahm. Spülbecks zeitkritische Worte dürften somit etwa 160.000 Kirchgänger erreicht haben, die zumeist aus Vertreibungsgebieten stammten. Für die Vertriebenen aus Ungarn waren es Worte des Trostes in einer Zeit der Hoffnungslosigkeit.

Auch im Klerus des Bistums Meißen vollzog sich nach 1945 ein Wandel. Priester, die aus Vertreibungsgebieten nach Sachsen und Ostthüringen gekommen waren, übernahmen hier Pfarreien. Zudem wurden in jedem Jahr einige junge Männer, die aus Vertriebenenfamilien stammten, zu Priestern geweiht – doch nur wenige Ungarndeutsche entschieden sich für diesen Beruf.

Für Wendelin Szalai, der 1948 nach Sachsen vertrieben worden war, schien sein Weg vorgezeichnet zu sein: „Und für mich ist es bald klar: Ich soll und ich will Priester werden.“[18] Doch wegen des Zölibats studierte er nicht Theologie, sondern wurde Lehrer. Er trat 1966 freiwillig in die SED ein, was für einen Ungarndeutschen ungewöhnlich war. Als linientreuer Genosse konnte er bis zum Professor für marxistisch-leninistische Geschichtsmethodik an der Pädagogischen Hochschule Dresden aufsteigen. Nach 1989 begann er, seinen Lebensweg kritisch zu reflektieren.

Bei den meisten Vertriebenen aus Ungarn konnte die kirchenfeindliche Propaganda der SED keine Wirkung erzielen. Jakob Putschli, der von 1950 bis 1989 als Unterstufenlehrer in Crimmitschau gearbeitet hatte, schrieb 1996: „Wir erinnern uns, die SED entfaltete mehrfach großangelegte Aktionen atheistischer Propaganda. Wir dürfen hier eine klare Aussage treffen: Das Geschwätz der Parteibonzen vermochte uns in unserem Glauben nicht wankelmütig zu machen. Wenn einige wenige unter uns von der Kirche abgefallen sind, so verbirgt sich dahinter Gleichgültigkeit oder Entfremdung.“[19]

Im gleichen Jahr, in dem Wendelin Szalai SED-Genosse wurde, standen zwei Vertriebene aus Ungarn vor dem Weihealtar in der Dresdner Hofkirche: Oskar Werner (1935–1975) aus Magotsch (Mágocs) und Johannes Rippl aus Kewling (Köblény), Sie wurden am 26. Juni 1966 von Bischof Otto Spülbeck zu Priestern geweiht – und mit ihnen vier junge Männer aus den ehemals deutschen Gebieten jenseits von Oder und Neiße und zwei aus dem Sudetenland.

Oskar Werner war 1947 mit seiner Familie aus Ungarn vertrieben worden und hatte zunächst den Beruf eines Schneiders erlernt. Als Neupriester kam er in die Pfarrei „Heilige Familie“ in Dresden-Zschachwitz. Er wurde hier von zahlreichen ungarndeutschen Landsleuten begrüßt, für die er in der Folgezeit spezielle Gottesdienste hielt. Besondere Aufmerksamkeit widmete er auch den ungarischen Arbeitern, die aufgrund von Regierungsabkommen zwischen der DDR und Ungarn in Betrieben des Bezirkes Dresden tätig waren. Sie zu beraten und seelsorgerisch zu betreuen, sah er als seine Aufgabe an.

1969 wurde der junge Geistliche an die Pfarrei „Kreuzerhöhung“ nach Sebnitz versetzt, und drei Jahre später erhielt er eine Kaplansstelle an der



Kaplan Oskar Werner, 1975
Sammlung Peter Bien

Meißner St. Benno-Kirche. Hier war ihm auch die Arbeit mit jungen Leuten ein wichtiges Anliegen. Als er am 20. Juni 1975 zusammen mit mehreren Jugendlichen ein Bad in einem Teich bei Weinböhla nahm, fand sein Leben durch einen Herzinfarkt ein jähes Ende. Seit 2005 erinnert eine Gedenktafel an der St.-Benno-Kirche in Meißen daran, dass er sich in besonderer Weise für die ungarischen „Gastarbeiter" eingesetzt hat.

In den 1950er und 1960er Jahren traten einige junge Frauen, die aus Ungarn stammten, in Ordensgemeinschaften ein. Zu diesen Frauen gehörte die in Fünfkirchen (Pécs) geborene Anna Steiner (1940–2017).[20] Nachdem sie in Bayern eine Berufsausbildung als Buchbinderin absolviert hatte, trat sie 1961 in das Zisterzienserinnenkloster St. Marienthal ein. Im Jahr darauf bekam sie bei ihrer feierlichen Einkleidung den Ordensnamen „Maria Bernadette". In der Abtei gab es für sie ein Wiedersehen mit einer leiblichen Schwester, die dort bereits seit einigen Jahren als Ordensfrau lebte und den Namen „Maria Assumpta" führte.

Schwester Maria Bernadette Steiner betreute zunächst geistig und körperlich behinderte Mädchen. Ihr wichtigster Arbeitsplatz wurde jedoch schon bald die Buchbinderei des Klosters. Hier beschäftigte sie sich mit dem Binden von heimlich vervielfältigter „Westliteratur", die für das Ordinariat in Dresden und das Priesterseminar Neuzelle bestimmt war. Die schwere Arbeit an den Papiermaschinen ließ sie früh gebrechlich werden, aber sie konnte noch einige Jahre als Sakristanin tätig sein.

Ein Höhepunkt im klösterlichen Leben der Schwestern von St. Marienthal war die 750-Jahr-Feier der Abtei im Jahr 1984. Zum Festgottesdienst am 9. September 1984 versammelten sich der Nonnenkonvent und 25.000 Wallfahrer vor dem Kloster. An der feierlichen Liturgie, die von drei Bischöfen zelebriert wurde, nahmen auch etliche vertriebene Ungarndeutsche teil. Bei einigen von ihnen wurden Erinnerungen wach an ein großes Ereignis, das sie in ihrer Kindheit miterlebt hatten: den 34. Eucharistischen Weltkongress, der 1938 in Budapest stattgefunden hatte.

Nicht nur hinter Klostermauern, sondern auch im Beruf, in einer Pfarrgemeinde oder in sozialen Diensten zeigten ungarndeutsche Frauen Glaubensstärke. Eine dieser Frauen war Anna Frei (1918–1999) aus Haimasch (Nagyhajmás). Im Dezember 1944 wurde die Mutter von zwei Kindern so wie viele junge Frauen aus ihrem Heimatort zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Dort musste sie in einem Bergwerk im Donbass Schwerstarbeit leisten. 1946 wurde sie krank aus dem Arbeitslager entlassen und zwei Jahre später nach Frankenberg in Sachsen vertrieben. Hier arbeitete sie zunächst als Magd bei verschiedenen Bauern und bekam später eine Stelle in der Textilindustrie.[21] „Sie war eine besondere Frau, die trotz vieler Schicksalsschläge nie das Gottvertrauen und den Lebensmut verloren hat", ist auf einer Bildsäule zu lesen, die zur Ausstellung „Stille Heldinnen. Frauen aus dem Bistum Dresden-Meißen" gehört. In dieser Ausstellung, die seit 2016 in vielen katholischen Kirchgemeinden gezeigt worden ist, werden die Lebenswege von 28 Frauen aus dem Bistum Dresden-Meißen beschrieben, die oft im Stillen gewirkt und dabei Mut und Engagement gezeigt haben. Eine dieser „stillen Heldinnen" war Anna Frei.

Die meisten Vertriebenen aus Ungarn blieben auch nach 1989 eng mit der katholischen Kirche verbunden. So war es fast selbstverständlich, dass für das erste größere Treffen von Ungarndeutschen in Dresden ein kirchlicher Raum ausgewählt wurde. Am Vormittag des 22. Februar 1992 zogen Hunderte Vertriebene zum Gemeindesaal der Pfarrei „Heilige Familie" in Dresden-Zschachwitz. Als deutlich wurde, dass viele Besucher keinen Platz finden würden, stellte der Pfarrer Wolfgang Leonhardt (1940–1998) spontan die sonst dem Gottesdienst vorbehaltene Pfarrkirche für das Treffen zur Verfügung. Hier fanden die über 400 Teilnehmer Platz und bekamen Informationen über die neuen Möglichkeiten, sich landsmannschaftlich zu organisieren, und über den Stand der Entschädigungsregelungen in Deutschland und Ungarn.

Zu den Ungarndeutschen, die nach Sachsen vertrieben wurden, gehörten viele Familien aus der Gemeinde Kleindorog (Kisdorog) in der „Schwä-



Bildsäule mit Lebenslauf und Porträt von Anna Frei
Foto: Peter Bien

20 Vgl. Ora et labora Nr. 55, Sommer 2017, S. 26.
21 Lebenslauf auf einer Bildsäule in der Ausstellung „Stille Heldinnen. Frauen aus dem Bistum Dresden-Meißen".



Michael Mayer, Bischof von Fünfkirchen (Pécs), bei einem Gottesdienst für Ungarndeutsche am 24. September 2005 im Bautzener Petridom
Foto: Peter Bien

bischen Türkei“. Die meisten Einwohner dieses Dorfes kamen nach Südwestdeutschland, aber auch in der Oberlausitz fanden Kleindoroger Aufnahme. Deshalb organisierte der „Freundeskreis Kleindorog“ in den Jahren 1997 und 2005 zwei große Heimattreffen in Obergurig, einer Gemeinde in der Nähe von Bautzen. Beide Treffen wurden mit Bischofsgottesdiensten im Bautzener Petridom eröffnet.

Den Gottesdienst beim ersten Treffen zelebrierten am 31. Mai 1997 der damalige Bischof von Fünfkirchen (Pécs), Michael Mayer (geb. 1941), und der im Bistum Dresden-Meißen wirkende Weihbischof Georg Weinhold (1934–2013). Der aus Kleindorog stammende Bischof Mayer war von 1989 bis 2011 Oberhirte des südungarischen Bistums Fünfkirchen. Zu dieser Diözese gehörten Ende der 1990er Jahre etwa 450.000 Gläubige – darunter viele in Ungarn verbliebene Deutsche.

In seiner Predigt betonte Bischof Mayer, dass Ungarn dieselben christlichen Wurzeln habe wie Westeuropa. Er sagte, für die Deutschen in Ungarn seien die Minderheitengesetze der letzten Jahre „ein Hoffnungszeichen“. In vielen Orten gebe es jetzt wieder Gottesdienste in deutscher Sprache. Der Predigt schloss sich ein Bittgebet an, in dem die Gläubigen aus Kleindorog ausdrückten, was ihnen Heimat bedeutet: „Heimat, das ist ein Stück Erde, ein Feld, Bäume, ein Dorf, eine Stadt, Straßen und Wege, die Kirche und das Gasthaus, die Art zu sprechen und zu fühlen. Heimat, das sind Menschen, und das ist Geschichte.“ Weil aber der Heimatbegriff oft missbraucht worden ist, betete die Festgemeinde auch dafür, „dass Heimatgefühle nicht für politische Phantasien benutzt werden“.

Das zweite Treffen der Kleindoroger in der Oberlausitz fand acht Jahre später statt und wurde am 24. September 2005 im Bautzner Petridom eröffnet. Dieses Mal feierte Bischof Mayer den Eröffnungsgottesdienst gemeinsam mit dem aus Schlesien stammenden Bischof Joachim Reinelt (geb. 1936), der von 1988 bis 2012 Oberhirte des Bistums Dresden-Meißen war. In seiner Festpredigt unterstrich Bischof Reinelt die große Bedeutung der Vertriebenen für die Diözese Dresden-Meißen. Er sagte, ohne die Vertriebenen wäre heute von der katholischen Kirche in Sachsen kaum etwas zu bemerken. Die Lichtseite an der schlimmen Geschichte sei, dass viele Vertriebene standhaft am Glauben festgehalten hätten.

Über die Ungarndeutschen sagte Reinelt, sie seien Menschen, die „schaffen, etwas bauen, etwas erreichen“ wollten. In der DDR-Zeit hätten sie als Christen kaum berufliche Chancen gehabt, nach der „Wende“ hätten sich jedoch einige von ihnen bis in höchste Positionen hochgearbeitet. Dass die Vertriebenen aus Ungarn den alten Glauben in die neue Heimat mitgenommen hätten, sei eine „Gnade auf dem Kreuzweg“ gewesen, für welche die junge Generation dankbar sein solle.

Waren die 1990er Jahre für das Bistum Dresden-Meißen eine „Aufbauzeit“, so ist nun eine Zeit des Umbruchs gekommen. Die Zahl der Kirchenmitglieder ist von 173.000 im Jahr 1993 auf 134.000 im Jahr 2022 gesunken[22], und die meisten Kirchgemeinden wurden zu Großpfarreien zusammengeschlossen. Vor allem im ländlichen Raum sind etliche der Kirchen entweiht worden, in denen die Vertriebenen einst Zuflucht gefunden hatten.

Vieles von dem, was die heimatlos Gewordenen in ihrem „geistlichen Fluchtgepäck“ mitgebracht haben, scheint heute verbraucht zu sein oder besitzt für die Nachgeborenen keine Bedeutung mehr. Doch es gibt auch Enkel von Vertriebenen, die bewusst an die Traditionen ihrer Vorfahren anknüpfen.

Zu diesem Personenkreis gehört Diana Feuerbach (geb. 1972), die als Literatin und Medienschaffende tätig ist. Im Juli 2022 stellte das Kirchenblatt „Tag des Herrn“ die Wahl-Leipzigerin in einem Beitrag mit dem Titel „Heim zu den Wurzeln“ vor.[23] Diana Feuerbachs Eltern hielten sich der Kirche fern, doch ihre ungarndeutsche Großmutter bestand darauf, dass sie getauft wurde. Als Kind ging sie mit ihrer Oma in einer erzgebirgischen Kleinstadt oft zur Sonntagsmesse, doch später spielte die Kirche für sie jahrzehntelang keine Rolle mehr. Nach dem Tod der Großmutter wurde ihr wieder bewusst, dass ihre „Wurzeln in der katholischen Kirche liegen“. Heute betrachtet sie den Glauben ihrer ungarndeutschen Vorfahren als einen „Schatz“, der ihr hilft, das Wesentliche im Leben zu erkennen.

22 Zur Zahl für 2022 siehe www.bistum-dresden-meissen.de/aktuelles/kirchenaustritte-im-bistum-erreichen-neuen-hoechststand (Information vom 28. Juni 2023)

23 Dorothee Wanzek: Heim zu den Wurzeln, in: Tag des Herrn 72 (2022), Ausgabe 30, S. 1.

Autor
Peter Bien
vda-presse-sn@gmx.de



Der Umbruch 1989/90 in Ungarn und in der ehemaligen DDR im Vergleich

Gergely Prőhle

Eines meiner ersten Deutschland-Erlebnisse verbindet mich mit Sachsen, mit der Stadt Dresden. 1977 war ich hier als Austauschkind bei einer lutherischen Pfarrerfamilie – eine Verbindung, die von meiner Großmutter vermittelt wurde, die im Briefkontakt mit der Frau des Pastors stand. Ein prägendes Erlebnis: das erste Mal ohne die Eltern im Ausland, zum ersten Mal in der DDR, mit mittelmäßigen Deutschkenntnissen. Davor war ich schon einige Male in Westdeutschland gewesen, da drei Geschwister meines Vaters zusammen mit meiner Großmutter 1956 Ungarn verlassen und in Bayern und Baden-Württemberg eine neue Heimat gefunden hatten. Natürlich hat mich der Westen beeindruckt, aber die Wochen in Dresden blieben doch tiefer in Erinnerung. Die Spuren des Zweiten Weltkrieges habe ich davor noch nie so direkt erlebt. Die tagtägliche Erfahrung mit der Ruine der Frauenkirche, mit der Luther-Statue davor, wirkten schockierend auf mich. Mahnmal – ich habe das Wort damals gelernt, die Mahnung habe ich tief gespürt. Ich bin für diese frühe DDR-Erfahrung sehr dankbar, wie auch für die späteren, darunter auch für einen längeren Aufenthalt, allerdings in Thüringen. Vor 40 Jahren, 1983, kam ich nach Jena, um als Student der Germanistik an der Universität Budapest ein obligatorisches Teilstudium – wie es hieß – zu absolvieren. Als Ungar brachte ich eine besondere Erfahrung des Daseins hinter dem Eisernen Vorhang mit: diese eigenartige, relative Freiheit, diese etwas ko-

Demonstration am 16. Juni 1989 auf dem Budapester Heldenplatz anlässlich der Umbettung von Imre Nagy, des Helden des ungarischen Volksaufstandes von 1956, und weiterer 55 Aufständischer
Wikipedia (Fortepan)

mische, genauso von scheinheiligen Kompromissen wie von unterdrückten Ängsten geprägte Einstellung zum System, das unsere Jugend doch anders, freizügiger und sorgloser gestalten ließ, als das unseren Altersgenossen in vielen anderen kommunistischen Staaten, so auch in der DDR, möglich war. Ein merkwürdiges Gefühl, die eigenen Verhältnisse mehr schätzen zu lernen, indem man die verschiedenen Absurditäten des real existierenden Sozialismus in Jena und erst recht im Studentenwohnheim in der Karl-Marx-Allee 1-3 in Jena-Lobeda erlebt. Alles ist relativ. Es war ein komisches Selbstbewusstsein eines „freien Ungarn" gegenüber seinen „geknechteten" ostdeutschen Gastgebern, die unter solchen Verhältnissen leben mussten, die wir nur aus den Erzählungen unserer Eltern aus den 1950er Jahren kannten.

Obwohl uns vieles absurd oder unverständlich erschien, haben wir das Land begeistert bereist. So konnte ich auch erfahren, dass vom „historischen Deutschland" in den Dörfern und in den Städten im ärmeren Osten viel mehr erhalten blieb als im wohlhabenden Westen. Wir, die ungarischen Studenten, waren anfangs viel unter uns, wobei wir wussten, dass der Sinn unseres Aufenthaltes gerade war, dass wir viel Zeit mit deutschen Muttersprachlern verbringen sollten. Wir suchten also die Gemeinschaft in und mit dieser unbekannten Welt. Einige von uns, die auch zu Hause in Ungarn irgendwie kirchlich gebunden waren, suchten das gute Gespräch, und in den Studentengemeinden haben wir es auch gefunden – eine sehr wichtige, für mich prägende Erfahrung. Das anfängliche Misstrauen löste sich gegenseitig auf, ein Ausflug oder irgendein anderer Anlass half, eine Glaubensgemeinschaft kennenzulernen, die zwangsläufig die Präsenz der Staatsmacht ganz anders erlebte, als wir in unserer eingebildeten Freiheit. Ich erinnere mich an einige Gespräche damals, an die unterschiedlichen Charaktere im Glauben und in der politischen Einstellung. Zögernde, Realisten, Radikale, Zweifler, sich oft an einer für mich damals unbekannten Pietät festhaltend. In der Gemeinschaft vereint und – wenn auch klug verschlüsselt – ziemlich eindeutig an der Freiheit des Glaubens festhaltend. In einer Welt, in der Freiheit sonst Mangelware war.

Wenn über das Ungarn der 1980er Jahre gesprochen wird, kommen oft Begriffe wie „Gulaschkommunismus" oder „die lustigste Baracke des Ostblocks" auf. In der Tat war die Volksrepublik Ungarn seit Ende der 1960er Jahre in vielerlei Hinsicht anders als die meisten anderen kommunistischen Staaten. Die relativen Freiheiten, die die ungarische Bevölkerung genoss, waren im Vergleich zu den anderen Staaten Grund zur Annahme, dass das kommunistische System „mit menschlichem Antlitz" doch eine Perspektive habe. Die bessere Versorgung und die zwar beschränkte, aber doch vorhandene Reisefreiheit ins westliche Ausland vermittelten das täuschende Gefühl einer falschen Konsolidierung, die den politischen Widerstand eigentlich auf einen relativ kleinen Kreis beschränkte. Es war in der Tat so, dass die ungarischen Kommunisten die Zukunftsunfähigkeit des Systems am frühesten erkannt haben. Sie waren diejenigen, die die sogenannte „spontane Privatisierung", also den Verkauf staatlicher Unternehmen an Privatpersonen, ab 1987 möglich machten. Ungarn schloss sich schon im Jahre 1982 dem Internationalen Währungsfonds und der Weltbank an. 1988 wurde der sogenannte „Weltpass" eingeführt und dadurch alle Reisebeschränkungen aufgehoben. Es war eine weit verbreitete publizistische Behauptung, dass János Kádár (1912–1989), der erste Sekretär der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (USAP), sogar bei freien Wahlen die Mehrheit der Stimmen bekommen würde. Die politische Wende war demzufolge – im Gegensatz zu den meisten anderen Warschauer-Pakt-Staaten – viel mehr ein ausgehandelter Kompromiss als eine Reihe von revolutionären Handlungen.

1984 ging mein Jenaer Aufenthalt zu Ende, danach war ich nur auf Durchreise in der DDR: Am günstigsten konnte man mit Interflug nach Ost-Berlin fliegen und von dort mit dem Zug weiter nach Hamburg fahren, wo ich – dank dem Besuch des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker (1920–2015) 1985 in Ungarn – ein DAAD-Stipendium zugewiesen bekam. In Ungarn haben wir im lauwarmen Wasser der späten Kádár-Ära, in der sogenannten „lustigsten Baracke des Ostblocks", ein Modus vivendi gefunden. Erst heute, wenn man sich intensiv mit der Aufarbeitung der damaligen Funktionsweise auseinandersetzt, sehen wir, wie heimtückisch das System war: ein ausgeklügeltes Netzwerk von Geheimdienst-Mitarbeitern und „gesellschaftlichen Kontakten" passte auf, dass sich die Menschen nur soweit frei bewegen konnten, dass sie die Grundsätze der sozialistischen Gesellschaftsordnung nicht in Frage stellten. In der Gesellschaft gab es auch vereinzelte Stimmen von ehrenwerten, angesehenen Vertretern der Intelligenz, auch von Kirchenleuten, die die Scheinheiligkeit des Systems thematisierten. Aber rückblickend muss ich mich, der auch damals schon versucht hat, die gesellschaftliche Verantwortung der lutherischen Kirche ernst zu nehmen, fragen: Wieso waren unsere Schwestern und Brüder in der DDR in der Vorwendezeit mutiger, die die

Friedensgebete, die stillen und weniger stillen Demonstrationen organisierten? Woher kam dieser Mut, diese Stärke? Und was hat die Ungarn kompromissbereiter, friedlicher gestimmt – und die ungarischen Kommunisten etwas einsichtiger, vielleicht schlauer, als ihre Genossen in anderen Staaten hinter dem Eisernen Vorhang, erst Recht in der DDR? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir in der Geschichte einige Jahrzehnte zurückgehen.

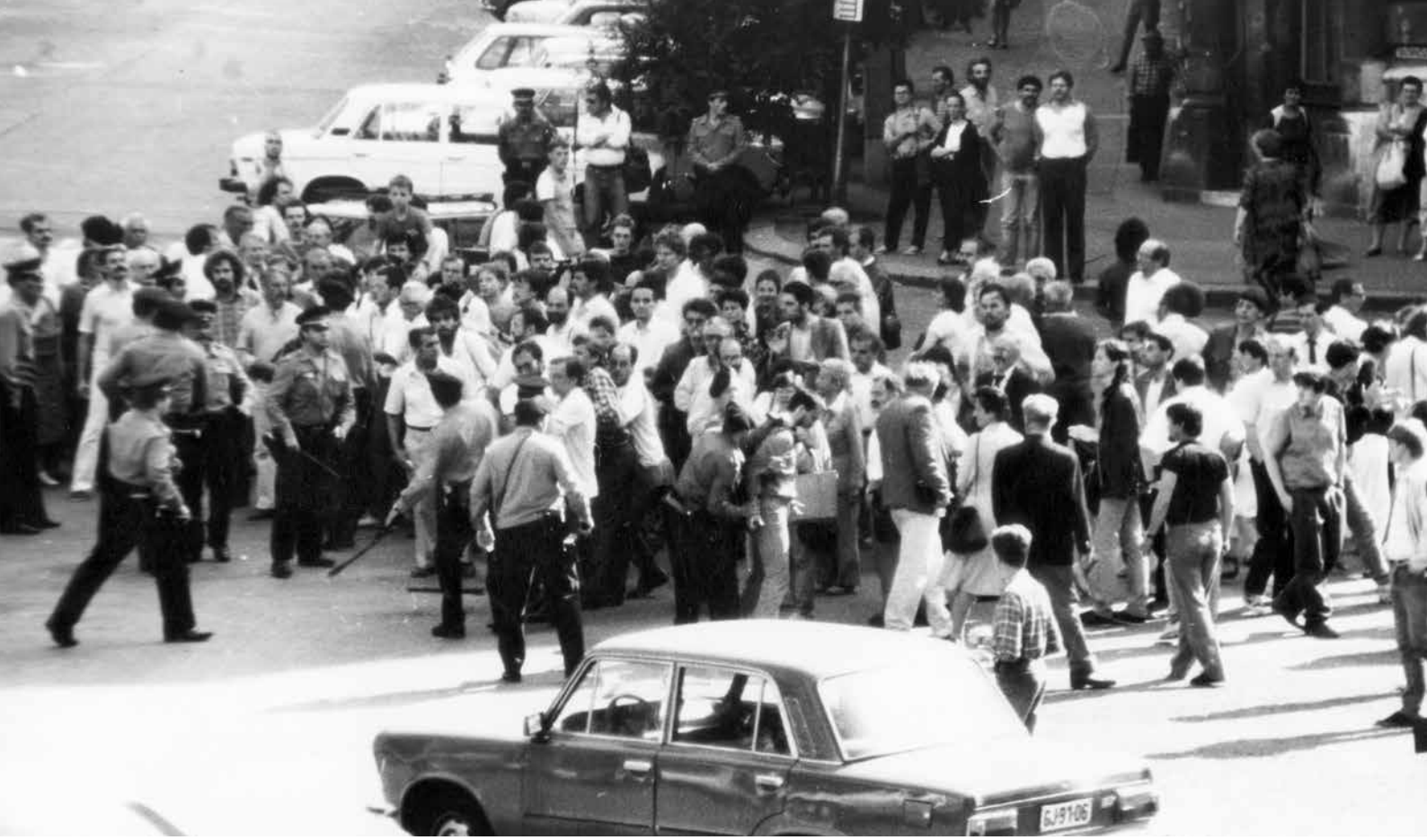
Zweifellos hat das Jahr 1956, die Revolution in Ungarn, die historische Entwicklung des Landes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wesentlich geprägt. Über 200.000 Menschen verließen das Land, darunter viele Studenten und qualifizierte Fachleute. Nach der Tragödie der ersten Hälfte des Jahrhunderts war das ein neuer Schicksalschlag für Ungarn. Die Flucht hatte aber auch eine anderweitige Wirkung. Da die alte Generation, die vor dem Zweiten Weltkrieg das Hochschulwesen und die Wissenschaft geprägt hatte, mehrheitlich schon in Rente gegangen war, gingen viele junge Studenten von den ungarischen Universitäten in den Westen. Wir können davon ausgehen, dass Ungarn die kommunistische Zeit aus der Sicht der wissenschaftlichen und kulturellen Vernetzung vielleicht deshalb besser überstanden hat als viele andere kommunistische Staaten, weil diejenigen, die 1956 weggegangen sind, den Kontakt zu denjenigen hielten, die in Ungarn geblieben sind. Das heißt, die Verbindung zur westlichen Zivilisation, zur westlichen Wissenschaft, zu den neuesten Errungenschaften durch Zusendung oder aber Einschmuggeln von Fachzeitschriften, durch Gastvorträge und durch private Kontakte ermöglichten, dass die ursprüngliche Westverankerung nicht verloren ging. In der DDR war diese Praxis auch bekannt, aber die staatliche Kontrolle war viel strenger. Diejenigen, die von der Schweiz, von Deutschland, von den Vereinigten Staaten, von anderen Ländern aus die Kontakte gehalten haben, die es nicht aufgegeben haben, mit ihren ehemaligen Universitäten in Kontakt zu bleiben, die haben die Erinnerungskultur an 1956 nicht nur begründet, sondern auch mit einem praktisch-nützlichen Charakter versehen.

Neben dem heldenhaften Aufstandsversuch und der Tragödie der Niederschlagung der Revolution 1956 war ein Schlüsselerlebnis für viele, vom Westen allein gelassen worden zu sein – und das ist im ungarischen historischen Bewusstsein sehr präsent. Der Westen hat uns nicht geholfen. Die Amerikaner haben uns nicht geholfen. Auch wenn die weltpolitische Realität eines solchen Eingriffs wohl kaum vorhanden war, hat dieses Gefühl ein altes Schema aufleben lassen: „Wir Ungarn, wir sind allein." „Uns hilft niemand. Unsere Sprache ist auch so einzigartig. Wir sind ganz anders. Wir können uns nur auf uns verlassen, denn niemand hilft uns." Man könnte natürlich lange darüber sinnieren, wie es gewesen wäre, wenn uns im Jahr 1956 jemand geholfen hätte. Ob das nicht gleich den Dritten Weltkrieg bedeutet hätte? Aber das sind natürlich ganz unhistorische Ideen – angesichts des Krieges in der Ukraine leider wieder sehr aktuell. Doch, das Gefühl, was nach der Niederschlagung der Revolution in denen, die den Aufstand mitgestaltet haben oder zumindest mit ihm sympathisiert hatten, geblieben ist, ist durchaus bestimmend.

Auf der anderen Seite und das ist auch bedeutend, war für die kommunistischen Machthaber die Revolution 1956 eine wichtige Erfahrung, die sie eigentlich bis zum Schluss begleitet hat. Sie haben es gesehen, wie es ist, wenn der Freiheitswille des ungarischen Volkes zur Geltung kommt. Das konnte für das System gefährlich werden. János Kádár musste einsehen, dass er die Lage konsolidieren muss. Er hat gesehen, dass es – trotz der Anwesenheit der Roten Armee – mit der alten Repression nicht weiter gehen konnte.

Das ungarische System war also deshalb anders, weil die ungarischen Kommunisten diese Erfahrung des Jahres 1956 immer im Sinn gehabt hatten. Wenn Ungarn als „Gulaschkommunismus" bezeichnet worden ist, dann eben deshalb, weil die relative Offenheit des Systems mit der Erfahrung 1956 zu begründen war.

In den 1980er Jahren haben die ungarischen Kommunisten begriffen, dass die politische Macht nicht mehr zu halten war. Dass die Sowjetunion schwächer geworden ist und niemand sie schützen wird. Sie haben mit der Erfahrung der Revolution 1956 im Hintergrund von Anfang an gewusst, dass es besser ist, dem Volk gewisse Freiheiten zu geben und in Stille die Filetstücke der ungarischen Wirtschaft zu privatisieren und dadurch die politische Macht in eine Wirtschaftsmacht umzuwandeln, als vom Volk bestraft zu werden. Diese Rechnung war ziemlich einfach – so hat die „Erinnerungskultur" auf die kommunistischen Machthaber gewirkt und dadurch die Art und Weise des Systemwechsels geprägt. Nach den Verhandlungen am Runden Tisch wurde am 23. Oktober 1989 Mátyas Szűros (geb. 1933), bisher Mitglied des Zentralkomitees der USAP, zum Präsidenten gewählt. Er proklamierte die Republik Ungarn anstelle der Volksrepublik Ungarn. Der 23. Oktober wurde dadurch nicht nur der früher heimlich, in den Herzen gefeierte Erinnerungstag der Revolution, sondern ab diesen Tag galt und gilt er als gesetzlicher Feiertag der neu ge-



Festnahme von Viktor Orbán 1988 in Budapest
Fortepan/Jakab Lajos

schaffenen Republik, die die alte Staatsform der Volksrepublik trat.
Es waren lediglich drei größere Themen und die mit ihnen zusammenhängenden Demonstrationen, die dem kommunistischen System gefährlich werden konnten. Am 27. Juni 1988 protestierten Zehntausende gegen die Zerstörung ungarischer Dörfer in Siebenbürgen (Rumänien). Dies war ein Ausdruck der grenzüberschreitenden nationalen Solidarität, der den sozialistischen Internationalismus eindeutig in Frage stellte. Am 12. September 1988 fand die große Demonstration gegen den Bau des Wasserkraftwerks Bős-Nagymaros statt – eine Aktion, die den Umweltschutz und die Überflüssigkeit der sozialistischen Gigaprojekte in den Fokus stellte. Und schließlich versammelten sich am 16. Juni 1989 wiederum mehrere Zehntausende auf dem Budapester Heldenplatz, um derer zu gedenken, die die kommunistische Führung unter János Kádár nach der Niederschlagung der Revolution 1956 hingerichtet hatte. Vor diesem Akt waren aber die nach ihrer Hinrichtung in namenlose Gräber verscharrten Opfer exhumiert und identifiziert worden, und am 28. Januar 1989 sagte Imre Pozsgay (1933–2016), Mitglied der Zentralkomitees der USAP, in einem Zeitungsinterview, der 23. Oktober 1956 sei keine Konterrevolution gewesen, wie der kommunistische Wortgebrauch immer gelautet hatte, sondern ein Volksaufstand. Auf der Demonstration am 16. Juni 1988 forderte Viktor Orbán (geb. 1963) im Namen der ungarischen Jugend den Abzug der sowjetischen Truppen aus Ungarn.

All dies geschah noch vor dem Sommer 1989, als sich tausende Touristen aus der DDR in Ungarn versammelten und auf die Ausreise in den Westen warteten. Am 10./11. September 1989 beschloss die reformkommunistische ungarische Führung unter Ministerpräsident Miklós Németh (geb. 1948) die Grenzöffnung, die vom damaligen Außenminister und späteren Ministerpräsidenten (1994 bis 1998) Gyula Horn (1932–2013) kommuniziert wurde. Dieses Ereignis und die enge Zusammenarbeit mit der Regierung Kohl-Genscher hat das Bild der Deutschen über „die guten ungarischen Kommunisten“ und die „samtene Revolution“ geprägt. Die politische Wende wurde eigentlich weniger von der Opposition, vielmehr von reformwilligen Kommunisten herbeigeführt, so dass ein Elitewechsel eigentlich gar nicht so dringend schien und manchmal sogar als störend empfunden wurde. Sogar hochrangige Christdemokraten waren in Deutschland überzeugt, dass der „Zeremonienmeister“ der Grenzöffnung, Gyula Horn, der 1956 an der Seite der Sowjets gekämpft hat, auch unter einem demokratisch gewählten Ministerpräsidenten der richtige Außenminister wäre.
Die ersten freien Wahlen am 25. März 1990 wurden von einer christlich-konservativen Parteienkoalition unter Ministerpräsident József Antall (1932–1993) gewonnen, die aber vier Jahre später von Gyula Horns gewandelter postkommunistischer Partei abgewählt worden ist. Diese Tatsache zeigt auch, dass in der breiten Bevölkerung die Erinnerung an die kommunistische Gewaltherrschaft der 1950er



Denkmal der Grenzöffnung 1989 am Ort des Paneuropäischen Picknicks an der Grenze zwischen Österreich und Ungarn nahe Ödenburg (ungarisch: Sopron)
Foto: Matthias Donath



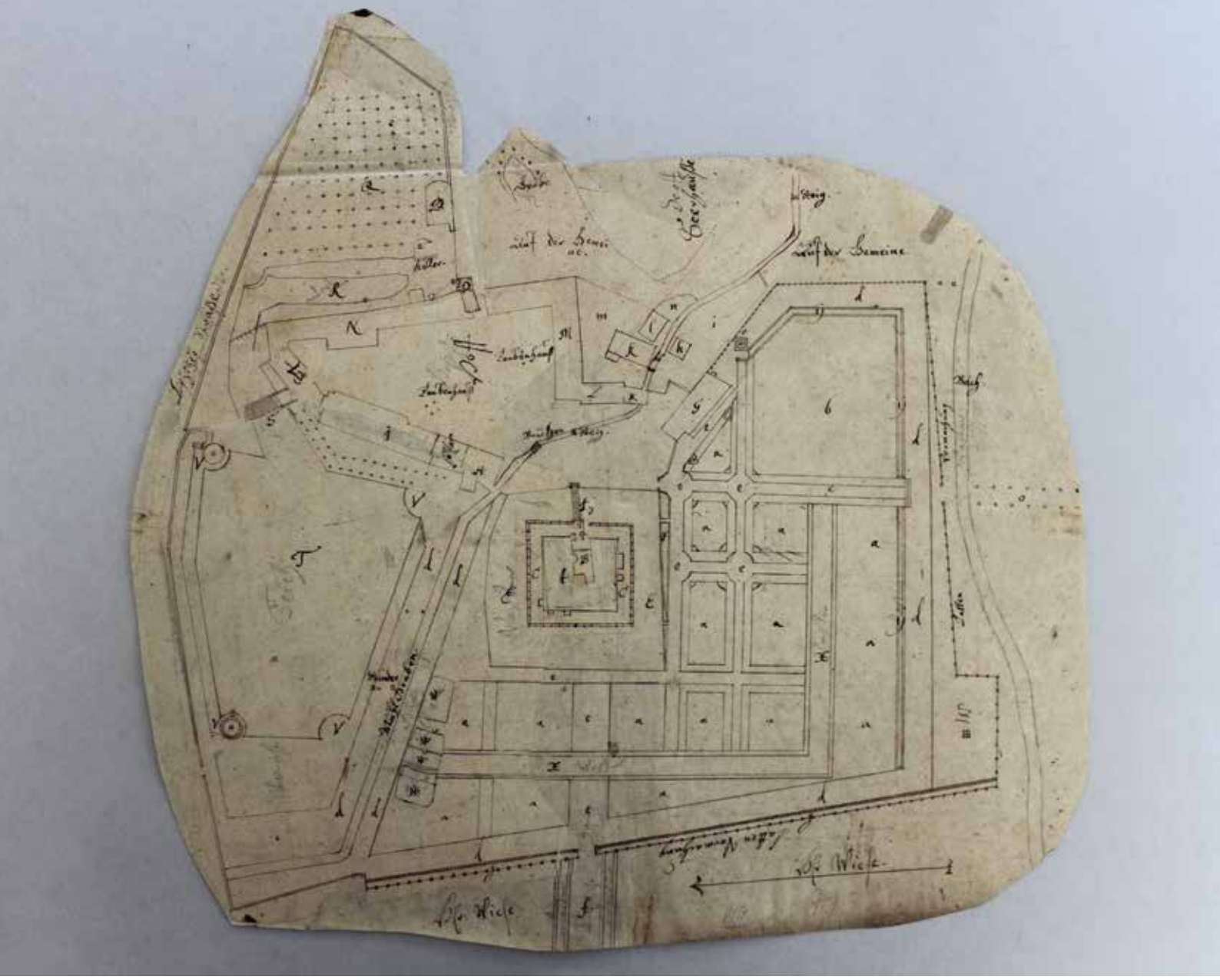
Miklós Németh am 25. März 1990, dem Tag der ersten freien Parlamentswahl nach dem Regimewechsel
Fortepan/Szigetváry Zsolt

Jahre vollkommen in Vergessenheit geraten und der überwiegende Wunsch nach einer klaren Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit eigentlich gar nicht vorhanden war. Die relative Leichtigkeit und Freiheit der 1970er und 1980er Jahre und die vorgetäuschte existenzielle Sicherheit des Kádár-Systems wurden durch die Wende in eine politische Freiheit und eine gnadenlose Marktwirtschaft umgewandelt, die die existenzielle Sicherheit vernichtete oder nur wenigen garantieren konnte.

In Anbetracht der heutigen politischen Situation in Ungarn behaupten mehrere Politikwissenschaftler, dass das Verhalten der Bürger bis heute von diesem Wunsch nach vorgetäuschter Sicherheit geprägt wird, die sie unter dem kommunistischen Führer János Kádár erlebt haben.

Annus mirabilis, ein Jahr der Wunder, haben viele das Jahr 1989 genannt – eine Bezeichnung, die zeigt, dass es auch für die schlauesten politischen Strategen unumgänglich ist, ihr Unverständnis für etwas in solche kirchlich klingenden lateinischen Worte zu fassen. Fast dreieinhalb Jahrzehnte danach denken wir doch an die Zeiten zurück. Ich weiß, wenn man etwas tagtäglich sieht, ist die Großartigkeit der Veränderung weniger sichtbar. Aber ich muss gestehen, dass ich immer wieder tief berührt bin, wenn ich die Orte wiedersehe, die ich zuletzt im Arbeiter-und-Bauernstaat erlebt habe. Das prägendste und schönste Beispiel ist die Frauenkirche in Dresden. Ich denke zurück an meine Spaziergänge und Straßenbahnfahrten damals, 1977, an die Ruine, an das Mahnmal, schaue auf die dunkleren, auf ihren ursprünglichen Platz zurückgesetzten Steine im wiederaufgebauten imposanten Kirchenbau, bewundere diese gemeinsame Anstrengung von mündigen Bürgern, Land und Bund und freue mich darüber, dass wir nun das viel besprochene Europäische Haus auch gemeinsam bauen können. Bei allen Schwierigkeiten, schwierigeren und komplizierteren „Bauphasen“, bin ich fest davon überzeugt, dass wir all das nur mit ständiger, tiefer Dankbarkeit an den Herrn der Geschichte betrachten können.

Autor
Botschafter a. D.
Gergely Prőhle
Direktor der Otto-von-Habsburg-Stiftung und Kurator (weltlicher Leiter) der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Ungarn



Neue Quellenfunde zum Schlosspark Seerhausen

Matthias Donath

Schloss und Schlossgarten Seerhausen, Aufmaß von Hans August Nienborg, Oktober 1696
Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden

Bei der Bearbeitung des Bandes „Zwischen Lommatzsch und Wilsdruff“ aus der Reihe „Landschaften in Deutschland“[1] stellte der Botaniker Rudolf Schröder die Frage nach der Entstehung des Schlossparks Seerhausen, insbesondere des für Sachsen ungewöhnlichen Graben- und Kanalsystems. Schröder verwarf die Datierung Hugo Kochs in seiner „Sächsischen Gartenkunst“ aus dem Jahr 1910. Ausgehend von einem Plan Hans August Nienborgs aus dem Oktober 1696 hatte Koch, der den Garten erstmals einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterzog, geurteilt, dass die Anlage 1695 entstanden sei.[2] Christoph Dietrich Bose (1664–1741) habe ihn am Ende des 17. Jahrhunderts angelegt. Rudolf Schröder argumentierte hingegen, die durch zahlreiche Kanäle und wegbegleitende Gräben gekennzeichnete Gartengestaltung sei „höchstwahrscheinlich 1672-1678“ entstanden. Christoph Dietrich Bose der Jüngere habe diesen Zustand „sicherlich“ schon vorgefunden, als er durch Heirat nach Seerhausen kam. Es sei sehr unwahrscheinlich, dass Johann (Hans) Georg von Schleinitz (1621–1688), nachdem er das Wasserschloss hatte umbauen lassen, „in sei-

ner sumpfigen Wildnis lebte“ und sich nicht um die bereits vorhandenen Dämme und Kanäle gekümmert und diese ausgebaut habe.[3]
Rudolf Schröder fühlte sich an die Deckenbemalungen im Alten Schloss Hof erinnert, die holländische Gärten unter anderem mit Kanälen zeigen. Diese Bilder hätten Johann Georg von Schleinitz die Anregung für die Gestaltung des Parks gegeben. Die erst 1993 freigelegte Kassettendecke des Saals im Alten Schloss zeigt neben emblematischen Darstellungen auch Illustrationen zur Gartenkunst, die der Auftraggeber, Dietrich von Schleinitz der Jüngere (1569–1637), einer niederländischen Vorlage entnommen hatte. Die Gartendarstellungen folgen Radierungen von Hans Vredemann de Vries (1583 bis 1587) sowie Pieter van Borcht (um 1600).
Die Rittergüter Hof und Seerhausen befanden sich nicht in einer Hand, sondern waren im Besitz verschiedener Linien der Familie von Schleinitz. In Hof folgten auf Dietrich von Schleinitz seine beiden Söhne Wolf Dietrich (1600–1658) und Hans (1602–1660). Des Letzteren Witwe verkaufte das Gut an Johann Georg Freiherrn von Rechenberg (1610–1664), womit es der Familie von Schleinitz dauerhaft verlorenging. Seerhausen hingegen befand sich im Besitz der Nachkommen des Dietrich von Schleinitz (1544–1592) auf Seerhausen und Graupzig. Nach dem kinderlosen Tod seines Vetters Hans Dietrich (1596–1654) übernahm der Geheime Rat Johann Georg von Schleinitz das Rittergut Seerhausen. Er besaß zugleich die Rittergüter Graupzig, Gödelitz und Zöschau.
Um Anhaltspunkte für die Datierung des Gartenkonzeptes zu gewinnen, wurde eine Recherche im Gutsarchiv Seerhausen durchgeführt, das heute im Staatsarchiv Leipzig aufbewahrt wird. Die Quellenlage ist außerordentlich gut: Beginnend mit Walpurgis 1663 sind – mit kürzeren Unterbrechungen – alle Rechnungsbücher vorhanden.[4] Damit können detailliert alle Geldausgaben nachvollzogen werden. Auch für die von Rudolf Schröder in Betracht gezogenen 1670er Jahre liegen die Rechnungsbücher vor. Jedoch fanden sich in diesen Unterlagen keinerlei Hinweise auf Maßnahmen, die mit einem Garten oder einem Bau von Kanälen oder Wassergräben in Zusammenhang stehen könnten. Selbst wenn man annähme, dass die Schacht- und Pflanzarbeiten durch Frondienste erledigt worden wären, hätte das einen Niederschlag in der Abrechnung gefunden, etwa durch die Beköstigung der Arbeiter oder die Anschaffung von Werkzeugen. All das ist bis 1688 nicht aufzufinden. Wohnsitz von Johann Georg von Schleinitz war übigens Schloss Graupzig; aus Seerhausen bezog er lediglich Einnahmen.

Ganz anders stellt sich das Bild dar, wenn man in die Rechnungsbücher schaut, die nach dem Tod Johann Georgs von Schleinitz erstellt worden sind. Der Rittergutsbesitzer starb am 14. Januar 1688. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen, sondern nur zwei Töchter. Diese traten das Erbe zunächst gemeinsam an. Am 1. Dezember 1688 nahmen sie eine Teilung des Nachlasses vor. Dabei fiel Seerhausen per Los an Johanne Charlotte von Schleinitz (1675–1727). Diese vermählte sich am 4. Dezember 1693 mit Christoph Dietrich Bose dem Jüngeren (1664–1741). Zwischen dem 1. Dezember 1688 und dem 31. Dezember 1693 sind keine Rechnungsbücher überliefert. Es kann durchaus sein, dass sie nie angelegt wurden. Erst zum 1. Januar 1694 setzte wieder eine verlässliche und kontinuierliche Buchführung ein. Sie erfolgte im Namen Christoph Dietrich Boses, der seit der Heirat faktisch die Herrschaft ausübte. Alle Maßnahmen wurden durch ihn angewiesen; er bezog auch die Bargeldentnahmen.
Christoph Dietrich Bose gehörte einer Adelsfamilie an, die aus dem Hochstift Merseburg stammte und bis ins ausgehende 18. Jahrhundert kein „von“ im Namen führte.[5] Der älteste Besitz war das in zwei Rittergüter geteilte Frankleben bei Merseburg. Seit dem 16. Jahrhundert lassen sich Boses in kursächsischen Diensten nachweisen. Christoph Dietrich Bose der Ältere (1628–1708) hatte sich in Dresden in verschiedenen Ämtern bewährt, unter anderem als Mitglied des Geheimen Rats, Obersteuerdirektor und Verantwortlicher für Militärangelegenheiten. Sein Sohn gleichen Namens hatte in Marienberg eine Fachausbildung in Montanwissenschaften erhalten und danach ein Jurastudium absolviert. Als sein Vater erkrankte, übernahm er in Vetretung dessen Stelle als Kriegsrat. Die Kurfürsten Johann Georg III. und Johann Georg IV. setzten ihn außerdem zu diplomatischen Missionen ein und schickten ihn nach Den Haag, Hannover, London, Berlin und Wien. Zwischen Juni 1690 und April 1693 weilte Christoph Dietrich Bose der Jüngere als hochrangiger sächsischer Diplomat am Kaiserhof in Wien.[6] Er hatte Anteil an den Verhandlungen zum Frieden von Rijswijk, der 1697 den Pfälzischen Erbfolgekrieg beendete. August der Starke übernahm zunächst das Spitzenpersonal seiner Vorgänger. 1698 ernannte er Christoph Dietrich Bose den Jüngeren zum Wirklichen Geheimen Rat. Dieser nahm allerdings 1701 seinen Abschied und trat in kaiserliche Dienste über. Als Reichspfennigmeister für den Ober- und Niedersächsischen Reichskreis hatte er die Aufgabe, die Einnahme und Abrechnung der Reichssteuern zu kontrollieren. 1707 wurde er zum Reichshofrat mit Vorsitz



Hans Georg von Schleinitz auf Graupzig, Seerhausen und Gödelitz im Alter von etwa 35 Jahren, Schnitzfigur an der Kanzel der Meißner St. Afra-Kirche, 1657 von Valentin Otte
Foto: Matthias Donath

1 Hans-Jürgen Hardtke/Sarah Jacob/Haik Thomas Porada/Michael Strobel/André Thieme/Thomas Westphalen (Hrsg.): Zwischen Lommatzsch und Wilsdruff. Eine landeskundliche Bestandsaufnahme (Landschaften in Deutschland, Bd. 83), Göttingen 2023. Der Beitrag „Seerhausen“ befindet sich auf S. 126-130.
2 Hugo Koch: Sächsische Gartenkunst, Berlin 1910 (Reprint Beucha 199), S. 33-36.
3 Diese Formulierungen Rudolf Schröders sind so nicht in den Artikel aufgenommen worden.
4 Die Rechnungen befinden sich in unpaginierten Bänden bzw. Konvoluten im Sächsischen Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20547 Rittergut Seerhausen, Nr. 272, 275, 278.
5 Eine detaillierte Geschichte der Familie von Bose von Matthias Donath und Lars-Arne Dannenberg in der Reihe „Adel in Sachsen“ ist in Vorbereitung.
6 Judith Matzke: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694-1763, Leipzig 2011, S. 193.

7 Vgl. Christian Heinker: Christoph Dietrich von Bose, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, Onlineausgabe: http://www.isgv/saebi/ [2016, betrifft Christoph Dietrich von Bose den Jüngeren].

8 Gärtner meint hier nicht einen Kleinbauern, damals als Gärtner bezeichnet, sondern einen Landschaftsgestalter.

9 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 12884 Karten und Risse, Schrank VIII, Fach I, Nr. 39c.

im Steuerkollegium ernannt. Dennoch blieb er am Dresdner Hof, wenn auch ohne konkretes Amt. Sein späteres Schicksal, die Verhaftungen und der Tod 1741 in der Leipziger Pleißenburg sollen an dieser Stelle nicht thematisiert werden.[7] Ein Bildnis Boses ist nicht überliefert.

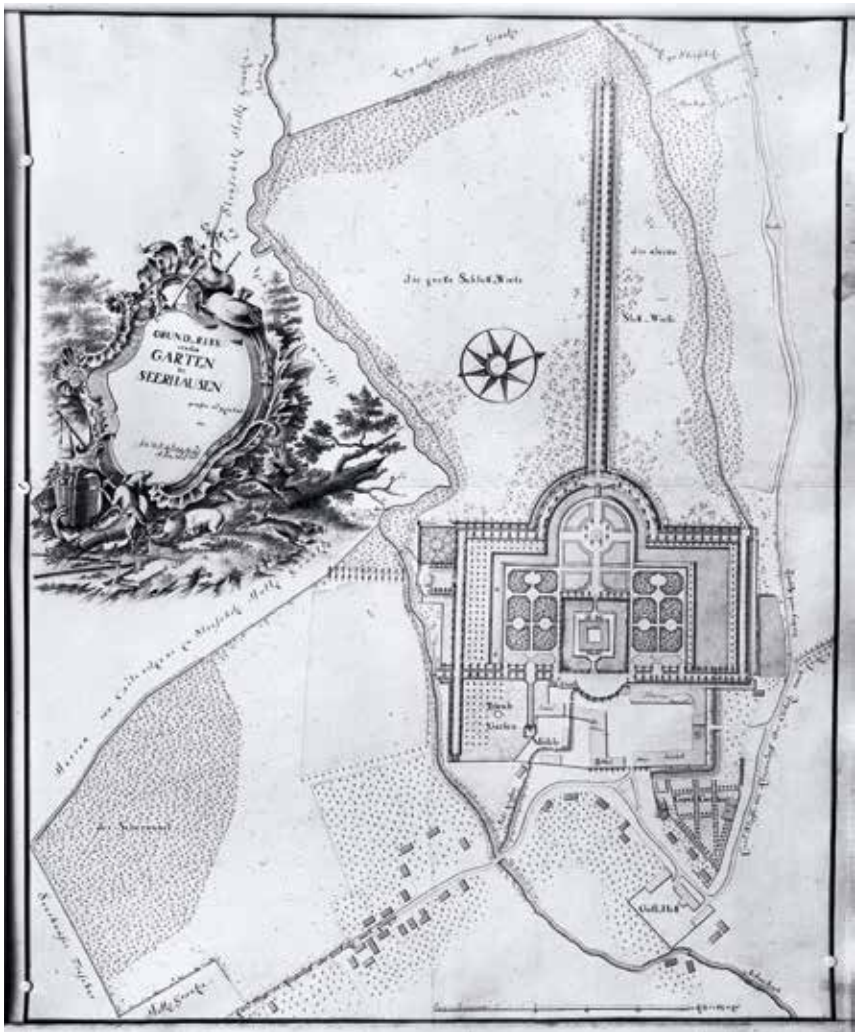
Christoph Dietrich Bose der Jüngere erhielt aus dem väterlichen Erbe 1708 das Rittergut Unterfrankleben und erwarb 1714 das Rittergut Oberfrankleben. Vor diesen Erwerbungen besaß er jedoch keinen eigenen Grundbesitz. Das erklärt, warum er das Rittergut Seerhausen, das seiner Ehefrau gehörte, als standesgemäßen Wohnsitz ausbaute. Bose, im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts einer der wichtigsten Diplomaten Kursachsen, machte Seerhausen zu seiner „Residenz“. Um diese nach der neuesten Mode auszustatten, ließ er mit großem Aufwand einen Schlosspark samt Kanälen in niederländischer Manier anlegen.

Im Rechnungsbuch vom 1. Oktober 1694 bis 1. Mai 1695 ist die Anlage des Gartens erstmals greifbar. Das Rechnungsbuch enthält lange Einträge zu Positionen, die es in keinem der vorigen Rechnungen gab: „Von Graben zu heben“, „Dem Teichgräber“, „Im garthen zu arbeiten“, „Im garthen zu graben“. Die ersten drei Rechnungspositionen sind nicht datiert; die vierte stammt vom 12. April 1695. Weiter geht es im Rechnungsbuch vom 1. Mai 1695 bis zum 1. Mai 1606 mit den Einträgen: „Beym Teich schlemmen“ und „Beym Garthen“. Auch unter Zimmerarbeiten sind Leistungen verzeichnet, die sich auf den Garten beziehen. Im Rechnungswerk vom 1. Mai 1696 bis 31. November 1696 erscheinen die Gartenbaumaßnahmen unter der Rubrik „Beym Garten Bau Allee und Canal“. Die Leistungen wurden von Tagelöhnern und namentlich genannten Handwerkern ausgeführt.

Mit Beginn der Gartenbaumaßnahmen wurde erstmals in Seerhausen ein Gärtner[8] angestellt. Er bezog am 23. März 1695 eine Kostenerstattung und erhielt am 17. August 1695 den ersten Quartalsbezug von 17 Talern. In der Summe ergibt sich ein Jahreseinkommen von 68 Talern. Damit war er der Spitzenverdiener in Seerhausen. Vor 1688 gab es einen Schösser, der 30 Taler im Jahr bezog, und ansonsten Gesinde vom Vogt bis zur niedersten Magd, die drei Taler bis wenige Groschen im Jahr verdienten, aber Kost und Logis frei hatten bzw. Deputate bezogen. Boses Spitzenverdiener war der Gärtner, dann folgten der Verwalter (40 Taler im Jahr) und der Gerichtsverwalter (30 Taler im Jahr). Der Gärtner wird bereits in der ersten Rechnung mit Namen genannt: Johann (auch: Hanß) Jacob Raab. Auch in der Rechnung Walpurgis 1703 bis Walpurgis 1704 wird er namentlich genannt. Er bezog damals 45 Taler und 15 Groschen im Jahr. Wann die Gehaltsminderung vollzogen wurde, lässt sich nicht feststellen, da es eine Lücke in der Überlieferung zwischen 1697 und 1703 gibt. Ab Walpurgis 1705 bezog der Gärtner 80 Taler im Jahr! Im Juni 1708 wurde erstmals ein Gärtnergeselle angestellt, der 20 Taler im Jahr verdiente – immerhin das Sechsfache des Vogts oder Schirrmeisters.

Insgesamt lassen die Rechnungsbücher erkennen, dass die Gestaltung des Gartens des Ritterguts Seerhausen im Frühjahr 1695 begann und in den folgenden Jahren kontinuierlich weitergeführt wurden. Christoph Dietrich Bose der Jüngere war die maßgebliche Person, die die Gartengestaltung in Auftrag gab. Die Einordnung Hugo Kochs hat sich bewahrheitet.

Der Zustand des Gartens im Oktober 1696 ist durch den schon erwähnten Plan überliefert, der sich im Original im Hauptstaatsarchiv Dresden befindet[9]. Das Papier ist beschnitten; die Legende und die Beschriftung befinden sich auf separaten Blättern. Die „Aufmeßung“ stammt von Hans August Nienborg (1660–1729)[10] und ist in den Oktober 1696 datiert.



Grundriss von dem Schlossgarten zu Seerhausen, Zeichnung von Johann Friedrich Rudolph Möstel, 1774. Das Original ist verschollen.
Foto: SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Charlotta Johanna Bose, geborene von Schleinitz, Kupferstich, 1727, im Hintergrund der Schlosspark Seerhausen
Sammlung ZKG

Das Nienborg-Aufmaß zeigt einen Zwischenzustand. Die Gartenpartie und der Kanal südlich der quadratischen Schlossinsel sind bereits angelegt; das spiegelbildliche Gegenstück im Norden fehlt ebenso wie das halbrunde Parterre in der Mittelachse. Die axiale Allee durch das Flurstück „Die Wiese" scheint angelegt, aber noch nicht bepflanzt zu sein. Etwa zwei Drittel des späteren Kanalsystems sind noch nicht vorhanden.

Ich interpretiere diesen Plan als eine Zustandsbeschreibung nach Abschluss der ersten Gestaltungsetappe des Parks. Es ist anzunehmen, dass der weitere Ausbau unmittelbar danach folgte. Es kann aber auch sein, dass die Baumaßnahme eingestellt wurde, nachdem Christoph Dietrich Bose seine Stellung in Dresden aufgegeben hatte bzw. er 1708 die Rittergüter seines Vaters in Besitz genommen hatte. Dann wäre der weitere Ausbau den nachfolgenden Besitzern zuzuordnen. Christoph Dietrich und seine Ehefrau Johanne Charlotte hielten sich wiederholt in Seerhausen auf und gaben viel Geld für die Pflege des Parks und die Anschaffung exotischer Pflanzen aus. Die fremdländischen Pflanzen wurden in Kübeln herangezogen. Besondere Aufmerksamkeit erregte eine Amerikanische Aloe, die in dem „hochadelichen Schleunitz-Bosischen kostbaren Garten zu Seerhausen" im September 1726 blühte. Der Schriftsteller und Mediziner Daniel Wilhelm Triller (1695–1782) widmete dieser exotischen Blüte, die mehrere Meter hoch aufragte, ein langes, euphorisches Gedicht.[11] Darin lobte er auch den Schlossgarten: „Seerhausen! deines Gartens Pracht / Muß ein begierig Aug´ entzücken. / Was kann es nicht in dir erblicken! / Was nimmt es nicht an dir in Acht!"[12] Ein Kupferstich, der nach dem Tod der Charlotte Johanne Bose im Druck veröffentlicht wurde, zeigt ihr Bildnis und im Hintergrund in einem geometrisch gestalteten und mit Hecken eingefassten Garten die in einem Kübel wachsende, hoch aufblühende Aloepflanze.

Charlotte Johanne Bose, die eigentliche Besitzerin des Ritterguts Seerhausen, starb 1727. In ihrem Testament vermachte sie Seerhausen zur Hälfte ihrem Ehemann und zur anderen Hälfte ihrer Mutter Rahel Sophie, geborener Freiin von Friesen, verwitweter von Schleinitz und von Meusebach. Die Erben schlossen am 26. März 1729 einen Vergleich. Demnach trat Christoph Dietrich Bose der Jüngere seinen Anteil an Seerhausen seiner Schwiegermutter ab. Diese verkaufte das Rittergut an Thomas Fritsch (1700–1775), der 1730 geadelt und 1742 in den Freiherrenstand erhoben wurde. Bis zur Bodenreform im Herbst 1945 blieb Seerhausen im Besitz der Freiherren von Fritsch.

Ein Stich von Johann Friedrich Rudolph Möstel, datiert Juni 1774, zeigt den Gesamtplan der Schlossparks in Seerhausen. Das Schloss steht demnach auf einer Insel in einem quadratischen, künstlich angelegten Teich. Das gesamte System an Teichen und Wassergraben wird durch die Jahna gespeist. Ein Hauptkanal umgibt die geometrisch gegliederte Gartenanlage. Dabei weitet sich der Kanal an der Nordseite, von der Symmetrie abweichend, zu einem breiten rechteckigen Becken. An der Westseite ist der Kanal im Halbkreis ausgebogen. Hier wurde in der Hauptachse des Schlosses ein Rondell angelegt. Die seitlichen Gartenpartien bestehen aus geometrischen, durch Hecken eingefassten Quartiere. In der Mittelachse wurde eine mit Winterlinden bepflanzte Allee angelegt, die bis nach Ragewitz führt.

Die bedeutende barocke Gartenanlage ist nur in Teilen erhalten geblieben. Teile der Kanäle wurden im 19. Jahrhundert zugeschüttet und die Quartiere im englischen Landschaftsstil umgestaltet. Da das Schloss im März 1949 gesprengt wurde, fehlt zudem der Mittelpunkt der Kulturlandschaft. Das ändert jedoch nichts an der Bedeutung der Anlage für die Gartenkunst Sachsens. Der Schlosspark Seerhausen war der erste Barockgarten Sachsens und einer der ersten Gärten mit Kanälen nach niederländischem Vorbild und setzte damit Maßstäbe für spätere Parkanlagen, wie sie etwa in Großsedlitz oder Lichtenwalde entstanden.

10 Vgl. Matthias Rekow: Der Oberlandgfeldmesser Hans August Nienborg. Leben und Werk, in: Sächsische Heimatblätter 45 (1999), Heft 6, S. 399-407.

11 Das Orginal dieses Gedichts befindet sich als Handschrift im Gutsarchiv Frankleben, vgl. LASA Wernigerode, H71 Gutsarchiv Frankleben, Nr. 1481.

12 Daniel Wilhelm Triller: Poetischer Betrachtungen, über verschiedene Natur- und Sitten-Lehre hergenommene Materien, Zweyter Theil. 2. Auflage Hamburg 1746, S. 146.

Autor
Dr. Matthias Donath
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter"

Traugott Lebrecht Pochmann und Coburg

Ein Nachtrag – als Anstoß

Harald Marx

Am 23. März 1830 ist der Dresdner Bildnis- und Historienmaler Traugott Lebrecht Pochmann im Alter von 67 Jahren und vier Monaten gestorben, ein zu Lebzeiten namhafter, wenn auch umstrittener Künstler zwischen Realismus, Klassizismus und Biedermeier.[1] Er hatte bei Anton Graff (1736–1813) und Giovanni Battista Casanova (1730–1795) an der Dresdner Kunstakademie studiert, war seit 1800 deren Mitglied und wurde 1815 zum außerordentlichen und 1816 zum ordentlichen Professor ernannt – und gegen seinen Willen (mit 65 Jahren) 1828 in den Ruhestand versetzt.

Schon Ende Juni 1830, also drei Monate nach seinem Tod, verfasste Carl August Böttiger (1760–1835) auf ihn einen Nachruf, in dem sich eine Stelle findet, die bis vor kurzem Rätsel aufgab. Wir lesen dort: „Seine Porträts in Oel und Miniatur wurden schon vor 40 Jahren sehr geschätzt und befinden sich nicht nur in Dresden und Leipzig, sondern in vielen andern Orten, vorzüglich in Coburg.“[2] Warum in Coburg?

Diese erstaunliche und bis vor wenigen Jahren nicht durch bekannte Werke beglaubigte Aussage scheint dadurch erhärtet, dass sie in einem zweiten, sehr ausführlichen Nachruf auf Pochmann vom Jahre 1832 im „Neuen Nekrolog der Deutschen“ wiederholt wurde. Der anonym bleibende Verfasser hat zwar 1832 seinen Namen nicht genannt, bezeichnete sich aber als „einen ehemaligen Schüler und großen Verehrer des Verewigten aus dem Herzogthum Sachsen“. Er notierte lapidar: „Der größte Theil seiner Porträts befindet sich in Dresden, Leipzig und Coburg.“[3]

Der Schreiber des Nachrufs von 1832 sagte also von sich selbst, dass er ein ehemaliger Schüler von Pochmann sei – und dass er nicht aus Kursachsen, beziehungsweise dem Königreich Sachsen stamme, sondern aus dem „Herzogthum Sachsen“; vielleicht aus Coburg? Das verleiht seiner Aussage Nachdruck. Doch wo sind all diese Bildnisse geblieben, von denen in beiden Nachrufen gesprochen wurde – und wen stell(t)en sie dar?

Durch freundlichen Hinweis aus den Kunstsammlungen der Veste Coburg[4] konnte in letzter Minute vor der Drucklegung des 2021 im Via Regia Verlag in Königsbrück erschienenen Pochmann-Buches ein rückseitig beschriftetes/signiertes (?) und 1795 datiertes Bildnis der Prinzessin Antoinette von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1779–1824), nachgewiesen und noch ins Werkverzeichnis aufgenommen werden.[5]

Prinzessin Antoinette war die zweite Tochter von Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1750–1806) und der Gräfin Auguste Caroline Sophie von Reuß zu Ebersdorf (1757–1831), die mit dem Erbprinzen und späteren Herzog Franz Friedrich Anton seit 1777 verheiratet war.[6] Sie sorgte durch ihre geschickte Heiratspolitik dafür, dass die Kinder und Kindeskinder des Paares in eheliche Verbindung mit vielen europäischen Herrscherhäusern kamen. Pochmann hat das Porträt der 16-jährigen Prinzessin Antoinette 1795 gemalt: Das war drei Jahre vor deren Verheiratung mit Prinz Alexander Friedrich Karl von Württemberg (1771–1833) am 17. November 1798, einem



Traugott Lebrecht Pochmann: Antoinette Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1779–1824), 1795, Öl auf Leinwand, 76 x 63 cm. Rückseitig beschriftet/bezeichnet: „Antoinette, Princesse de Saxe Coburg Saalfeld / née 1779. / peint par Pochmann / 1795.“ Alter Bestand Schloss Ehrenburg; Coburg, Coburger Landesstiftung (Kunstsammlungen der Veste Coburg / Dauerleihgabe), Inv. Nr. EM.543 (Werkverzeichnis Pochmann III. 3. 3/A.)

Offizier in österreichischen, dann in russischen Diensten.[7] Die Ehe blieb nicht ohne Probleme, und schon nach zwei Jahren gab es bei Prinzessin Antoinette die ersten Gedanken an Scheidung.[8]

Das ins Oval gemalte Bildnis (auf rechteckigem Bildträger) zeigt die jugendliche Dargestellte, die sich dem Betrachter zuwendet und ihn leicht abwesend, dabei ernsthaft und nachdenklich ins Auge fasst, mit einem aufgeschlagenen Buch in der herab gesunkenen rechten Hand. Sie trägt ein dunkles Kleid mit dunkler Spitze am Ausschnitt und wirkt beinahe so, als wäre sie in Trauer. Nur das hellblaue Band in ihrem Haar widerspricht diesem Eindruck.

Aber ein einzelnes, wenn auch eindrucksvolles Bildnis reicht nicht aus, um die übereinstimmenden Nachrichten aus den Nekrologen von 1830 und 1832 zu erklären, dass nämlich viele Porträts von Pochmann in Coburg erhalten wären: Es muss also noch andere Bildnisse des Malers in Coburg geben oder zumindest gegeben haben.

Interessant ist hinsichtlich der Datierung solcher Gemälde eine Bemerkung, die wir Carl August Böttigers Nachruf von 1830 verdanken, dass man nämlich Pochmanns Porträts „in Oel und Miniatur“ schon vor 40 Jahren sehr geschätzt habe: Das wäre um 1790 gewesen – und gleich anschließend und im selben Satz nannte Böttiger Coburg als Ort, in dem sich damals viele Pochmann-Bildnisse befunden hätten. Die Aussage bleibt zwar unbestimmt, deutet aber darauf hin, dass der Maler in der Zeit vor/um 1800 für Coburg gearbeitet haben könnte – und das datierte Porträt der Prinzessin Antoinette bestätigt es.

Eine andere Frage schließt sich an: Muss Pochmann in Coburg gewesen sein, um solche Bildnisse zu malen? Wahrscheinlich nicht, denn Dresden war durch die kurfürstlichen Sammlungen, durch Gemäldegalerie, Kupferstich-Kabinett, Skulpturensammlung und Grünes Gewölbe schon im 18. Jahrhundert ein beliebtes Reiseziel, nicht nur für Künstler und Kunstfreunde, sondern auch für den deutschen Adel und für die Mitglieder befreundeter Höfe.

Besonders hervorgehoben wurden von den Zeitgenossen die guten Beziehungen, die Pochmann zum sächsischen Kurfürsten hatte – und das besondere Wohlwollen, das ihm von dessen Gemahlin entgegen gebracht wurde. Im Nekrolog von 1832 heißt es: „Vor allem liebte er [Pochmann] die Wahrheit. […] Furchtlos sprach er sie bei Hofe, wie gegen den geringsten Mann aus; […] Daher kam es auch, daß man ihn bei Hofe als eine seltene Erscheinung betrachtete, da er von keiner Verstellung oder Lüge etwas wußte, auch hier seinen Charakter nicht verleugnete und einfach und ungekünstelt, wie er war, sich über Alles mit natürlicher Offenheit aussprach, und deshalb sowohl von dem verstorbenen Könige Friedrich August, als auch dem noch jetzt lebenden Könige Anton und besonders der verstorbenen Königin Amalie sehr geschätzt wurde. Letztere freute sich herzlich über seine kurzen und treffenden Antworten, und nahm manchen Scherz, den sich P. gegen sie erlaubte, mit vieler Nachsicht auf.“[9]

Den Kontakt zum Dresdner Hof könnte Pochmanns zweiter Lehrer Giovanni Battista Casanova vermittelt haben. Wir lesen 1832: „Kaum hatte C. [Casanova] die bedrängte Lage seines Zöglings wahrgenommen, als er Alles aufbot, um ihn derselben zu entreißen. P. [Pochmann] mußte nun auf seinen Rath hin die bisherige ärmliche Wohnung verlassen, und eine größere, ihm angemessenere beziehen. Jetzt wendete sich C. an den Hof und an alle angesehene Familien, und empfahl seinen Schüler überall mit einer solchen Wärme als brauchbaren Künstler, daß dieser dadurch nicht allein Beschäftigung in Überfluß erhielt, sondern auch in kurzer Zeit seine Bedürfnisse reichlich bestreiten, seine Liebe zur Kunst ungestört befriedigen, ja sich noch selbst etwas erübrigen konnte.“[10]

Pochmann war also am Hof in Dresden wohl gelitten und hatte, glauben wir dem Schreiber des zitierten Nachrufs, persönlichen Zugang zum Kurfürsten Friedrich August dem Gerechten (1750–1827; König seit 1806) und zur Kurfürstin/Königin Amalie (1752–1828). Auch Camillo Graf Marcolini (1739–1814), der damalige Generaldirektor der Kunstsammlungen und der Kunstakademie (seit 1780) schätze ihn sehr und schrieb 1789 in einem „Unterthänigsten Vortrag“ an den Kurfürsten: „Pochmann, ein fast vollendeter Scholar. Er malt in Pastell, Mignature und Oel gleich gut, und seine neulich ausgestellten Stücke sind für ihn Empfehlung.“[11]

Man kann sich gut vorstellen, dass ein von höchster Stelle derart gelobter Künstler auch die Aufmerksamkeit durchreisender Mitglieder anderer Höfe gefunden hat – und dass er schon in Dresden den Kontakt mit Coburger Auftraggebern finden konnte. Wer also hat sich von ihm porträtieren lassen?

Für den Verfasser deutet sich neuerdings die Spur zu einem weiteren Coburger Porträt an, neben dem jetzt schon bekannten Bildnis der Prinzessin Antoinette; und dieses Porträt könnte sich als Schlüsselbild für das Auffinden noch anderer Pochmann-Gemälde in Coburg erweisen.

1 Vgl. Harald Marx, Traugott Lebrecht Pochmann (1762-1830). Ein Dresdner Maler in seiner Zeit. Mit Werkverzeichnis, Königsbrück 2021.
2 Abend-Zeitung auf das Jahr 1830, Nr. 155, Beilage: Artistisches Notizenblatt, Nr. 12, S. 48.
3 Neuer Nekrolog der Deutschen. Achter Jahrgang, Erster Theil, Ilmenau 1832, S. 360-371.
4 Der Verfasser bedankt sich bei Dr. Niels Fleck, Kurator Gemälde und Skulpturen, für den ersten und viele weitere Hinweise und bei Frau Birgit Kirchner, Sekretariat der Kunstsammlungen der Veste Coburg, für die Vermittlung.
5 Niels Fleck hat darauf hingewiesen, dass das Bild in dem Inventar der Gemälde im Schloss Ehrenburg von Oskar Lenz aus den 1930er Jahren „nebst weiteren wohl irrtümlich als Kopie von John Lucas verzeichnet“ worden ist (E-Mail an den Verfasser vom 20. April 2021). Das betrifft die hier untersuchte Verbindung von Pochmann mit dem Coburger Hof jedoch nicht.
6 Vgl Christian Kruse: Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld, in: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 40 (1995), S. 165-172.
7 Prinz Alexander war das elfte Kind des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg (1732–1797; von 1795 an regierender Herzog) und der Prinzessin Dorothea von Brandenburg-Schwedt (1736–1798).
8 Vgl. Kruse (wie Anm. 6), S. 170 f.
9 Neuer Nekrolog der Deutschen 8 (1830). Erster Theil. Ilmenau 1832, S. 360-371
10 Ebenda, S. 361 f.
11 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 11126 Kunstakademie Dresden,, Nr. 72, fol. 55.
12 Kruse (wie Anm. 6).

links: Traugott Lebrecht Pochmann: Franz Friedrich Anton Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1750–1806), um 1795/1800, Öl auf Leinwand, 72 x 61 cm, Coburg, Kunstsammlungen der Veste Coburg, Inv.-Nr. M 113

rechts: Traugott Lebrecht Pochmann: Der Drucker und Verleger Carl Christian Meinhold (1740–1827), um/nach 1790, Öl auf Leinwand, 66 x 52 cm, Radebeul, Privatbesitz (Werkverzeichnis Pochmann III. 3. 12/2.)





In dem 1995 erschienenen Aufsatz von Christian Kruse über Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld,[12] auf den Niels Fleck den Verfasser aufmerksam gemacht hat, zeigt gleich die erste Abbildung das frageweise Anton Graff zugeschriebene und um 1800 datierte Porträt des Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1750–1806), Herzog von 1800 bis 1806.

Max Loßnitzer hatte das Bildnis 1910 noch ohne jeden Zweifel für Anton Graff in Anspruch genommen und um 1795 datiert, doch nach der hier vertretenen Ansicht handelt es sich um keine Arbeit von Graff, sondern um ein Gemälde von Pochmann, dem Graff-Schüler! Schon Ekhart Berckenhagen hatte es 1967 in seinem bis heute grundlegenden Verzeichnis der Gemälde von Anton Graff bei einer frageweisen Zuschreibung an Graff belassen.[13] Dass es Graff stilistisch nahe steht, bleibt unbestritten.

Von dem Dargestellten heißt es bei Max Loßnitzer 1910: „Den Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, den Ahnherrn aller jetzt blühenden Zweige des Hauses Sachsen-Coburg und Gotha, schildert uns der Volksmund gern als einen leidenschaftlichen Sammler, der in seinen Schätzen, wie sie noch heute die Kupferstichsammlung auf der Feste Coburg zeigt, vergraben, nicht eben viel andere Interessen gehabt habe. Will sich, hiermit nicht zufrieden, ein Wissbegieriger eingehendere Nachrichten über das Leben des fürstlichen Sonderlings bei den Geschichtschreibern dieser Zeit, bei Schultes und Karche verschaffen, so findet er neben langen Berichten über die Tätigkeit des Ministers Kretschmann […] nur die Notiz, daß Künste und Wissenschaften an Herzog Franz einen eifrigen Verehrer hatten, und neben der Pflege seines häuslichen Glücks fast die einzigen Beschäftigungen waren, die sein Leben ausfüllten. Vorzüglich sei er ein leidenschaftlicher Freund von Gemälden und Kupferstichen gewesen, auf deren Ankauf er zu große Summen verwendete.“[14]

Schon in der älteren Literatur ist man davon ausgegangen, dass Herzog Franz bereits als junger Mann in Dresden gewesen sein müsste. So schrieb Max Loßnitzer: „Zwar erfahren wir aus seiner Jugendzeit fast nichts; nur die Notiz, daß er seiner Braut, der späteren Herzogin Auguste, nach Ebersdorf 1777 Kupferstiche übersendet, läßt ahnen, daß seine Neigung früh erwachte. Es ist nur wahrscheinlich, daß einige Reisen den Prinzen über die Grenzen seines Landes führten, und dass er von ihnen und durch benachbarte Höfe, namentlich Dresden, grundlegende Anregungen für sein späteres Wirken empfing.“[15]

Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ist Zweifel an der ehemals sicher scheinenden Zuschreibung seines Porträts aufgetaucht – und die Unsicherheit ist bis heute geblieben. An Pochmann aber hat bisher niemand gedacht, auch und vor allem wohl, weil der Maler beinahe vergessen war. Dabei hatte man von Pochmanns Begabung und seiner Ausbildung bereits 1788 lesen können: „[…] zeichnete zuerst bei der Akademie, bildete sich alsdenn bey Hrn. Hofmaler Graff zum Porträtmaler. Er machte bald in dieser Kunst sehr gute Fortschritte, so daß er als einer der besten Schüler des Hrn. Graff sich auszeichnete, eben so glücklich im Copieren nach den besten Originalen, die er aufs genaueste überzutragen sich die seltene Fertigkeit erworben hat, als in den Bildnissen, die er nach dem Leben malt.“[16]

13 Ekhart Berckenhagen: Anton Graff. Leben und Werk, Berlin 1967, S. 114, Nr. 302. Weitere Literatur: Führer durch die Sammlungen, Coburg 1924, Abb. 20; Heino Maedebach (Hrsg.): Meisterwerke europäischer Graphik 15. bis 18. Jahrhundert aus dem Besitz des Kupferstichkabinetts Coburg. Ausstellung zur 200-Jahrfeier des Coburger Kupferstichkabinetts 1775-1975, Coburg 1976, Abb. 1; Manfred Pix (Hrsg.): Johann Christian Reinhart (1761-1847). Eine Dokumentation in Wort und Bild. Bd. 1: Vom Lehrling und Akademieschüler zum freien Landschaftsmaler in Sachsen und Sachsen-Meiningen (1779-1789), Neustadt a. d. Aisch 2018, Abb. 426, B 126.

14 Max Loßnitzer: Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1750-1806) als Förderer der schönen Künste, in: Aus den coburg-gothaischen Landen. Heimatblätter. Coburg 1910, Heft 7, S. 58-67, hier S. 60.

15 Ebenda.

16 Heinrich Keller: Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern, Leipzig 1788, S. 130.

17 Niels Fleck hat den Verfasser nach Kenntnisname des hier gedruckten Manuskripts auf ein Bildnis der Herzogin Auguste Caroline Sophie von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1757-1831) aufmerksam gemacht, dessen Original bisher für Carl Christian Vogel von Vogelstein (1788–1868) in Anspruch genommen wurde und das wahrscheinlich in dieselbe Serie gehört wie die Porträts des Herzogs Franz und der Prinzessin Antoinette.



Traugott Lebrecht Pochmann: Der Drucker und Verleger Carl Christian Meinhold (1740–1827), um/nach 1790, Öl auf Leinwand, Maße unbekannt, ehemals Dresden, Firma C. C. Meinhold & Söhne (Werkverzeichnis Pochmann III. 3. 12 1 = 3. 12/1.

Der Schritt von einer unsicheren Zuschreibung an Anton Graff zu einer sicheren Zuschreibung an einen von dessen „besten Schülern" sollte nicht allzu schwer fallen.

Noch etwas spricht für Pochmann: Das Bildnis der Prinzessin Antoinette und das Bildnis des Herzogs Franz haben nicht nur beinahe gleiches Format, sie sind auch beide auf rechteckigem Bildträger (Leinwand) ins Oval gemalt; sie könnten also zu einer Serie von Familienbildern gehört haben, die im Schloss Ehrenburg ausgestellt war, von wo die Bilder erst im 19. Jahrhundert auf die Veste Coburg gekommen sind. Solche Reihen von Familienbildern können durchaus von unterschiedlichen Malern nach und nach fortgeführt worden sein, doch sollte man sich natürlich fragen (sofern die Serie heute insgesamt noch greifbar ist), ob Pochmann auch für andere dahin gehörige Gemälde als Autor in Frage käme.[17]

Die hier vorgeschlagene Inanspruchnahme des Porträts von Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld für Pochmann stützt sich beispielsweise auf den Vergleich mit dem um oder nach 1790 entstandenen Bildnis des Dresdner Verlegers und Druckers Carl Christian Meinhold (1740–1827), von dem zumindest zwei nur leicht voneinander abweichende Fassungen bekannt sind.[18] Die Gegenüberstellung der Bildnisse spricht für sich.

Carl Christian Meinhold stammte aus Marienberg im Erzgebirge, hatte ab 1755 in Leipzig gelernt und war 1763 nach Dresden gekommen. Er war Freimaurer, wie schon sein Vater, und Mitglied der Loge zu den drei Schwertern in Dresden.[19] Im Jahre 1777 kaufte er in der kurfürstlichen Residenzstadt die Druckerei Krause, die als Hofdruckerei einzig berechtigt war, amtliche Drucksachen herzustellen und zu vertreiben; im selben Jahr gründete er seinen Verlag und heiratete Johanna Concordia Schnabel (1760–1800). Aus der Ehe sind mehr als zehn Kinder hervorgegangen, von denen drei Söhne in die väterliche Firma eintraten und sie später fortführten: Christian Immanuel (1784–1861), Carl Traugott (1788–1827), August Ferdinand (1790–1830).[20] Im Jahre 1790 erwarb Carl Christian Meinhold für das florierende Unternehmen die Häuser Moritzstraße 12 und Frohngasse 23 und 25. In der Moritzstraße wohnte er selbst mit seiner zahlreichen Familie, und dort hatte die Firma bis 1893 ihren Sitz. Er lebte und arbeitete also in unmittelbarer räumlicher Nähe zum letzten Wohnsitz Pochmanns, der allerdings erst seit etwa 1815 am Neumarkt 740 zu Hause war.

1792 erwarb Meinhold ein Weingut in Radebeul, Weinbergstraße 10, unterhalb der kurfürstlichen Hoflößnitz.[21] Er ließ die älteren vorhandenen Gebäude umgestalten und durch einen markanten, achteckigen Eckturm krönen, wodurch sein Sommersitz ein herrschaftliches Aussehen gewann.

Pochmann ist mit Bildnissen nicht vor der Mitte der 1780er Jahre hervorgetreten. Spätestens jedoch, seit er 1790 die Familie des russischen Gesandten am Dresdner Hof, Fürst Alexander Michailowitsch Beloselsky (1752–1809) gemalt und mit Erfolg ausge-



Traugott Lebrecht Pochmann: Der Leipziger Kaufherr Johann Gottlob Quandt, Ausschnitt, nach 1809 (?) oder früher, Öl auf Leinwand, 129 x 88 cm, rückseitig beschriftet von fremder Hand: „Vater des H. / J. G. von Quandt / gemalt von Professor / Pochmann", Dresden, Albertinum, Galerie Neue Meister, Gal.-Nr. 2190A (Werkverzeichnis Pochmann III. 3. 38.)

18 Vgl. Marx (wie Anm. 1), Werkverzeichnis III. 3. 12/1. und 12/2.
19 Elisabeth Aust: Ein Weingut in der Oberlößnitz. Seine Geschichte und Geschichten, Schwerin 2019, S. 24.
20 Vgl. Christoph Jobst (Bearb.): Denkschrift zum 150jähr. Bestehen der Firma C. C. Meinhold & Söhne GmbH Dresden. Nachfolgerin der 1526 von Wolfgang Stöckel errichteten Buchdruckerei. Im Auftrag der Firma bearbeitet von Dr. phil. Christoph Jobst, Dresden 1927, S. 71.
21 Vgl. Aust (wie Anm. 19).
22 Vgl. Marx (wie Anm. 1), Werkverzeichnis III. 3. 11.
23 Ebenda, Werkverzeichnis III. 3. 38.



Traugott Lebrecht Pochmann: Dr. Johann Nicolaus Bischoff, 1814/15 (?), rückseitig beschriftet von fremder Hand: „Professor Traugott Leberecht Pochmann ad vivum pinxit Dresdae 181[...].“, Öl auf Leinwand, 70 x 55 cm, Dresden, Freimaurer-Stiftung der Apfel- und Schwerterloge (Werkverzeichnis Pochmann III. 3. 45.)

stellt hatte, dürfte er in Dresden ein gefragter Porträtist gewesen sein.[22] Damals wäre Meinhold etwa 50 Jahre alt gewesen, was dem Alter des Dargestellten auf dem Porträt von Pochmann entsprechen könnte, und etwa in dieser Zeit ist auch das verblüffend ähnliche Bildnis des Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld entstanden, dessen Zuschreibung an Pochmann zumindest dem Verfasser überzeugend erscheint.

Ein weiteres Bild aus etwa dieser Zeit könnte zum stilistischen Vergleich herangezogen werden: das Porträt des Leipziger Kaufherrn Johann Gottlob Quandt (1750 oder 1751–1819), des Vaters des bekannten Mäzens, Sammlers und Kunstschriftstellers Johann Gottlob von Quandt, der 1820 geadelt worden ist.[23] Betrachtet man bei diesem großen Bildnis in Dreiviertel-Figur nur einen Ausschnitt und beschränkt sich auf das Brustbild, dann wird die Ähnlichkeit der Auffassung besonders deutlich.

Zum Vergleich heranziehen könnte man schließlich auch das Bildnis des Freimaurers Dr. Johann Nicolaus Bischoff (1756–1833), das sich in Dresden im Besitz der Freimaurerstiftung der Apfel- und Schwerterloge befindet. Der Dargestellte trägt ein weißes Hemd mit hohem Kragen, darüber eine gelbe Weste, auch mit hohem Kragen und einen blauen Überrock. Unübersehbar ist das dreieckige Zeichen (Bijou) der Loge zum Goldenen Apfel – und an einem schmalen Band um den Hals das Zeichen (Bijou) der großen Landesloge von Sachsen sowie am breiten blauen Band der Winkel, das Amtszeichen als Meister vom Stuhl.[24]

Pochmann hat intensive Beziehungen zu den Freimaurern unterhalten, wie nicht nur das Bildnis des Nicolaus Bischoff zeigt. Er scheint zwar in keiner Dresdner Loge als Mitglied verzeichnet zu sein,[25] doch sein bester Freund, der Bildhauer Franz Pettrich (1770–1844), war Freimaurer,[26] genauso wie Carl August Böttiger, der den Nachruf 1830 verfasst hat – und von Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld hören wir: „Unter dem Namen ‚Efficacius’ trat er der Sekte der Freimaurer bei, und magische, kabbalistische und hermetische Manuskripte und Zeichnungen fanden bei ihm einen Käufer.“[27]

Sollte sich die für das Bildnis des Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld getroffene Zuschreibung an Pochmann als richtig erweisen, wovon hier ausgegangen wird, dann müssten sich die Beziehungen des Künstlers zum Hof in Coburg während der Zeit vor/um 1800 sehr persönlich und eng entwickelt haben – und es wäre ein Anfang gemacht, um zu verstehen, was die Autoren seinerzeit mit dem Hinweis auf Coburg als Aufbewahrungsort von Pochmann-Bildnissen in den Nachrufen gemeint haben könnten. Denn dem Beispiel des regierenden Herzogs werden möglicherweise andere Mitglieder des herzoglichen Hofes und/oder so mancher Beamte gefolgt sein.

Die Kunstsammlungen der Veste Coburg besitzen heute eines der überzeugendsten Bilder von Pochmann – allerdings erst seit 1957: das um 1800 entstandene und schönste bisher bekannte Selbstbildnis des Malers.[28] Es ließe sich auf dieses Gemälde beziehen, was man 1810 über ein Selbstporträt des Künstlers im „Journal des Luxus und der Moden“ hatte lesen können: „Ein in jeder Hinsicht meisterhaftes Bild! Man scheut sich, es laut zu sagen, wie treffend er sich dargestellt habe; denn man glaubt, er müsste es hören.“[29]

Das Coburger Selbstbildnis konnte 2012 als Leihgabe in der Dresdner Pochmann-Ausstellung bewundert werden, die dem Künstler zu seinem 250. Geburtstag gewidmet war.[30] In der Sammlung der Veste Coburg besteht es glanzvoll neben den beiden hier vorgestellten bzw. zugeschriebenen höfischen Porträts – und könnte/sollte (genauso wie die beiden zitierten Nachrufe) dazu motivieren, nach weiteren Gemälden des Künstlers im dortigen Umfeld zu suchen. Denn wie hatte es im Nachruf 1830 (und beinahe gleich lautend 1832) geheißen: „Seine Porträts in Oel und Miniatur wurden schon vor 40 Jahren sehr geschätzt und befinden sich nicht nur in Dresden und Leipzig, sondern in vielen andern Orten, vorzüglich in Coburg.“

24 Ebenda, Werkverzeichnis III. 3. 45. Von 1935 bis 1986 in der Dresdner Gemäldegalerie (nach 1945 Inv.-Nr. S. 976); seit 1986 im Museum Schloss Kuckuckstein, Inv.-Nr. 459; 2002 Rückübereignung an die Freimaurer-Stiftung der Apfel- und Schwerterloge und gegenwärtig ausgestellt im Logenhaus/Haus der Freimaurerstiftung in Dresden, Tolkewitzer Straße 49.

25 Vgl. Karl-Dieter Holz: Bildende Künstler, Fotografen, Museumsangestellte und Kunsthändler in Dresdner Freimaurerlogen, in: Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen. Jahrbuch 13 (2005), S. 175-184.

26 Vgl. Harald Marx: Traugott Leberecht Pochmann und Franz Pettrich. Bemerkungen zu einer Künstlerfreundschaft. In: Dresdener Kunstblätter 55 (2011), Heft 3, S. 194-201.

27 Loßnitzer (wie Anm. 14), S. 61.

28 Marx (wie Anm. 1), Werkverzeichnis I. 1.5. Abgebildet: Sächsische Heimatblätter 68 (2022), Heft 4, Rücktitel.

29 Journal des Luxus und der Moden 25 (1810), S. 312.

30 Zu dieser Ausstellung, die der Verfasser seinerzeit gemeinsam mit Gerd Spitzer von der Galerie Neue Meister kuratiert hat, ist ein Faltblatt der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister, erschienen. Hinweise/Besprechungen gab es in Dresdner Tageszeitungen: Dresdner Morgenpost, 9. Oktober 2012 und Sächsische Zeitung, 8. November 2012.

Autor
Prof. Dr. Harald Marx R
Dresden



Im Spannungsfeld zwischen Kunst und Politik – Der sächsische Architekturmaler Fritz Beckert (1877–1962)

Michael Kunze

Der Kunsthistoriker Hans Joachim Neidhardt (geb. 1925) nannte sein Werk „die letzte und großartigste künstlerische Dokumentation des alten Dresden vor seiner Vernichtung“[1]. Dem einflussreichen Cheflektor des Verlages der Kunst, Erhard Frommhold (1928–2007), galt der Maler, der nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR blieb, als „Meister der Interieurmalerei“[2]. Er würdigte Fritz Beckert ausgiebig.

Jüngst, zu dessen 60. Todestag, war für den gebürtigen Leipziger in der Wahlheimat an der Elbe indes keine Erinnerungsschau geplant, obgleich sich viele Arbeiten in öffentlichen Sammlungen finden, dazu wohl Hunderte in Privathand: Eine Ausstellung allein zu Beckerts Ehren „planen wir in absehbarer Zeit nicht“, informierte Kustos Johannes Schmidt von der Städtischen Galerie in Dresden[3] auf Anfrage. Ein Beckert-Werk hänge in der Dauerausstellung. Schmidts Haus beherbergt insgesamt 22, hinzu kommen 21 in den Staatlichen Kunstsammlungen (SKD)[4], mehr als ein Dutzend in den Städtischen Sammlungen Freital[5]: Ölgemälde, Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen, Lithogra-

Fritz Beckert: Frauenkirche und Neumarkt, Öl auf Leinwand, 1940
© Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Sylvia Lemke



Fritz Beckert vor einem seiner Werke, undatiert
Foto: Universitätsarchiv der TU Dresden, Fotoarchiv

fien, Skizzenbücher, manches mehr. Von Bautzen über Leipzig bis Zwickau[6], auch in Berlin oder Wiesbaden ist er in Museen vertreten[7] – mit mainfränkischen, thüringischen oder württembergischen Landschaften und Stadtansichten, österreichischen, solchen vom Elbtal[8], auch Interieuren. „Fritz Beckert", schrieb Niels-Christian Fritsche, Professor für Darstellungslehre an der TU Dresden, „malt sich mit seiner einmaligen Kombination aus impressionistischem Farbauftrag und architektonischer Raumwirkung zum maßgeblichen Dresdner Architekturmaler des zwanzigsten Jahrhunderts empor."[9]

Carl Friedrich „Fritz" Beckert wurde am 8. April 1877 geboren und wuchs in Markneukirchen und Plauen auf, so Erhard Frommhold in seinem Band „Unvergängliches Dresden" (1955)[10] – es ist noch heute die antiquarisch verbreitetste Publikation über den Künstler.

Dessen Eltern waren Kleinbürger; frühe künstlerische Inspiration lieferte die Zeitschrift „Gartenlaube". Im Jahre 1894 nahm Beckert an der Leipziger Akademie der bildenden Künste ein Studium auf, das als trocken, pedantisch, unschöpferisch überliefert wurde. Zu den Kommilitonen zählten später angesehene Künstler wie der Graphiker Walter Zeising (1876–1933) oder der Illustrator und Karikaturist Fritz Koch-Gotha (1877–1956).

Um der seine Entwicklung hemmenden Atmosphäre zu entkommen, wechselte Beckert 1896 nach Dresden in Friedrich Prellers d. J. (1838–1901) Atelier. Er wohnte in dieser Zeit an der Pfotenhauerstraße. Die Dresdner Akademie war nach Kämpfen zwischen Nazarenern[11] und Vertretern der Düsseldorfer Malschule[12] in ruhigeres Fahrwasser geraten: „Diese Verknöcherung des Malstils in Lehrdogmen", schrieb Frommhold, „löste sich seit den neunziger Jahren mehr und mehr von der Akademie." Es galt, Anschluss an neue Kunstströmungen zu finden.



Fritz Beckert: Moreau-Denkmal in Dresden, Öl auf Holz, 1954, Privatbesitz
Foto: Michael Kunze

Der gebürtige Lübecker Gotthardt Kuehl (1850–1915) gab dazu – und zum Leidwesen der Älteren – mit seinem an Pariser Vorbildern geschulten Impressionismus Gelegenheit. Im Atelier des Preller-Sohnes behielten indes die Überzeugungen von dessen Vater die Oberhand. „Dies erste Semester war wenig fruchtbar", fand Beckert in der Rückschau. Prellers lange Leine trug allerdings dazu bei, zu einem eigenen Stil zu finden: Im Jahre 1899, bei der Akademie-Ausstellung, wurde Beckert für das Ölbild „In einem kühlen Grunde" die Große Silberne Medaille zuerkannt. Die Große Goldene erhielt er im Folgejahr, in das auch sein Abschluss bei Kuehl als Meisterschüler fiel, zu dem er nach den Anfängen bei Preller gewechselt war. Derlei Ehrungen waren wichtig, auch da sie, wie 1899 für Beckert, mit Reisestipendien verbunden waren. Er ging seinerzeit, anders als andere früher, nicht nach Italien oder Frankreich, sondern nach Thüringen. Beckert zog von Wasungen (Eichsfeld) aus übers Land. Es galt ihm (auch in Franken) als Entdeckung wie andern Worpswede oder die oberbayerische Stille.[13]

Frühe Stücke zeigen eine Nähe zu Gotthardt Kuehl, etwa in der impressionistischen Marktansicht Pirnas (1916), die heute wohl erst auf den zweiten Blick mit Beckert identifiziert wird, da wichtige Teile seines Schaffens beim Bombenangriff vom Februar 1945 verlorengingen. Der junge Künstler wollte zunächst – wie der Lehrer – Architektur nicht sachlich wiedergeben, sondern Stimmungen einfangen, Atmosphäre. Beckert gründete im Jahre 1902 nach seinem Abschluss und in der Nachfolge des zwei Jahre zuvor aufgelösten sezessionistischen „Vereins bildender Künstler Dresden"



Fritz Beckert: Dresdner Schlossplatz, Öl auf Leinwand, 1941, Landesamt für Denkmalpflege Sachsen
Foto: Matthias Donath

mit acht Freunden die Gruppe „Die Elbier". Kuehl wurde Ehrenvorsitzender. Im Laufe ihrer Existenz zählten folgende Künstler unterschiedlicher Generationen zu dem Kreis: Otto Altenkirch, Arthur Bendrat, Walter Besig, Ferdinand Dorsch, Georg Erler, Walter Friederici, Josef Goller, Emmanuel Hegenbarth, Edmund Körner, William Krause, Gustav Meyer-Buchwald, Georg Müller-Breslau, Hans Nadler, Anton Josef Pepino, Felix Pfeifer, Otto Pilz, Walter Sintenis, Johannes Paul Ufer, August Wilckens.[14] 1903 stellten sie im Dresdener Kunstsalon Emil Richter aus, vorher in Berlin und Frankfurt.

Im Folgejahr heiratete Beckert in Niederhäslich die aus Deuben (Freital) stammende Elisabeth Marie Michalk (1881–1966)[15]; aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor.[16] Die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg brachten auch beruflich Veränderung: Beckert wendete sich den Veduten zu. Er schuf Steinzeichnungen im Auftrag eines Verlages mit Architekturansichten und Landschaften. Die Gründung einer „Malschule für Damen" schlug fehl; wirtschaftlich „angekommen" war er noch nicht. Beckert trat – der Zeitpunkt ist unklar – dem am 22. März 1905 gegründeten „Märzbund" bei, einer wenig bekannten, lockeren Gemeinschaft von Künstlern unterschiedlicher Ausdrucksformen und bis zu dessen Tode unter dem Vorsitz des Malers und Radierers Otto Wilhelm Merseburg (1874–1947). Noch 1953 nahm er „froh und munter in Gesellschaft seiner Gattin" an einer vierfachen Geburtstagsfeier von Bundesmitgliedern an der Chemnitzer Straße in Dresden teil. Sie fand statt im Atelier des Malerkollegen Rudolf Poeschmann (1878–1954). Acht Märzbundler und drei Ehefrauen waren gekommen. Über alle Systembrüche hinweg, existierte dies „stille Gefüge" für Zusammenkünfte, gemeinsame Ausflüge und Geselligkeit bis 1975, als mit Otto Westphal (1878–1975) das letzte Mitglied starb.[17]

Bedeutsam wurde für Beckert schließlich die Begegnung mit dem Dresdener Stadtbaurat Hans Erlwein (1872–1914), dem dessen Architekturmotive in Ausstellungen aufgefallen waren. Beide kamen überein, Beckert solle Erlweins Entwürfe künstlerisch in Szene setzen und so helfen, Kunden davon zu überzeugen – offenbar mit Erfolg. Es folgten Aufträge von Architekten aus ganz Deutschland. So zu Sachlichkeit verpflichtet, löste sich Beckert von seinem „malerischen" Frühstil. Die Linie wurde wichtig, informierte Kristin Gäbler, Leiterin der Städtischen Sammlungen Freital, im Austausch mit dem Autor.[18] Erste großformatige Stücke entstanden. Sie übernahmen durch manche kriegsbedingte Zerstörung eine wichtige Dokumentationsfunktion, mit der sich auch Politik machen ließ.

Im Jahre 1908 habilitierte er sich, angeregt vom Mitgründer des Deutschen Werkbundes, dem Architekten Fritz Schumacher (1869–1947), für Architekturmalerei an der Technischen Hochschule. Beckert wurde Privatdozent und hatte vom 1. Oktober 1910 an einen Lehrauftrag für Aquarellmalen inne an der damaligen Königlich-Technischen Hochschule zu Dresden.[19] 1921 erhielt er eine außerordentliche und 1925 eine ordentliche Professur in der



Nicht nur über Fritz Beckert wurde und wird publiziert. Er trat vor allem in frühen Jahren auch selbst mit einer Reihe von Veröffentlichungen hervor, etwa im Jahre 1924 mit dem Lehrbuch „Das Zeichnen von Architektur und Landschaft".
SLUB Dresden

Nachfolge des Ludwig-Richter-Schülers Ernst Erwin Oehme (1831–1907); in jenen Jahren publizierte er zudem.[20] Den Lehrstuhl hielt er bis 1945.

Schüler beschrieben ihn als „gütig, humorvoll und gemütlich".[21] In seiner Antrittsvorlesung charakterisierte er, bei aller Verehrung für Kuehl, den Wiener Rudolf von Alt (1812–1905) als geistigen Lehrer. Er würdigte auch Adolph von Menzel (1815–1905). Der Bauforscher und Architekt Heinrich Sulze[22] (1888–1958) und der Künstler Helmut Schmidt-Kirstein (1909–1985) wurden seine Schüler.[23] Die Zeit „deutlich vor 1933" war seine „künstlerisch produktivste", berichtete Anja Priewe von den SKD.[24] Er wendete sich neben bisherigen Schwerpunkten der Interieurmalerei zu und bevorzugte, beschränkte sich jedoch nicht auf barocke Räume. Befreundet war er mit Georg Wrba, Robert Sterl, Ferdinand Dorsch, Max Feldbauer, Paul Rößler, Otto Gußmann, Rudolf Schramm-Zittau; es waren erfolgreiche Jahre. Die Familie zog in eine Vorzugslage am Großen Garten: An der Pikardie 2.[25] Viele Museen nahmen Werke ab, die in Zeitschriften wie „Westermanns Monatshefte" oder „Der Kunstwart", in Büchern und auf Postkarten wiedergegeben wurden. Beckert wurde über Sachsen hinaus populär, gar volkstümlich.

Im Jahre 1933 errangen die Nationalsozialisten die Macht und forderten Bekenntnisse. Beckert war kein Antisemit wie Emil Nolde (1867–1956); er sah ein von ihm mit dem Beitrag eines jüdischen Freundes publiziertes Buch aus den Handelsregalen verschwinden[26] – und bekannte doch. Er setzte wie Heinrich Sulze sein Signet unter den Leipziger Professoren-Treueschwur auf Adolf Hitler, als einer von 14 Wissenschaftlern aus seiner Hochschulabteilung.[27] Erhard Frommhold, auch Autor des Beckert-Bändchens „Aus den Skizzenbüchern eines Malers" (1960)[28], erwähnte davon nichts[29], auch nicht, dass zu den Käufern seiner Werke die neue Elite zählte: etwa Gauleiter Arthur Greiser (1897–1946), Hitlers Privatsekretär Martin Bormann (1900–1945), überdies die Oberste SA-Führung in München. Darüber gibt eine Datenbank des Münchner Zentralinstituts für Kunstgeschichte Auskunft.[30] Die Motive der Werke sind unverfänglich. Derartiges Interesse allein ästhetischen Übereinstimmungen zuzuschreiben, ist dennoch schwer vorstellbar, zumal Beckert laut Marco Iwanzeck vom Dresdner Stadtarchiv von 1933 bis 1945 NSDAP-Mitglied war.[31] Für Nähe spricht auch, dass ein Beckert-Werk im Kupferstichkabinett nach SKD-Angaben für den „Sonderauftrag Linz" erworben wurde, mit dem das an der Donau geplante „Führermuseum" von Dresden aus konzipiert worden ist.[32] Die früher schon dargestellten mittelalterlichen Städtchen, die Beckert so gern auf Papier und Leinwand brachte, passten zum Bild, das die Nationalsozialisten von Deutschland propagierten – die Motive waren „für die Forderungen der NS-Kunstpolitik anpassbar", schätzte schätzten die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden die Umstände ein.

Die Frage bleibt, wer sich wann, wem, warum, in welchem Maße anpasste. Das können nur eingehendere Forschungen klären. Wenn Beckerts Einlassungen später unbekannt gewesen wären, hätte es Frommholds im Stil der Zeit ausfallender Bemerkungen nicht bedurft: An zwei, drei Stellen fühlte dieser sich nämlich bemüßigt, den Maler zu rügen, nannte ihn einen „gesellschaftlich so unkritischen Künstler", „sonst aller Politik abhold".[33] Letzteres konnte für den Nationalsozialismus nicht gelten und hat Tadel heraufbeschwören müssen. Denn Kunst sollte, bei allen Unterschieden, in beiden Systemen im Dienst der Politik stehen.

Dass Beckert nach 1945 geehrt wurde, zumal mit Frommholds Buch im zehnten Jahr nach der Zerstörung Dresdens, dürfte weniger seiner Popularität geschuldet gewesen sein als dem Umstand, dass sich mit den Vorkriegsansichten der Bombenangriff politisch in Dienst nehmen ließ. Im gleichen Jahr erinnerte ausgerechnet Hans Schnoor (1893–1976)[34] in Beckerts Mappenwerk „Die Türme von Dresden" an Feierlichkeiten von 1947, als sich der Künstler schon zum 70. Geburtstag „von öffentlicher und privater Seite hoch geehrt" gesehen habe. Unter Schnoors Text und jeder Reproduktion wurde festgehalten, dass dies „schöne Dresden" am 13. Februar durch „anglo-amerikanische Bomber zerstört" worden ist.[35] Die Aufmerksamkeit für Beckert fand viele Gelegenheiten. Im Jahre 1952, zu seinem 75. Geburtstag, wurde ihm auf Schloss Pillnitz durch die Staatlichen Kunstsammlungen Dres-



Katalog zur Ausstellung aus Anlass von Fritz Beckerts 80. Geburtstag, 1957



Grab der Eheleute Fritz und Elisabeth Beckert auf dem Urnenhain Dresden-Tolkewitz mit Zirkel und Wahlspruch des Corps Altsachsen Dresden
Foto: Michael Kunze

den eine Sonderausstellung ausgerichtet.[36] Zum 80. Geburtstag schließlich, 1957, erhielt Beckert an der TH Dresden eine Ausstellung mit Katalog.[37]

Friedrich Pappermann (1909–1995) wiederum, wichtiger Kunstsammler in der DDR, gehörte zu Beckerts späteren Freunden. Er überlieferte nicht nur ein Zeugnis von ebenjener Freundschaft, sondern auch von Beckerts Selbstbewusstsein: „Ich bin berühmt“, soll er ihm gesagt haben, „ich bin teuer – aber nicht für Sie!“ So berichtete es Kristin Gäbler von den Freitaler Sammlungen, denen Pappermann die seine gestiftet hat. Die meisten dort befindlichen Beckert-Werke hängen, anders als in Dresden, in der Dauerausstellung.[38]
Der zeitlebens Vielgeehrte[39] starb am 27. September 1962 in Dresden[40] und wurde auf dem Urnenhain in Tolkewitz beigesetzt; das Grab existiert nach wie vor und weist einen gravierten Wahlspruch auf. Er deutet hin auf die 1861 gegründete und seit den 1990er Jahren wieder an der TU Dresden bestehende Studentenverbindung „Corps Altsachsen Dresden“ und lautet „Litteris et Amicitiae“ („Der Wissenschaft und Freundschaft“). In der Öffentlichkeit geriet Beckert nach seinem Tode aus dem Blick, nicht aber im Kunsthandel an der Elbe, wo regelmäßig Arbeiten kursieren. Er bleibt der „fleißigste Verherrlicher Dresdens“, als den ihn der Lyriker und Essayist Dieter Hoffmann charakterisiert hat.[41]

1 Hans Joachim Neidhardt: Dresden wie es Maler sahen, Leipzig 1983, S. 125. Das Zitat findet sich auch in der gekürzten Neuauflage des Bandes aus dem Jahr 2005, S. 26.
2 Erhard Frommhold: Unvergängliches Dresden. Aus dem Lebenswerk des Städtemalers Fritz Beckert, Dresden 1955, S. 14.
3 Elektronische Nachricht von Johannes Schmidt, Städtische Galerie Dresden, vom 24. Mai 2022.
4 Elektronische Nachricht von Anja Priewe, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, vom 18. August 2022.
5 Rolf Günther/Ilka Melzer: Die Stiftung Friedrich Pappermann Freital. Eine Privatsammlung Dresdner Kunst, hrsg. von den Städtischen Sammlungen Freital – Schloss Burgk, Freital o.J. [2003], S. 93.
6 In den Kunstsammlungen Zwickau befindet sich das Gemälde „Prozession [in] Gössweinstein“ (1925), Öl auf Sperrholz. Es gelangte im Jahr 2011 über den Dresdener Kunsthandel in die Sammlung. Vgl. elektronische Nachricht von Karin Karohl, Kunstsammlungen Zwickau – Max-Pechstein-Museum, vom 25. Mai 2022.
7 Mühevolle Suche nach der Herkunft von Kunst, in: Frankfurter Rundschau vom 4. Juni 2019, abgerufen am 9. Dezember 2022 unter: https://www.fr.de/rhein-main/muehevolle-suche-nach-herkunft-kunst-12345536.html
8 Die Berge der Schweiz, die er auch bereiste, finden sich auf keiner seiner Arbeiten. Gleiches gilt, obgleich Dresden so nahe, für die Sächsische Schweiz.
9 Niels-Christian Fritsche: Geschichte der künstlerischen Grundlagenausbildung an der Technischen Universität Dresden, in: https://tu-dresden.de/bu/architektur/iggd/darstellungslehre/dieprofessur/geschichte, abgerufen am 9. Dezember 2022.
10 Frommhold (wie Anm. 2), S. 8.
11 Gruppe deutscher Künstler, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Rom und Wien in religiös-romantischer Richtung tätig war. Zu ihr zählten Friedrich Overbeck, Ludwig Schnorr von Carolsfeld, Philipp Veit und andere.
12 Gruppe deutscher Maler, die seit dem ersten Viertel des 19. bis ins erste Viertel des 20. Jahrhunderts an der Königlich-Preußischen Kunstakademie zu Düsseldorf wirkte. Zunächst nazarenischen Idealen und dem Klassizismus nahe stehend, verlagerte sich der Schwerpunkt zunehmend auf die Ästhetik des Biedermeiers und der Spätromantik, insb. der Genre- und Landschaftsmalerei. Wilhelm von Schadow und Peter von Cornelius, letzterer selbst Nazarener, zählten zu den bedeutendsten frühen Vertretern.
13 Frommhold (wie Anm. 2), S. 9, 11.
14 Hans-Günther Hartmann: Friedrich Wilhelm Hörnlein. Ein bedeutender deutscher Medailleur und der Märzbund, hrsg. von Udo Becker, Selbstverlag 2018, S. 40.
15 Laut Grabstein-Inschrift auf dem Urnenhain in Dresden-Tolkewitz geboren am 7. August 1881 und gestorben am 9. Oktober 1966.
16 Elektronische Nachricht von Marco Iwanzeck, Stadtarchiv Dresden, vom 18. Mai 2022.
17 Hartmann (wie Anm. 14), S. 40-44, 165-166.
18 Elektronische Nachricht von Kristin Gäbler, Städtische Sammlungen Freital, vom 28. August 2022.
19 Rektor und Senat (Hrsg.): Bericht über die Königlich Sächsische Technische Hochschule zu Dresden für das Studienjahr 1910/11, Dresden 1911, S. 4.

20 Fritz Beckert: Die Aquarellmalerei und ihre Anwendung auf Architektur und Landschaft, Strelitz 1923; ders: Das Zeichnen von Architektur und Landschaft, Strelitz 1924.
21 Ruth Matthaes: o.T., in: Abteilung für Architektur der Technischen Hochschule Dresden (Hrsg.): Ausstellung Professor Fritz Beckert zum 80. Geburtstag des Künstlers, Dresden 1957, S. 6-8; S. 6.
22 Ein Porträt Heinrich Sulzes, geschaffen von dem sächsischen Künstler Otto Westphal (1878–1975), mit dem Beckert im Märzbund in Verbindung stand, befindet sich in Besitz von Westphals Tochter Jutta Hartmann.
23 Matthaes (wie Anm. 21), insb. den Beitrag Heinrich Sulzes; Dieter Hoffmann: Helmut Schmidt-Kirstein. Ein Dresdner Künstler, Ravensburg 1985.
24 Elektronische Nachricht von Anja Priewe, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, vom 18. August 2022.
25 Elektronische Nachricht von Marco Iwanzeck, Stadtarchiv Dresden, vom 18. Mai 2022.
26 Frommhold (wie Anm. 2), S. 19. Es handelt sich um das Buch: Fritz Beckert/Robert Bruck: Dresden. Eine kunstbetrachtende Wanderung, Dresden 1924. Robert Bruck (1863–1942) war zunächst außerordentlicher, später ordentlicher Professor für Kunstgeschichte an der TH Dresden, der er 1927/28 als Rektor vorstand. Die Umstände seines Todes sind offenbar nicht recht klar. Suizid als Konsequenz von Repressionen – Bruck war Jude – wird als wahrscheinlich angesehen. Vgl. Robert David Bruck, in: Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (Hrsg.): Buch der Erinnerung. Juden in Dresden – deportiert, ermordet, verschollen 1933-1945, Dresden 2006, S. 60.
27 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Bekenntnis_der_deutschen_Professoren_zu_Adolf_Hitler#/media/Datei:Bekenntnis_der_Professoren_132.jpg; abgerufen am 9. Dezember 2022.
28 Erhard Frommhold: Aus den Skizzenbüchern eines Malers, Dresden 1960. Ein vom Ehepaar Beckert dem sächsischen (Heimat-) Schriftsteller Kurt Arnold Findeisen (1883–1963) gewidmetes Exemplar des Buches befindet sich im Bestand der SLUB in Dresden.
29 Dass Frommhold über Beckerts Werdegang bis 1945 im Bilde war, belegen seine Worte von „nicht immer rühmliche[r] Vergangenheit“, mit denen er später diesen und andere Künstler wie Richard Müller (1874–1956) namentlich bedachte. Was folgt, ist das Eingeständnis seiner eigenen Rolle, jedenfalls mit Blick auf Beckert: „Wurden sie dann und wann wiederentdeckt, geschah das aus verschiedenen, nostalgisch gerichteten Gründen heraus.“ Erhard Frommhold: Tradition und Traditionalismus in der Dresdner Malerei 1945-1985, in: Bildende Kunst, Heft 2 (1985), Berlin 1985, S. 51-52, zitiert nach: ders.: Ein unerschöpfliches Thema. Texte zur Kunst- und Kulturgeschichte Sachsens, hrsg. von Hildtrud Ebert, Berlin 2009, S. 202-211, 204.
30 https://gdk-research.de/de/obj19362990.html; https://gdk-research.de/de/obj19362991.html; https://gdk-research.de/de/obj19361810.html; https://gdk-research.de/de/obj19360042.html; https://gdk-research.de/de/obj19361147.html, abgerufen am 7. Dezember 2022.
31 Elektronische Nachricht von Marco Iwanzeck, Stadtarchiv Dresden, vom 18. Mai 2022.
32 Elektronische Nachricht von Anja Priewe, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, vom 18. August 2022.
33 Frommhold (wie Anm. 2) 2, S. 13, 19.
34 Hans Schnoor – geboren in Neumünster, gestorben in Bielefeld – wäre einer eingehenderen Betrachtung würdig, gerade für seine Jahre in Sachsen. Der Musikwissenschaftler arbeitete als Journalist und Kritiker und war weltanschaulich ein mit allen Wassern gewaschener Nationalsozialist und Antisemit. Nach Jahren bei der Leipziger „Freien Presse“ wurde er 1922 Feuilletonchef der „Dresdner Neuesten Nachrichten“ und ging später nach Leipzig zum „Tageblatt“ zurück. Er trat der NSDAP (1932) und allerlei andern NS-Organisationen bei. Zu berüchtigter Berühmtheit gelangte er nach mancher Entgleisung bis 1945 im Jahre 1956, als er, längst in der Bundesrepublik, den jüdischen Komponisten Arnold Schönberg wegen dessen Shoa-Melodram „Ein Überlebender aus Warschau“ (1947) im „Westfalenblatt“ angriff. Er nannte dessen Werk „jenes widerwärtige Stück, das auf jeden anständigen Deutschen wie eine Verhöhnung wirken muss. Um das Maß der herausfordernden Unanständigkeit vollzumachen, hat der Dirigent dieser Sendung [...] neben den Haßgesang des Schönberg Beethovens Musik zu Goethes Egmont gestellt. Wie lange soll das noch so weitergehen?“ Daraufhin kam es zu einem gewaltigen Skandal, in den sich Zeitungen und Fernsehen mit prominenter Kritik etwa von Walter Dirks oder Theodor W. Adorno einschalteten. Monika Boll: Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten der frühen Bundesrepublik, Münster 2004, S. 213-221, insb. S. 214, Anm. 38.
35 Erhard Bunkowsky (Hrsg.): Die Türme von Dresden. Zehn Kunstblätter nach Zeichnungen, Aquarellen und einem Gemälde von Fritz Beckert, Dresden-Niedersedlitz 1955; eine Variante gleichen Titels, jedoch mit zwölf Blättern und bereits unter Beteiligung von Bunkowsky und Schnoor, ist zudem 1949 erschienen.
36 Hartmann (wie Anm. 14), S. 168.
37 Abteilung für Architektur der Technischen Hochschule Dresden (Hrsg.): Ausstellung Professor Fritz Beckert zum 80. Geburtstag des Künstlers, Dresden 1957, 20 Seiten. Die Ausstellung wurde vom 24. April bis zum 25. Mai 1957 von der Architekturabteilung organisiert und in der TH Dresden im Mathematikbau, Block C, in den Ausstellungsräumen der Professur für Malen und Graphik gezeigt. Des Architekturprofessors Rolf Göpfert (1903-1994) – ebenfalls ein Beckert-Schüler – acht Blatt umfassende Festansprache vom 24. April ist in der SLUB in Dresden überliefert.
38 Staatliche Kunstsammlungen Dresden – Gemäldegalerie Neue Meister (Hrsg.): Die Sammlung Friedrich Pappermann in Dresden. (Katalog zur) Ausstellung im Albertinum an der Brühlschen Terrasse vom 25. März bis 17. Juni 1990, Dresden 1990 sowie FN 5.
39 Davon zeugt auch, dass noch im Jahre 1958 in der Würdigung für einen seiner Nachfolger auf Beckert verwiesen wurde: Zehn Jahre auf Fritz Beckerts Lehrstuhl: Ausstellung für Georg Nerlich in der Architekturabteilung der TH Dresden, in: Sächsisches Tageblatt, Bezirk Dresden, 13. Jahrgang (1958), S. 105.
40 Hanna Hausmann-Kohlmann: In Memoriam Professor Fritz Beckert: zum Tode eines großen Meisters der Architekturmalerei, in: Sächsische Neueste Nachrichten. Landeszeitung für Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, 11. Jahrgang (1962), S. 228.
41 Dieter Hoffmann: Trauerweidengepeitscht. Spaziergänge durch die Dresdner Kunst des 20. Jahrhunderts, Husum 2014, S. 219.

Autor
Dr. Michael Kunze
Antiquariat zum Dom
An den Fleischbänken 3
02625 Bautzen
www.Antiquariat-zum-Dom.de



Die Barockkirche in Großröhrsdorf: durch Feuer vernichtet

Frank Schmidt

Am 4. August 2023 brannte die Kirche von Großröhrsdorf (Landkreis Bautzen) infolge von Brandstiftung aus. Dadurch ging die gesamte Innenausstattung unwiederbringlich verloren.

Die evangelisch-lutherische Kirche des durch Bandweberei geprägten Ortes, der 1924 die Stadtrechte erhielt, wurde 1731 bis 1736 auf einem zuvor unbebauten Stück Land erbaut. Es ist eine Saalkirche mit eingezogenem Polygonalchor und westlichem Fassadenturm. Der entwerfende Architekt ist nicht bekannt. Jedoch waren aus Dresden am Bau der Hofbauschreiber Simons, Zimmermeister Johann Walther, Stuckaturarbeiter Sättler und Hofmaler Johann Adolph Pöppelmann (1694–1773) beteiligt. Eine Außen- und Innenrenovierung erfolgte von 1886 bis 1888, und Veränderungen wurden an Architektur und Ausstattung 1899, 1902 bis 1904 und 1908 vorgenommen.

Unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten wurde von 1933 bis 1936 unter Leitung des Dresdner Architekten Rudolf Kolbe (1873–1947) eine Renovierung mit dem Ziel der Wiedergewinnung des barocken Raumeindruckes durchgeführt. Rudolf Kolbe entwarf auch die Kirche in Graupa, die Heilandskirche in Dresden-Cotta, die Lutherkirche in Ellefeld und das Gemeindehaus der Hoffnungskirchgemeinde in Dresden-Löbtau. In Großröhrsdorf wurde insbesondere die Farbigkeit des Innenraumes und seiner Ausstattung wiederhergestellt, die historistische Glasmalerei, die Jugendstilorgel und das Jugendstillesepult entfernt, aber auch die barocken Stände von 1736 mit den bekrönenden und mit Psalmen beschrifteten Gesimse unter den seitlichen Emporen im Schiff. Obwohl im Kunstdenkmälerinventar Sachsens[1] ein Foto der Orgel von 1762 enthalten ist, wurde für

Kirche Großröhrsdorf, Blick zum Altar, Zustand vor dem Brand
Foto: Johannes Hartmann

1 Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Bd. 35: Amtshauptmannschaft Kamenz (Land), Dresden 1912, S. 56-68, zur Orgel S. 62.





die neue Orgel 1936 ein ganz anderer Gehäuseaufbau entworfen. In diesen Aufbau wurden allerdings von der Rokoko-Orgel sechs Schleierbretter, zwei Gitter, die beiden großen Seitenwangen, zwei große Posaunenengel und zwei Gloriolen eingefügt. Eine Besonderheit war es, auch die Textilausstattung im Sinne des 18. Jahrhunderts auszuführen. So erhielten die Kanzeltür und die beiden Umgangsportale des Altares Vorhänge aus Seide, und die Paramente für Kanzelpult, Lesepult und Altar wurden ebenso neu angefertigt. Alles wurde in den Farben Grün und Rot hergestellt. Für den roten Altarbehang sind dabei originale Seidenstickereien der Barockzeit mit dem neuen Seidenstoff verbunden worden. Nach Kolbes Planung wurden seitlich des Turmes zwei neue Treppenhäuser mit Stufen aus Granit angebaut, um die Holztreppen zu den Emporen im Innenraum entfernen zu können.

Bei der Außen- und Innenrenovierung der Kirche in den Jahren 2012 bis 2017 wurde der Zustand von 1936 unverändert beibehalten. Der Innenraum mit doppelgeschossiger Emporenanlage im Schiff und Rahmenstuckdecke wurde neben der Orgel von Altar, Taufe, Kanzel, Herrschaftsloge und einem Epitaph beherrscht. 1736 stiftete der in Dresden als Schlossschreiber lebende gebürtige Großröhrsdorfer Johann Grundmann die Kanzel. Diese ist in den vornehmen Formen des höfischen Dresdner Spätbarock der Stilphase des Regence gestaltet mit einem flammenden Herzen als Abschluss des Schalldeckels. Die fünf Gemälde des Kanzelkorbes (vier Evangelisten und segnender Christus) in Öl auf Holz und vor allem das Gemälde der Dreifaltigkeit an der Unterseite des Schalldeckels in Öl auf Leinwand schuf Hofmaler Johann Adolph Pöppelmann. Erst 1745 entstanden Altar und Taufe. Der Altar mit Säulenaufbau und Umgangsportalen ist eine Stiftung des in Leipzig als Kammerkommissar und Kreissteuereinnehmer lebenden gebürtigen Großröhrsdorfers Matthäus Boden. Alles wurde in Leipzig für 700 Taler hergestellt, aber Entwerfer, Tischler, Schnitzer, Bildhauer und Fassmaler sind nicht bekannt. Der Entwurf ist nur recht ungefähr an den in Dresden 1721 von dem Schweizer Architekten und Steinmetzen Giovanni Maria Fossati (um 1703–nach 1750) geschaffenen Altaraufbau aus Marmor für die Leipziger Thomaskirche angelehnt. Insbesondere folgt die Ornamentik in Großröhrsdorf nun dem Rokoko-Stil. Die Taufe ist ebenfalls in Leipzig angefertigt worden. Vier Volutenfüße tragen die Kuppa, die gleichermaßen aus vier Voluten mit großen Rokoko-Kartuschen dazwischen aufgebaut ist.

Die Herrschaftsloge kragte in Form eines Oratoriums in den Altarraum vor. An der Wand gegenüber befindet sich auch jetzt noch – freilich schwer beschädigt – das aus Sandstein,





Kirche Großröhrsdorf, Luther und Melanchthon, Gemälde, 1614
Foto: Frank Schmidt

schwarzem und weißem Marmor geschaffene Epitaph für die verwitwete Hofrätin Christiane Sophie Nicolai, die 1756 in Dresden verstarb und in der Kirche in Großröhrsdorf bestattet wurde. Das Epitaph wurde von unbekannten Dresdner Künstlern geschaffen und lagerte zunächst in einem extra dafür gebauten Häuschen auf dem Kirchhof, da die Gemeinde befürchtete, das Epitaph könnte zu schwer für die Kirchenwand sein. 1758 wurde es dann doch aufgerichtet.

Durch die Brandstiftung ist die gesamte feste und bewegliche Ausstattung vernichtet worden, dazu die Orgel von 1936. Eine Taufschale von 1884, ein barocker Kelch mit zugehörigem Hostienteller und zwei Kannen aus Zinn befanden sich nicht in der Kirche und sind somit erhalten geblieben. Das barocke Altarleuchterpaar aus Messing von 1687 und ein 1852 gestiftetes Altarleuchterpaar aus Messing in Formen des Rokoko sind ausgeglüht und mehrfach zerbrochen geborgen worden. Erhalten blieb die Grabplatte des 1666 verstorbenen Schulmeisters Samuel Steinhauer. Vom Epitaph der Hofrätin Nicolai sind die Figuren abgestürzt oder abgesplittert, nur die Figur der Frömmigkeit steht noch. Eine eisenbeschlagene Truhe konnte in der Brandnacht beherzt aus der Sakristei geholt werden. Die ca. 2,50 m langen Altarbehänge aus grüner und roter Seide waren zu Ballen gefaltet aufbewahrt und sind von der Feuerwehr aus dem Brandschutt gezogen worden. Dadurch haben sich jeweils mehrere am Rand verkohlte rechteckige Felder erhalten, darunter auch Teile der original barocken Stickereien.

Auf dem Dachboden der Kirche sind das Orgelgehäuse von 1904, die in Kisten verpackt gewesene Glasmalerei der drei Chorfenster von 1902 und die mit Sprüchen geschmückten Gesimse von 1736 verbrannt.

Ein herber kulturgeschichtlicher Verlust sind die beiden lebensgroßen Porträts von Luther und Melanchthon aus dem Jahre 1614.

Zwei Lagerräume unter den Granitstufen der beiden Treppenhäuser konnten bisher nicht betreten werden. Darin befanden sich 15 spätgotische Skulpturen.

vorige Seite oben:
Kirche Großröhrsdorf, Außenansicht, 2021
Wikimedia (SchiDD)

vorige Seite unten:
Kirche Großröhrsdorf, Kanzel und Epitaph für Christiane Sophie Nicolai
Foto: Tom Stenker

Kirche Großröhrsdorf, Altarbehang aus Seide, aus dem Brandschutt gerettetes Fragment
Foto: Frank Schmidt





Kirche Großröhrsdorf nach dem Brand
Foto: Johannes Hartmann



Rechts: Kirche Großröhrsdorf, Zustand am Tag nach dem Brand, August 2023
Wikimedia (Gunther Tschuch)

Autor
Dr. Frank Schmidt
Leiter des Kunstdienstes
der Ev.-Luth. Landeskirche
Sachsens
frank.schmidt@evlks.de

#Geschichtsvereine23 mit „Hacking Regional History“: Ausflüge ins Wikiversum

Martin Munke

Nach Workshops in Dresden 2020[1] und in Kohren-Sahlis 2022[2] setzte #Geschichtsvereine23 die Veranstaltungsreihe des Vereins für sächsische Landesgeschichte zum Austausch über moderne Formate historischer Vereinsarbeit fort. Tagungsort war diesmal Leipzig, wo im Leipzig-Zimmer der Stadtbibliothek am 20. September 2023 15 Teilnehmende aus historischen Vereinen und Archiven von Grünhainichen über Zwenkau bis Bautzen in das sogenannte Wikiversum eintauchten. Der Begriff bezeichnet die verschiedenen Portale zur freien Erschließung und Verbreitung von Wissen, die von der Wikimedia Foundation in den USA bzw. in unseren Breiten dem Verein Wikimedia Deutschland betrieben werden. Darin engagieren sich weltweit zehntausende Freiwillige. Nachdem es im vergangenen Jahr in Kohren-Sahlis bereits erste Impulse zur landes- und heimatkundlichen Arbeit mit offenen Daten und offenen Methoden gegeben hatte,[3] standen dieses Mal praktische Übungen im Vordergrund. Folgende Portale wurden dabei besonders in den Blick genommen:

- die Enzyklopädie Wikipedia, in der kollaborativ lexikalische Artikel erarbeitet werden, online seit 2001;
- die Quellensammlung Wikisource, in der urheberrechtsfreie Texte ediert, im Sinne von transkribiert werden, online seit 2003;
- das Medienarchiv Wikimedia Commons als eine Sammlung von freien Bild-, Audio- und Videodateien, online seit 2004;
- die Wikiversität bzw. Wikiversity als Plattform zur kollaborativen Erstellung offener Lern- und Lehrmaterialien, online seit 2006;
- die Datenbank Wikidata, in der Datenobjekte multilingual mit beliebig vielen Aussagen versehen und qualifiziert werden können, online seit 2012.

In einem Impulsvortrag gab es Einblicke in die verschiedenen Portale mit ihren Möglichkeiten, veranschaulicht am Projekt #Fetziges-Geschichtszeugs des Dresdner Geschichtsvereins.[4] Hierbei werden u. a. Quellen zur Geschichte des Vereins in Wikisource im Volltext erfasst und korrigiert und anschließend in Wikidata erschlossen und annotiert. Der Austausch über das Projekt und die zum Einsatz kommenden Methoden erfolgt in der Wikiversität und ist dort für andere nachles- und nachnutzbar.

Anschließend ging es an die praktische Arbeit – das „Hacking Regional History“, ausgehend von der Anmeldung in den Wikimedia-Portalen mit einem für alle Plattformen gleichermaßen nutzbaren Account. Geübt wurden das Ergänzen und Anlegen von Artikeln in der Wikipedia, die Korrektur und Einstellung von Quellen in Wikisource, das Hochladen von Medien in Wikimedia Commons und die Arbeit an Datenobjekten in Wikidata. Je nach Vorkenntnissen waren die individuellen Hürden dabei unterschiedlich hoch, von den teilweise sehr komplexen Regelwerken der einzelnen Portale ganz zu schweigen. Hier zeigte sich besonders, dass

1 Vgl. den Bericht in den Sächsischen Heimatblättern 67 (2021), Heft 1, S. 100-109.
2 Vgl. ebenda 68 (2022), Heft 4, S. 379-385.
3 Vgl. auch Jens Bemme/Martin Munke: Digitale Wissenschaftskommunikation im und mit dem Wikiversum. Erfahrungen aus der SLUB Dresden. In: 027.7 Zeitschrift für Bibliothekskultur 9 (2022), Heft 3, https://doi.org/10.21428/1bfadeb6.4112166b.



Logo-Familie des Wikiversums
Wikimedia Foundation, Lizenz: CC BY-SA 3.0

die ersten Schritte im Wikiversum gemeinsam und unter Anleitung oft besser gelingen, als wenn man allein loslegt.

In fast sechs Stunden intensiven Austauschs wurden so nicht nur erste eigene Schritte im Wikiversum getan, sondern wurde auch konkret an verschiedenen weiterführenden Projekten gearbeitet: Für einen Wikipedia-Artikel über den Königlich-Sächsischen Altertumsverein als Vorgänger des Vereins für sächsische Landesgeschichte existieren nun erste Textbausteine. Von der Gründungsmitteilung des Vereins sind erste Seiten in Wikisource erfasst und zahlreiche historische Vereinsmitglieder mit der entsprechenden Aussage in Wikidata versehen, was künftig bei weiterem Ausbau die automatische Erstellung eines historischen Mitgliederverzeichnisses ermöglichen wird. Und Wikimedia Commons konnte um eine ganze Reihe visueller Quellen zur Geschichte der Frauenbewegung in Sachsen bereichert werden. Zugleich wurde deutlich, dass der große Baukasten des Wikiversums zwar eine Fülle von Ansätzen für die eigene Forschungs- und Vereinsarbeit bietet, diese aber immer sehr spezifisch auf ihre Potentiale und Grenzen für die jeweils eigenen Vorhaben betrachtet werden müssen. Die Teilnehmenden fuhren so mit ganz unterschiedlichen Ideen zum „Hacking Regional History“ nach Hause.

Nach der mittlerweile dritten Ausgabe möchte der Verein für sächsische Landesgeschichte das Workshop-Format #Geschichtsvereine2X auch zukünftig gern gemeinsam mit Partnereinrichtungen und an wechselnden Orten in Sachsen weiter fortführen. Über inhaltliche Wünsche und Angebote sowie die Bereitschaft zur gemeinschaftlichen Ausrichtung freuen wir uns sehr. Bitte nehmen Sie Kontakt mit uns auf:
kontakt@saechsische-landesgeschichte.de.

4 Vgl. den Bericht von Caroline Förster in Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, https://saxorum.hypotheses.org/10099.



Teilnehmende des Workshops beim gemeinsamen Arbeiten
Foto: Gisela Petrasch

Autor
Martin Munke, M.A.
SLUB Dresden
Zellescher Weg 18
01069 Dresden
Martin.Munke@
slub-dresden.de

Neuerscheinungen

Werner J. Patzelt: Ungarn verstehen. Geschichte, Staat, Politik, Langen Müller Verlag GmbH München 2023, Festeinband, 480 Seiten, keine Abbildungen, ISBN 978-3-7844-3678-4, 35,00 Euro



Werner Patzelt war Gründungsprofessor des Instituts für Politikwissenschaften der TU Dresden und von 1992 bis 2019 Inhaber des Lehrstuhls für Politische Systeme und Systemvergleich an dieser Universität. Nach seinem Eintritt in den Ruhestand wurde er 2021 für neun Monate als Senior Fellow an das Mathias Corvinus Collegium in Budapest berufen. In dieser Zeit bot er am Deutsch-Ungarischen Institut für Europäische Zusammenarbeit Lehrveranstaltungen an – und lernte das politische System Ungarns kennen, das in Deutschland nur vage und allenfalls als Zerrbild bekannt ist. Diese Erfahrung nutzte er, um ein Buch über Ungarn vorzulegen. Es wendet sich an ein breiteres Publikum, das sich für Politik und Geschichte Ungarns interessiert.

Im ersten Teil des sehr gehaltvollen Buches analysiert Patzelt die Ungarnbilder der Deutschen. Er kommt dabei zum Ergebnis, das beide Länder über vollkommen unterschiedliche Mediensysteme verfügen, was zum Missverhältnis in der Berichterstattung führt: „In Ungarn gibt es nämlich keine mediale Dominanz der Linken mehr, in Deutschland hingegen sehr wohl." (S. 21). Die deutsche Presse verbreite ausschließlich die Meinung der politisch links stehenden Gegner des Ministerpräsidenten Viktor Orbán, der seit 2010 in Ungarn mit absoluter Mehrheit regiert, die über den Umweg deutscher und europäischer Medien versuchen, Orbán zu diskreditieren. So komme es, dass in Deutschland ein falsches Bild der ungarischen Demokratie vermittelt werde.

Patzelt erklärt sehr eindrücklich die unterschiedlichen Geschichtsbilder Deutschlands und Ungarns – und spaziert mit dem Leser in Siebenmeilenstiefeln durch die ungarische Geschichte. Dabei verweist er darauf, dass sich für die Abtrennung deutschen Staatsgebiets 1919 und 1945 niemand mehr interessiere, während der Vertrag von Trianon 1919, „die größte Katastrophe seit der Osmanischen Eroberung", bis heute in Ungarn präsent sei. Er verschweigt nicht, dass die Politik des Revisionismus unter Reichsverweser Admiral Miklós Horthy erneut in die Katastrophe geführt habe.

Der Hauptteil des Buches erklärt sehr detailliert Politik und Regierungssystem Ungarns in der Gegenwart. Dabei merkt man durchaus, dass die Betrachtung von einem Politikwissenschaftler stammt. Denn manche Bereiche des öffentlichen Lebens kommen zu kurz: Geschichtspolitik, Kirche, Kultur und Literatur. So erfährt man nicht, dass jeder Schüler mindestens eine Stunde Volkskundeunterricht pro Woche in der Schule erhält und die christlichen Kirchen eine starke Förderung erfahren. Bei „Ungarn verstehen" hätte man auch einen Abschnitt über die ungarische Sprache und ihre Eigenheiten erwartet – der leider fehlt. Die Sprache bildet einen wesentlichen Teil der nationalen Identität.

Im letzten Viertel des Buches unternimmt Patzelt den Versuch, die unterschiedlichen Sichtweisen auf die Orbán-Regierung in Ungarn darzustellen. Er wendet dabei die Methode an, zwei kontroverse Narrative gegenüberzustellen – ohne sich dabei selbst zu positionieren. Der erste Beitrag besagt, Ungarn sei inzwischen eine Diktatur, der zweite Erzählstrang erläutert, warum Ungarn einen alternativen Weg zum „liberalen" System vieler Länder der EU geht und welche historischen Begründungen es dafür gibt. Ungarn könne „als Europas Frühwarnsystem für kommende, anderswo weithin als irreal betrachtende Gefahren dienen". Außerdem habe Ungarn als kleines Land mit vielen Minderheiten „Sensibilität dafür, wie – und bis zu welchen Grenzen – man eine multikulturelle Gesellschaft gerade noch zusammenhalten kann". Patzelt entlässt den Leser und fordert ihn auf, sich eine eigene Meinung zu bilden. Er äußert dabei die Hoffnung, dass die einsetzende Entfremdung zwischen Deutschland und Ungarn aufgehalten wird.

In der Summe: Wer mehr über Ungarn in Geschichte und vor allem Gegenwart erfahren will, sollte dieses Buch unbedingt zur Hand nehmen, zumal es in der Einordnung der Orbán-Politik auf dem aktuellen Stand ist und mehrere Sichtweisen gegenüberstellt. Als alleinige Lektüre zum kulturellen Erbe Ungarns ist es nicht zu empfehlen, weil die politikwissenschaftliche Note zu dominant alle weiteren, ebenso spannenden Lebensfelder überdeckt.

Dr. Matthias Donath

Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern e.V. (Hrsg.): Burgen im Vogtland und in angrenzenden Gebieten. Burg und Siedlung (Forschungen zu Burgen und Schlössern 21), Redaktion: Christine Müller, Michael Imhof Verlag Petersberg 2022, 255 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Grafiken, Risse und Zeichnungen, ISBN 978-3-7319-1211-8, 39,95 Euro



Obwohl der Band „Burgen im Vogtland und in angrenzenden Gebieten" übertitelt ist, werden die Beiträge in drei Themenbereiche gruppiert, die die geographische Zuordnung in „Aktuelle Burgen-

forschung in Westsachsen“ und „Aktuelle Burgenforschung in Ostthüringen“ aufschlüsselt sowie entsprechend dem Untertitel des Bandes in „Burg und Siedlung“. Während man den Beitrag von Christine Müller (Topografische Burg-Stadt-Relationen im Vogtland), die zugleich für die Gesamtredaktion verantwortlich zeichnet, wohl deshalb in die dritte Gruppe gestellt hat, weil sie regionenübergreifend analysiert, dienen die anderen Beiträge wohl eher als Vergleichsfolie (Olaf Wagener: Die Burgengründungen des Erzbischofs Balduin von Trier und die zugehörigen Siedlungen – eine interdisziplinäre Betrachtung; Markus Jansen: Die Burgenpolitik der Stadt Köln im Spätmittelalter; G. Ulrich Großmann: Mehrere Burgen in einer Stadt; Wolfgang Schwabenicky: Die mittelalterlichen Befestigungen der Stadt Mittweida; Marina Beck: Die Veste Oberhaus – eine landesherrliche Residenz. Zur Funktion und Nutzung der fürstbischöflichen Burganlage in Passau; Tobias Gärtner: Archäologische Untersuchungen zu Burg und Dorf Anhalt; Volker Mende: Ein Vorschlag zur Lokalisierung der Burg Sciciani bei Cottbus), weshalb der Obertitel des Bandes insgesamt den Inhalt stark verkürzt anzeigt und in die Irre führt. Ehe wir uns den eigentlich einschlägigen Beiträgen zuwenden, nur ein paar Worte zur These Volker Mendes, der die in den hochmittelalterlichen Urkunden um das Jahr 1000 drei Mal erwähnte Burg Sciciani mit einer erst kürzlich (wieder)entdeckten Wallanlage im Cottbuser Eliaspark identifizieren möchte. Auch wenn die einstige Größe der Anlage unbestritten ist, können die Argumente nicht recht überzeugen. Insbesondere fehlt jegliche philologisch-onomastische Ableitung. Tatsächlich haben die Namenforscher mit weiteren guten Argumenten, wie der Nähe zu Bautzen, Seitschen als Sciciani in Anspruch genommen, was Volker Mende keine Erwähnung wert ist. Aufgrund weiter zu erwartender Entdeckungen slawischer Wallanlagen, wenn man nur an die Möglichkeiten der Luftbildarchäologie denkt, dürften das letzte Wort wohl doch die Namensforscher haben.

Den tiefenanalytischen Einstieg in den Band leistet Yves Hoffmann mit dem Beitrag zu „Kolonisation und hochmittelalterlicher Burgenbau in den neu besiedelten Gebieten des Reichslandes Pleißen“, der die übrigen Beiträge auch in seinem Umfang um ein vielfaches übertrifft. Strukturierendes Element und Ausgangspunkt bei der Kolonisation waren die Burgen, von denen der Verfasser Burg Greifenstein, die eigentlich namenlose Burg(ruine) Isenburg, Hartenstein, Lauterstein, Mylau, Nidberg, Sachsenburg, Schellenberg, Schwarzenberg, Stollberg, Waldenburg, Wildenfels, Wolkenburg und Wolkenstein näher vorstellt, wobei der Rezensent nur die eher beiläufig gegebene Bestätigung hervorheben möchte, dass es sich bei der im Jahr 1212 in Aussicht gestellten Schenkung der Burg Schwarzenberg seitens des jungen Stauferkaisers Friedrich II. an den böhmischen König eben nicht um Schwarzenberg im Erzgebirge handelt, sondern um Schwarzenberg in der Oberpfalz. Dem schließt sich der Beitrag von Hans-Jürgen Beier zu „Burgen und Herrschaft der Vögte an Pleiße und Zwickauer Mulde bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts“ an, wobei der Verfasser vor allem Kirchenstrukturen und Rodungsherrschaften übereinanderlegt. Jörg Wicke geht den Spuren vom „Schloss der Vögte in Plauen. Gedanken zur Gestalt der mittelalterlichen Wehranlage“ nach, das freilich im Laufe der Jahrhunderte eine vielfache Umnutzung bis hin zum Gefängnis erfahren hatte und nach der verheerenden Zerstörung durch einen Bombenangriff bei Kriegsende 1945 weitestgehend devastiert ist.

Ivonne Burghardt wendet sich mit den „Abrechnungen des Amtes Plauen 1486 –1546“ einer spezifischen Quellengattung zu und erörtert „den Nutzen von Amtsrechnungen für die Burgen- und Schlösserforschung“. Daraus kann man nicht nur viel über die Raumfolge, die Ausstattung u.ä. der Gebäude erfahren, sondern auch über den Alltag, etwa wenn „die Bretter erfaullt und darunder die Meuße grosse hölen und locher gemacht“. Torsten Remus berichtet von den „Ergebnisse[n] bauhistorischer Untersuchungen in der Burg Schönfels (Stand 2021)“. Linda Burghardt ordnet die „pleißenländische Burg Lichtenstein (Sachsen) im Kontext des Landesausbaus im 13. Jahrhundert“ ein, die „der zweiten Phase des pleißenländischen Siedelvorstoßes“ (S. 87) zuzurechnen ist. Norbert Oelsner beleuchtet „historische Stellung und baugeschichtliche Entwicklung von Burg Osterstein in Zwickau im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“, die sowohl ihr Aussehen erst durch die ehrgeizigen Pläne Kurfürst Christians I. von Sachsen erhielt, der mit dem „Umbau zum repräsentativen Renaissanceschloss […] wieder Anschluss an europäische Architekturentwicklungen gewinnen“ wollte (S. 101), als auch ihren Namen Osterstein, denn zuvor lauteten die Bezeichnungen „schlicht Hus, Burg und Schloss“, nach 1550 kurzzeitig Weißenstein.

Rainer Müller stellt „Schloss Burgk – eine spätmittelalterliche Burg der Vögte von Gera“ vor und geleitet damit hinüber in den ostthüringischen Teil. Dem schließt sich Christian Tannhäuser „Wysburg oder Saalburg – Zwei Burgen der Vögte von Gera?“ an, die aller Wahrscheinlichkeit nach im Vogtländischen Krieg 1354 zerstört wurden. Christian Fritzsche und Benjamin Rudolph gehen auf die „Zwingerbefestigung der Leuchtenburg bei Seitenroda (Thüringen)“ ein, die durch mehrere Zwingertürme auffällt.

Alle Beiträge zeichnen sich durch eine hervorragende Bebilderung und Beigabe von Plänen, Rissen, Stichen und sonstigen Grafiken aus. Allein das macht den Band über seinen inhaltlichen Ertrag auch zu einem optischen Augenschmaus.

Dr. Lars-Arne Dannenberg



Cornelia Neustadt/Martin Riebel unter Mitwirkung von Henning Ohst und Sabine Zinsmeyer (Hrsg.): Die Inschriften der Stadt Meißen (Die Deutschen Inschriften, Bd. 113; Leiziger Reihe, Bd. 8), Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden 2022, 2 Bände mit 943 Seiten, Festeinband, Farbteil mit 229 Abbildungen, ISBN 9783752007190, 120,00 Euro

Das Langzeit-Forschungsprojekt „Die deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit" begann 1934 und hat sich das Ziel gesetzt, alle Inschriften in Deutschland, Österreich und Südtirol bis etwa 1650 zu sammeln und wissenschaftliche zu bearbeiten. Derzeit sind daran sieben Akademien der Wissenschaften beteiligt. Die Sächsische Akademie der Wissenschaften richtete 1996 eine Arbeitsstelle ein, die sieben Inschriftenbände zu Orten in Sachsen-Anhalt veröffentlichte. 2015 wurde eine Arbeitsstelle in Dresden für die Inschriften in Sachsen gegründet (2022 verlegt nach Leipzig), 2021 eine Arbeitsstelle in Jena für Thüringen. Der vorliegende Doppelband ist das erste Werk der Dresdner Arbeitsstelle und der erste Band, der sich mit Inschriften in Sachsen beschäftigt. In Bearbeitung befinden sich ähnliche Bände zu Görlitz und Torgau. Obwohl der Doppelband laut Buchangabe 2022 erschienen ist, erfolgte die Buchpräsentation erst im Oktober 2023.

Die Bearbeitung der Inschriften richtet sich nach den einheitlichen Vorgaben des Forschungsprojekts. 539 Inschriften – auch solche, die heute nicht mehr vorhanden sind – werden abgedruckt, mit Übersetzung versehen und ausführlich kommentiert. Leider wurden nicht prinzipiell Abbildungen beigefügt. Der Farbteil in Band 1 mit 229 Abbildungen dokumentiert nur einen Teil der untersuchten Inschriften. Der Reihentitel bedeutet nicht, dass nur deutsche Inschriften aufgenommen werden. Der Großteil der Inschriften ist in lateinischer Sprache verfasst. Die hebräischen Inschriften Meißens wurde nicht aufgenommen. Hier verweist Henning Ohst auf die vorbildliche Bearbeitung durch Christiane Donath (Misnia Judaica. Mittelalterliche hebräische Grabinschriften in Meißen und die Geschichte der Juden in der Mark Meißen bis zum 15. Jahrhundert, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 46 [2004], S. 391-484). Seltsam aber, dass dieser Titel im 70 Seiten langen Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt. Nach demselben Prinzip hätte man auch die 202 Inschriften auf Grabdenkmälern im Meißner Dom und in der St. Afrakirche auslassen müssen, die bereits 2004 eine umfassende Bearbeitung durch den Rezensenten erfahren haben (Die Grabmonumente im Dom zu Meißen, Leipzig 2004). Dann wäre aber für den Meißen-Band nur noch wenig Material übriggeblieben, so dass man sich für eine erneute Bearbeitung entschied. Neu hinzugekommen sind die Inschriften im Stadtgebiet und die Inschriften im Meißner Dom, welche nicht mit einem Grabdenkmal zu tun haben. Aber auch diese hätte man in den Kunstdenkmäler-Inventarbänden von Cornelius Gurlitt aus den Jahren 1919 und 1920 finden können. Echte Neubearbeitungen sind die neugefundenen Inschriften im Haus Rote Stufen 3 sowie im Crasso´schen Weinbergshaus.

Die Artikel beruhen auf einer gründlichen Auswertung sämtlicher bekannter Quellen, darunter gelehrter Schriften, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Dabei hat man gutgläubig alles für bare Münze genommen, was Georg Fabricius und andere Gelehrte geschrieben haben. So nahm man Epigramme, die in humanistischer Manier den in der Fürstenkapelle beigesetzten Wettinern und anderen hochgestellten Personen gewidmet waren, als vermeintliche Inschriften auf. Die Bearbeiter behaupten, diese Grabgedichte hätten sich „auf einer Tafel oder direkt auf der Wand" befunden. Wie das ausgesehen haben soll, dafür haben sie keine Erklärung. Tatsächlich gibt es keine Hinweise darauf, dass diese – teilweise seitenlangen – Grabgedichte auch tatsächlich als Inschriften existiert haben.

Der ernorme Ressourceneinsatz seitens der Sächsischen Akademie der Wissenschaften brachte natürlich viele weiterführende Ergebnisse. So gelang es, einen stark zerstörten Bereich der Grabplatte Paul Mündels (gest. 1481) lesbar zu machen. Aus diesem Inschriftenteil geht hervor, dass der Geistliche in Mahlitzsch bei Dommitzsch geboren wurde – ein interessanter kulturgeschichtlicher Mosaikstein. Zum Tuchmachertor auf dem Kirchhof der Frauenkirche fanden die Bearbeiter heraus, dass es von den Söhnen eines Meißner Apothekers gestiftet wurde und nichts mit Tuchmachern zu tun hat. Diese akribische, detailversessene Forschungsarbeit stößt aber mitunter an seine Grenzen. So gehen die Bearbeiter beim Epitaph für Anna von Kommerstädt in der Meißner Frauenkirche weiterhin davon aus, dass der in der Inschrift genannte Georg von Kommerstädt der älteste Sohn gewesen sei. Hätten sie die Angaben der Inschrift ernst genommen, hätten sie merken müssen, dass das historisch wie biologisch nicht stimmen kann: Die Verstorbene war bei der Geburt ihres Sohnes Georg 43 Jahre alt, und nur sechs Jahre später schrieb sich ein Bruder Georgs in die Matrikel der Universität Leipzig ein. Er muss demzufolge älter gewesen sein (Matthias Donath: Meißner Bürger- und Adelsfamilien. Teil 1: Kommerstädt, in: Monumenta Misnensia 15 [2021/22], S. 44-57).

Der Doppelband ist ein unverzichtbares Hilfsmittel für die weitere landesgeschichtliche Forschung. Nutzern ist allerdings zu empfehlen, die Einträge immer parallel mit denen im Band „Die Grabinschriften des Meißner Doms" sowie mit den zahlreichen Aufsätzen des Rezensenten in der Zeitschrift „Monumenta Misnensia" abzugleichen.

Dr. Matthias Donath

Reiseangebot: Mit sächsischem Blick durch Ungarn

Das Zentrum für Kultur//Geschichte wird ab 2024 auch Reisen anbieten. Mit einer Themenreise nach Ungarn eröffnen die ZKG Reisen ihr kulturhistorisch und heimatgeschichtlich geprägtes Programm. Die Reise wird in Kooperation mit dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz durchgeführt und ist die inhaltliche wie geografische Fortsetzung der Reise nach Polen und Litauen im Spätsommer 2022. Der Reisetermin der achttägigen Tour im Spätsommer 2024 liegt außerhalb der sächsischen Sommerferien. Die Führungen vor Ort übernimmt Dr. Matthias Donath, einer der Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“ und Mitwirkender des Projektes „Sachsen und Ungarn“.
Ungarn und Sachsen sind nie durch eine gemeinsame Dynastie verbunden gewesen, sieht man davon ab, dass König Matthias Corvinus im späten 15. Jahrhundert auch über die damals böhmische Oberlausitz herrschte. Beide Länder grenzen auch nicht aneinander. Dennoch gab es durch die Jahrhunderte viele Begegnungen, die Spuren vor Ort hinterlassen haben. Die Tour geht diesen Spuren nach, erklärt dabei die Geschichte und Kultur Ungarns und stellt zugleich das Leben in heutigen Ungarn vor. Während der Reise sind Begegnungen mit Persönlichkeiten aus Kultur und Politik vorgesehen, die uns ihr Land nahebringen. Dabei wird der Blick auch auf die deutsche Minderheit gerichtet. Die Reise möchte ein unvoreingenommenes Bild der ungarischen Kultur und Geschichte wie auch der Lebenswelt der Gegenwart vermitteln.

Folgendes Reiseprogramm ist vorgesehen:

Montag, 26.8.2024
Abfahrt in Dresden / Stadtbummel durch Pressburg (Bratislava, Pozsony), Hauptstadt des Königreichs Ungarn während der osmanischen Besetzung Zentralungarns / Besuch des Martinsdoms, der Krönungskirche der ungarischen Könige von 1563 bis 1830 / Übernachtung in Pressburg

Dienstag, 27.8.2024
Weiterfahrt entlang der Donau Richtung Budapest / Besichtigung von Gran (Esztergom) und der Kathedrale des Primas von Ungarn / Halt in Plintenburg (Visegrád) und Besichtigung des wiederentdeckten Königspalastes von Matthias Corvinus aus dem 15. Jahrhundert / erste Erkundungen in Budapest, der Metropole Ungarns / Übernachtung in Budapest

Mittwoch, 28.8.2024
Stadtrundgang in Budapest einschließlich der Stadtteile Pest und Ofen (Buda) mit der Ofener Burg / Besuch des Parlaments mit Führung / Denkmal der nationalen Zusammengehörigkeit / Besuch des Evangelischen Landesmuseums mit Blick auf das Testament Martin Luthers / Übernachtung in Budapest

Donnerstag, 29.8.2024
Besuch des Ungarischen Nationalmuseums / Begegnung mit Vertretern der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen / Besuch bei der Otto-von-Habsburg-Stiftung / Übernachtung in Budapest

Freitag, 30.8.2023
Weiterfahrt nach Fünfkirchen (Pécs) mit Halt in ungarndeutschen Dörfern und Kleinstädten / Stadtbesichtung in Fünfkirchen /Besuch des Valeria-Koch-Schulzentrums / Übernachtung in Fünfkirchen

Samstag, 31.8.2023
Weiterfahrt nach Norden in Richtung Plattensee (Balaton) / Besuch der Porzellanmanufaktur Herend, einer Manufaktur nach Meißner Vorbild, die sich im 19. Jahrhundert mit Kopien von Alt-Meißen einen Namen machte / Stadtbummel in Raab (Győr) mit Besuch der Bischofskirche des „Kardinals von Sachsen“

Sonntag, 1.9.2024
Besuch von Ödenburg (Sopron) im ehemaligen Deutsch-Westungarn / Besichtigung der Evangelischen Kirche und des Evangelischen Museums / Picknick am Ort des Paneuropäischen Picknicks, des Orts der Grenzöffnung Ungarns im August 1989 / Übernachtung in Pressburg

Montag, 2.9.2024
Rückfahrt nach Dresden



Islamische und katholische Zeugnisse in Fünfkirchen (Pécs)

Der Reisepreis beträgt 650,00 Euro im Doppelzimmer. Der Einzelzimmerzuschlag beläuft sich auf 140,00 Euro. Im Reisepreis inbegriffen: Busfahrt, Reiseleitung, Eintritte, Führungen und Vorträge, 7 Übernachtungen mit Frühstück in 3-Sterne-Hotels, davon 3 Übernachtungen in Budapest, 2 Übernachtungen in Pressburg, 1 Übernachtung in Fünfkirchen und 1 Übernachtung in Raab.
Im Reisepreis nicht inbegriffen: Kosten für Mittag- und Abendessen. Wir starten die Reise mit einem Picknick, das die Reiseteilnehmer gestalten. Ansonsten besteht in der Mittagspause die individuelle Möglichkeit zu essen. Am Abend ist der gemeinsame Besuch eines Restaurants eingeplant.

Es wird um eine Anmeldung bis zum 31. Januar 2024 gebeten. Diese richten Sie bitte an:
ZKG Reisen, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, Tel. 03521 40 20 796, shb@zkg-dd.de

Verein für sächsische Landesgeschichte

Aktuelle Informationen

Vom Mittelalter bis zur Zeitgeschichte, von der Oberlausitz bis ins Erzgebirge bot das bisherige Veranstaltungsprogramm des Jahres 2023 wiederum vielfältige Möglichkeiten zum Eintauchen in die sächsische Landesgeschichte mit all ihren Facetten.

Eröffnet wurde das Vereinsjahr im Januar gleich mit einem Höhepunkt, der landesweit ersten Veranstaltung zur 600. Wiederkehr der Verleihung der Kurwürde an die Wettiner, die Prof. Dr. Enno Bünz (Leipzig) unter das Motto „1423 als Wendejahr der sächsischen Geschichte“ stellte. Im voll besetzten Vortragssaal des Hauptstaatsarchivs Dresden legte der Referent eindrucksvoll Gründe und Folgen der Rangerhöhung der Wettiner dar, während im Nachbarraum in einer exklusiven Kabinettausstellung die Originalurkunde sowie weiterer Dokumente zu sehen waren. Die Veranstaltung bildete zugleich den Auftakt zu unserer neuen Reihe „Wie geht sächsisch?“, in der der Verein in regelmäßigen Abständen zentrale Themen der Erinnerungskultur und historischen Identität in Sachsen aufgreift und kritisch reflektiert. Die Vorträge der Reihe werden regelmäßig auf der Homepage unseres Vereins publiziert.

Nicht weniger Spektakuläres bot die erste Kooperationsveranstaltung mit dem Dresdner Geschichtsverein, bei der uns Dr. Steffen Taut (Dresden) im Februar in der Zentralbibliothek des Kulturpalastes den seit 100 Jahren bestehenden Magischen Zirkel Dresdens vorstellte, nebenher so manche Münze vermehrte und einen Krug mitgebracht hatte, dessen Wasservorrat unerschöpflich war. Das staunende Publikum war in jeder Hinsicht verzaubert.

Dem Bahnstreik trotzte Prof. Dr. Stefan Ehrenpreis (Innsbruck) im Mai und nahm einige Mühen bei der Anreise auf sich, um uns am Beispiel des Korruptionsprozesses gegen den Leipziger Kaufmann Heinrich Cramer von Clausbruch die Verbindungen zwischen Zar, Kaiser und sächsischem Kurfürsten aufzuzeigen – eine Kooperation mit der Professur für Sächsische Landesgeschichte der TU Dresden.

Die traditionell den Exkursionen vorbehaltenen Frühlings- und Sommermonate führten Mitglieder und Gäste des Vereins in diesem Jahr bislang nach Schlettau, Leipzig und Kamenz. Wir bereicherten unser Wissen über den bedeutenden Baumeister Johann Traugott Lohse und die Besonderheiten des Spinnmühlenbaus in Sachsen im frühen 19. Jahrhundert, erlebten eine beeindruckende, durch Musik und Gesang bereicherte szenische Lesung mit dem Autor Bernhard Schawohl aus seinem historischen Roman „Hans-Georg von Carlowitz (1772–1840) und die Zeichen der Zeit“ und wurden in die Aussagekraft von Stadtbüchern des Spätmittelalters als einer überaus reichhaltigen Quellengattung der Alltagsgeschichte eingeführt.

Zu einer kleinen Tradition geworden ist mittlerweile bereits unsere Workshopreihe #Geschichtsvereine2x, deren dritte Auflage im September im Umfeld des Historikertags in Leipzig stattfand. Mehr zur praktischen Arbeit mit dem Wikiversum beim Hacking Regional History lesen Sie im separaten Beitrag zu dieser Veranstaltung.



Foto: Martin Munke

Verleihung des Hubert-Ermisch-Preises 2023 an Nico Hillme M. A. (Dresden)

Bereits zum zweiten Mal verliehen werden konnte der „Hubert-Ermisch-Preis für Geschichte und Kultur Sachsens“ für eine herausragende studentische Abschlussarbeit. Preisträger Nico Hillme (TU Dresden) erhielt die Auszeichnung für seine Masterarbeit „Normative Aspekte der Prinzenerziehung am sächsischen Hof in der Frühen Neuzeit“. Die Entscheidung über die Preisvergabe oblag einer fünfköpfigen Jury, bestehend aus Vorstands- und weiteren Vereinsmitgliedern, die die eingegangen Bewerbungen begutachteten. Die Zusammensetzung der Jury wechselt jährlich und bietet jedem Mitglied die Möglichkeit zur Mitwirkung an der Vereinsarbeit.

Aktiver als in der Vergangenheit nimmt der Verein aktuell seine Mitgliedschaft im Kuratorium „Tag der Sachsen“ wahr und beabsichtigt, sich in der Arbeitsgruppe zur inhaltlichen Weiterentwicklung des Festes einzubringen. Gern können die Vereinsmitglieder dem Vorstand ihre



Foto: Judith Matzke

Kabinettausstellung im Hauptstaatsarchiv Dresden zur 600. Wiederkehr der Verleihung der Kurwürde an die Wettiner



Foto: Anett Juhrs

Festsitzung des Kuratoriums „Tag der Sachsen“ am 2. September 2023 in Bad Schlema

eigenen Vorstellungen zur Gestaltung des „Tags der Sachsen“ übermitteln. Während der letzten Kuratoriumssitzungen konnten darüber hinaus einige Kontakte zu Kommunen geknüpft und Unterstützungsangebote bei der Ausrichtung von Stadtjubiläen und Ortsfesten ausgesprochen werden.

Engere Kontakte geknüpft wurden im Sommer auch zum Lusatia-Verband e. V., einem Dachverband Oberlausitzer Heimat-, Natur-, Geschichts- und Kulturvereine. Beide Vorsitzende trafen sich im Juli mit Vorstandsmitgliedern des Verbands in Zittau und tauschten Ideen für künftige gemeinsame Veranstaltungen aus. Umrahmt wurde das Treffen von einer Präsentation des Großen Fastentuchs, das sich im 19. Jahrhundert für längere Zeit im Museum des Sächsischen Altertumsvereins befand und so auch ein Teil unserer eigenen Vereinsgeschichte ist. Die Vereinsvorsitzenden konnten ebenso an der justament an diesem Tag in den Städtischen Museen Zittau stattfindenden Willkommensfeier für die restaurierte Hermes-Figur teilnehmen und beim anschließenden Empfang ein persönliches Gespräch mit Ministerpräsident Michael Kretschmer führen.

Dr. Judith Matzke

Ausblick auf das Jahr 2024

Auch im Jahr 2024 können unsere Mitglieder und interessierten Gäste ein vielfältiges Programm und eine Reihe mittlerweile gut etablierter Veranstaltungsformate erleben. Fortgesetzt wird unsere Reihe „Wie geht sächsisch?“. Ebenso wird im Rahmen unserer Mitgliederversammlung bereits zum dritten Mal der Hubert-Ermisch-Preis für studentische Abschlussarbeiten verliehen. Außerdem stehen mehrere Buchpräsentationen im Veranstaltungskalender.
Höhepunkt und von zentraler Bedeutung für unseren Verein sind jedoch unsere Aktivitäten zum Jubiläum 200 Jahre Sächsischer Altertumsverein. Mehrere Exkursionen und unser Sommerfest werden uns im Laufe des Jahres zu heute noch mit der Geschichte des Altertumsvereins verbundenen Orten führen und verschiedene Objekte aus den früheren Sammlungen des Vereins in den Mittelpunkt stellen. Höhepunkt des Festprogramms wird am 18. Oktober 2024 die wissenschaftliche Tagung „200 Jahre Sächsischer Altertumsverein“ sein. Unmittelbar daran schließt sich vom 18. bis 20. Oktober 2024 der Tag der Landesgeschichte des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine an, der sich passend mit dem Thema „Die Geschichts- und Altertumsvereine und ihre Sammlungen“ befasst. Beide Veranstaltungen finden am authentischen Ort des früheren Museums des Altertumsvereins im Palais im Großen Garten in Dresden statt und bieten historisch arbeitenden Vereinen und Initiativen aus ganz Sachsen im Rahmen eines Geschichtsmarkts Präsentations- und Austauschmöglichkeiten. Besonders geehrt fühlen wir uns durch die Übernahme der Schirmherrschaft der Veranstaltung durch den Ministerpräsidenten. Am besten, Sie notieren sich den Termin im Oktober 2024 gleich im Kalender. Die vorbereitende AG Jubiläen steht weiterhin jedem interessierten Vereinsmitglied offen und freut sich über personellen Zuwachs.

Dr. Judith Matzke

Mitgliedsbeitrag ab 2024

Infolge der Erhöhung des Abonnementpreises der „Sächsischen Heimatblätter“ für Vereinsmitglieder um acht Euro ab dem Jahr 2024 hatte sich die Mitgliederversammlung im April mit einer Erhöhung der Mitgliedsbeiträge zu beschäftigen. Der Zustimmung zur Beitragserhöhung in gestaffelter Form (vollständige Weitergabe an vollzahlende Mitglieder, reduzierte Weitergabe an Mitglieder mit Ermäßigungsanspruch) ging eine intensive Diskussion um die Höhe unserer Beiträge und zeitgemäße Publikationswege für den Verein voraus. Der Vorstand hat deshalb den Auftrag zur Einrichtung einer AG Beitragsordnung erhalten, die sich im Juni 2023 konstituiert hat. Die AG arbeitet bis zur nächsten Mitgliederversammlung Vorschläge zur Umgestaltung der Beitragsordnung aus und bereitet derzeit eine Mitgliederbefragung zu diesem Thema vor.

Folgende Mitgliedsbeiträge (inkl. Bezug der Sächsischen Heimatblätter) gelten ab 1. Januar 2024:

Vollzahlende Mitglieder	78,00 €
Mitglieder mit Ermäßigungsanspruch	51,00 €
Körperschaftliche und fördernde Mitglieder	78,00 €.

Haben Sie Interesse an den Angeboten des Vereins, möchten Sie sich an unseren Aktivitäten beteiligen oder wünschen Sie sich Unterstützung durch den Verein bei Ihrer landesgeschichtlichen oder heimatkundlichen Arbeit, dann nehmen Sie Kontakt mit uns auf.

Veranstaltungen 2023

7. November 2023, 18:00 Uhr
Dresden 1866 – Die besetzte Stadt im vergessenen Krieg
Vortrag von Götz Krüger (Dresden) im Hauptstaatsarchiv Dresden

Im Gegensatz zu anderen Kriegen blieb Dresden 1866 von Kampfhandlungen und Zerstörungen verschont. Neben harten Maßnahmen der preußischen Zivilverwaltung und einer Cholera-Epidemie belasteten diesmal 11 Monate preußischer Einquartierungen, deren Kosten nicht nur von den Hausbesitzen, sondern auch von deren Mietern vorzufinanzieren waren, viele Familien sehr stark. Doch im Empfinden vieler Menschen in Dresden war das Schlimmste, dass die Preußen die Stadt provisorisch befestigten. Und diese Befestigungen mussten auch nach dem Friedensschluss erhalten bleiben.

12. Dezember 2023, 18:00 Uhr
Die Afrika-Expedition Augusts des Starken. Globalisierung zwischen Wissenschaft, Exotismus und Politik
Vortrag von Prof. Dr. Andreas Rutz (Dresden) im Hauptstaatsarchiv Dresden

Eine Veranstaltung aus dem Jubiläumsangebot #ISGV25 des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde

August der Starke entsandte gegen Ende seiner Regierungszeit eine Expedition nach Afrika, um dort „alles Merckwürdige der Natur und Kunst“ untersuchen zu lassen. Dafür schickte er zwei Leipziger Professoren mit einem Team aus Wissenschaftlern und Zeichnern auf die Reise. Geplant war, den immer noch weitgehend unbekannten Kontinent von der Mittelmeerküste bis zum Kap der Guten Hoffnung zu erkunden. Weiter als Nordafrika kamen die Forscher aber nicht. Nach dem Tod des Kurfürsten 1733 beorderte sie sein Sohn August III. zurück nach Sachsen. Die sächsische Afrika-Expedition zeugt vom Interesse an fernen, ‚exotischen' Welten und vom Versuch, diese nach Sachsen zu bringen. Sie steht aber zugleich für die Bestrebungen der europäischen Mächte der Zeit, sich diese Welt anzueignen und sie sich zu unterwerfen.
Änderungen sind vorbehalten. Bitte informieren Sie sich zusätzlich regelmäßig auf unserer Homepage über den aktuellen Stand des Programmes.

Berichtigung zu: Die Anfänge der Stadt Zöblitz, SHB 1/2023

Auf Seite 112 meines Aufsatzes ist mir ein fataler Fehler unterlaufen: Karlheinz Blaschke hat die Herren von Erdmannsdorf nicht in die wettinische Klientel eingeordnet und ist nicht Autor des Stichwortes Erdmannsdorf im Handbuch der Historischen Stätten. Diese Angaben, deren Fehlerhaftigkeit mir erst nach der Drucklegung aufgestoßen ist und deshalb nicht mehr korrigiert werden konnten, sind nichtig. Ich bitte die Leser und Nutzer meines Aufsatzes aufrichtig um Entschuldigung.

Volkmar Geupel

IMPRESSUM

Sächsische Heimatblätter ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: DDV Elbland GmbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive Mwst., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Kopie des Bautzener Matthias-Corvinus-Denkmals im Burgviertel von Budapest, angebracht 1930.
Foto: Matthias Donath



Illustration von Walter Rieck (1911–2002) aus dem Buch „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (1952) mit freundlicher Genehmigung der Florian Noetzel Verlage GmbH Wilhelmshaven

Die Kügelgens

Eine Familie zwischen Deutschland, Estland und Russland

28. Okt 2023 bis
5. Mai 2024

Hauptstraße 13, 01097 Dresden
Tel.: 0351-8044760
Mi bis Fr: 10.00 bis 17.00 Uhr
Sa und So: 12.00 bis 17.00 Uhr

Kügelgenhaus – Museum der Dresdner Romantik

Kügelgen haus

Museen der Stadt Dresden

Museum der Landeshauptstadt Dresden

Dresden.